Tagebuch dreier Kinder.

Fortsetzung der 52 Sonntage

von A. Stein.



Tagebuch dreier Kinder.

Fortsetzung der 52 Sonntage

von

A. Stein.
(Marg. Wulff.)

Mit neun colorirten Bildern.

Zehnte Auflage.

Berlin.
Winckelmann & Söhne.

Den

jungen, fernen Freunden

August, Leo, Heinrich und Anna

zu

Gratz in Steiermark

gewidmet.

Erster Sonntag.

Ein Jahr ist verflossen, seit wir zuletzt unser Tagebuch schrieben; ich kann mir nie denken, daß es so lange ist, und zähle immer wieder nach, aber richtig zwölf Monate! Damals wurden wir sehr traurig gestört; die liebste Mama erkrankte so plötzlich und so heftig, daß wir fürchten mußten, sie zu verlieren. O, das war eine trübe Zeit! Wir sahen Mama wochenlang nicht, aber Marie war nicht aus der Krankenstube fortzubringen. Sie saß dort auf einem kleinen Schemel; wenn Mama mit geschlossenen Augen lag, legte sie die Hände in den Schooß und sah unverwandt nach dem Bette hin; öffnete Mama dann die Augen, so ging sie auf den Fußspitzen zu ihr, klopfte mit ihren kleinen Händen Kopfkissen und Decke, und fragte

leise: liegst du nun besser? Ist es so gut? — Wenn Mama wachte, saß Marie auf ihrem Schemel und strickte, denn sie dachte, Mama werde sagen: „Sei nicht müßig Marie, beschäftige Dich, oder spiele draußen.“

Wenn Marie zu uns kam, und wir fragten: „Marie, willst Du spielen?“ da funkelten ihre Augen, man sah ordentlich, wie ihr das Herz hüpfte, aber dann besann sie sich und sagte: „Ich mag nicht spielen, so lange Papa und der Doctor ein so böses Gesicht machen.“ Sie sahen aber Beide nicht böse aus, nur traurig und besorgt.

Von Otto und mir kann ich wenig sagen, wir verhielten uns im Hause ganz still, baten aber Gott vielmal am Tage, er wolle unsere gute Mama beschützen, und sie nicht von uns nehmen. Draußen spielten wir wohl, und ritten und fuhren, aber die rechte Lust und Freude fehlte. Früher hatte ich Herrn Flohr manchmal von Menschen sagen hören, sie thäten dies oder das, um die Zeit todtzuschlagen, und verstand es nie recht; nun wußte ich, was es sagen wollte. Wenn man traurig ist und etwas Lustiges unternimmt, so geht die Zeit damit hin, aber vergnügt ist man doch nicht.

Als Mama außer Gefahr war, und in der Genesung fortschritt, das war ein Jubel! Herr Otto hatte viel nachzuholen, und ließ seinem Uebermuth recht den Zügel schießen, und Marie war auch bei der Hand. Als sie zuerst mit uns draußen war, sagte sie: „Nun müßt Ihr jeden Tag mit mir spielen; Ihr unnützen Jungen habt Euch lauter hübsche Späße gemacht, während ich mit meinem Strickstrumpf in der Ecke saß.“ An den Tag denke ich noch, das war ein fröhlicher Tag! —

An dem Tage, an welchem Mama ihr Krankenzimmer zuerst verließ, beschenkte Papa mehrere arme Leute mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln. Otto, Marie und ich schenkten unserem Sohne einen neuen, täglichen Anzug, denn der Junge ist gar nicht so still, als wir anfangs dachten. Jeden Augenblick kommen bei seiner Jacke die Ellenbogen, und bei den Beinkleidern die Knie zum Vorschein. Der Schulmeister schrieb damals: „Da die junge Herrschaft Sorge für den Knaben trägt, muß ich gehorsamst anzeigen, daß die tägliche Jacke desselben sich in einem recht kläglichen Zustande befindet, und daß, in der augenblicklichen Noth, ein grüner Flicken auf das blaue Tuch hat gesetzt

werden müssen, was nicht zum Besten aussieht. Auch von den Hosen läßt sich nicht viel Erfreuliches melden u. s. w. —"

Der Brief war an mich überschrieben; als ich ihn den Geschwistern vorlas, lief Marie gleich fort, ihren Geldbeutel zu holen. Schwer hatte sie daran nicht zu tragen, sie machte ihn auf, und guckte sehr bekümmert hinein. Otto sagte: „Ein braver Familienvater hat nichts als Sorgen, aber der Junge ist ein Esel. Ich will hergeben, was ich habe, mehr kann ein ehrlicher Bursche nicht."

Zufällig befand sich meine Kasse in ziemlich guten Verhältnissen, und so brachten wir, mit Fallen und Aufstehen, wie Tante Susanne zu sagen pflegt, so viel zu einem täglichen Anzuge zusammen. Wir gaben den letzten Schilling her, und doch fehlten an der Summe, die wir bedurften, noch drei Groschen. Da war große Noth! Marie lief immer von Otto zu mir, von mir zu Otto, und sagte: „Bittet doch Papa, bittet Mama, oder Tante, oder Herrn Flohr." Otto sprang zuletzt auf den Tisch und schrie mit donnernder Stimme: „Verpflichtungen, die ein braver Bursch' eingegangen ist, erfüllt er selber; kein Mensch

soll uns helfen!" Die arme kleine Marie war so erschrocken, daß sie unter den Tisch kroch, wo ich sie lachend hervor holte. —

Drei Groschen, die man haben muß, und nicht hat, sind eine schlimme Sache. Wir überlegten hin und her, und Marie, welche sich vom ersten Schrecken erholt hatte, fing mitunter an: Ich sage, bittet — — Otto's Blicke brachten sie aber stets wieder zum Schweigen, und zuletzt sagte er: „In Ehrenhändel mischen Frauen sich nicht; jetzt schweigst Du!" Ich konnte vor Lachen zu keinem rechten Besinnen kommen, zuletzt fiel mir doch ein Ausweg ein. Laßt uns, sagte ich, die Exercitienbücher, die wir nicht mehr gebrauchen, an den Krämer verkaufen, dafür bekommen wir am Ende drei Groschen. Der Vorschlag ward mit Jubel begrüßt, jeder holte seine Bücher herbei; Marie meinte: „Wenn nur Niemand meine Handschrift erkennt, damals schrieb ich noch recht schlecht! Ich wollte nur, der Krämer gäbe für jedes Buch eine Mandel und eine Rosine in den Kauf."

Der Hausknecht mußte sich erkundigen, wie viel die Krämer für ein Pfund beschriebenes Papier bezahlten, und

nachdem dies geschehen, brachten wir mühsam das Erforderliche zusammen. Tante Susanne, welche zugegen war, belustigte sich sehr an unserer Noth. Der Hausknecht mußte den Handel abschließen, und brachte zugleich mit dem Gelde ein Päckchen Mandeln und Rosinen, „für das kleine Fräulein," wie er sagte. Marie ward ganz roth; „Ach!" sagte sie, „kennt der Krämer meine Hand?" Tante erwiederte: „Gehorsame Dienerin, der Krämer bin ich, aber siehst Du, jene großen Herrn dort, welche viel zu hochmüthig waren, auch nur Einen Pfennig von ihrer würdigen Tante anzunehmen, werden dem unerachtet den Inhalt des Päckchens nicht verschmähen." Die gute kleine Marie schüttete denselben auf den Tisch, und rief: „Jetzt kommt und laßt uns zählen; Einer bekommt so viel wie der Andere."

Während Mama krank war, verließ Tante Susanne sie weder bei Tag noch bei Nacht, aber an jedem Tage, wo Mama sich besser befand, bestellte Tante ein süßes Gericht. Papa, der solche Dinge nicht sehr liebt, merkte es zuletzt und sagte lächelnd: „Ich sehe wohl, daß an einem so guten Tage nicht das Herz allein eine Freude haben

soll.“ Marie rief: „Ach, Papa, es ist ja etwas so Süßes, daß Mama sich besser befindet, das muß man mit Saft und mit Zucker feiern!“ —

Ich wollte das eigentlich nicht schreiben, aber nachdem ich einmal angefangen, war mir Alles so lebendig vor Augen und Sinn, als ob ich es heut erlebt hätte.

Mama war über drei Monate krank und leidend, deshalb fragte sie nicht wie sonst nach dem Tagebuche; uns war damals auch die Lust daran vergangen, und so schwiegen wir gleichfalls. — Ueber die Störung, welche später eintrat, kann Otto berichten; jetzt hat Mama mit Bestimmtheit verlangt, daß die alte Ordnung wieder hergestellt werde.

Vom heutigen Sonntag kann ich nur sagen, daß wir ihn einsam verlebt haben; Papa ist fort, Herr Flohr — — aber davon will ich nicht erzählen, bis Otto und Marie vom vorigen Jahre berichtet haben.

Wilhelm.

Zweiter Sonntag.

Sonntag Nr. 2; wenn dieser vergangen sein wird, dann bleiben noch fünfzig zu erleben und zu beschreiben. Drei in zwei und fünfzig giebt einen Bruch; ich werde daher bescheiden sein, und für meinen Antheil nur siebenzehn Sonntage begehren, daß heißt, zu beschreiben, denn erleben will ich sie gern Alle.

Nachdem Mama hergestellt war, wünschte der Arzt, daß sie sich einige Wochen am Unterharz aufhalten und Ziegenmilch trinken möge. Nun begann eine große Völkerwanderung, denn wir Alle sollten Mama begleiten. Herr Flohr, Wilhelm und ich waren besonders vergnügt; Marie sah ein wenig bedenklich aus: „Ich darf gewiß nicht mit, wenn Ihr die hohen Berge besteigt," sagte sie, „und da ge-

höre ich eigentlich recht hin; denn ich kann klettern wie eine Katze, und ich werde gar nicht müde, aber Mama wird es nicht erlauben!"

Wilhelm ging stets im Hause umher und sang nach selbsterfundener Melodie: Der Brocken ist der lange Herr Philister u. s. w. Herr Flohr declamirte:

„Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen
Und die stolzen Wolken jagen."

Das klang so hübsch, und wir waren ein ganz glückliches Völkchen, nur die arme kleine Marie dachte mitunter daran, daß sie eigentlich eine Katze sei und doch nicht werde klettern dürfen.

Papa begleitete uns nicht sogleich; wir Uebrigen begaben uns auf den Weg, und nachdem Mama lange ge-

wählt, beschloß sie, sich in Wernigerode niederzulassen. Herr Flohr, Wilhelm und ich durften nach Gefallen umherstreifen und schweifen; unser Endziel war der Brocken. Als wir abmarschirten, das war eine Lust! Jeder trug ein kleines Ränzchen auf dem Rücken, einen Stock in der Hand, und Wilhelm überdies seine Blechkapsel, weil er auf die Pflanzenjagd gehen wollte. Tante Susanne und Marie blickten uns sehnsüchtig nach, Marie sah aus wie ein trauriges Kind, aber Tante! sie sah mich an mit ihren großen Augen und sagte: „O die Berge, die lieben, prächtigen Berge! Wenn die Ferne in Nebel und Duft gehüllt ist, dann denke an mich! Wenn ich solchen Nebelflor erblicke, da fällt mir immer ein, das sei verzauberte Sehnsucht. Siehst Du, am Harz muß man allerlei Hexenglauben haben, und dies ist meiner." Ich sah, daß Tante mit ihren Thränen rang, und das that mir weh. „Tante Susanne," hob ich ganz wehmüthig an, aber sie unterbrach mich sogleich: „Höre, Junker Otto, lasse Dir nie einfallen, alte Leute beklagen zu wollen, und wenn Du die Vögel im Walde singen hörst, so erinnere Dich gelegentlich, daß Du ein Grünschnabel bist." Ich nahm meine Mütze sehr tief ab,

und dann ging's in die Welt hinein, in die Welt von Tannen, Gestein und Moos.

O wie prächtig ist das Harzgebirge! Ich glaube, ich möchte dort wohnen; aber da, wo die Bergquellen am wildesten rauschen; zwischen dunklen Tannen und wildem Gestein müßte mein Haus stehn, ein weißes Haus, mit grüner Hausthür und grünen Laden, und mit einem Strohdache, und viele schöne Jagdflinten und Büchsen möchte ich haben, und eine ganze Schaar von Hunden. Wilhelm war ganz verwundert, als ich den Gedanken aussprach. „Du wolltest einsam im dunklen Walde wohnen?" fragte er, „Du? Das verstehe ich nicht!" „Aber ich verstehe es," entgegnete Herr Flohr; „fast in allen frischen, thatkräftigen Gemüthern findet sich ein Anflug von Melancholie, eben, wie bei manchen Gemälden die Parthien dunkel untermalt werden, welche dazu bestimmt sind, am hellsten und glänzendsten hervor zu treten. Jetzt verstehst Du das vielleicht noch nicht, später aber wirst Du es begreifen und Dich dieser Unterredung erinnern."

Herr Flohr und ich hielten uns mehr zu einander, denn Wilhelm saß überall fest, und stürzte förmlich auf

alle ihm unbekannten Pflanzen und Gräser ein. Herr Flohr schaute mitunter lächelnd zurück, und sagte: „So sieht jeder die Welt auf seine Weise, der Eine im Einzelnen, der Andere im Allgemeinen." Wilhelm rief uns oftmals nach: „Steht doch einen Augenblick still, einen Augenblick nur!" und wenn dies geschah, stand er da mit gefalteten Händen und deutete auf das Moos am Boden. „O seht doch! saht Ihr jemals ein solches Grün? das ist doch zu wundervoll!" — Seine Freude machte auch uns Vergnügen, und wir bewunderten mit voller Ueberzeugung. — Herr Flohr sagte, er habe einmal gelesen, wie man im tieferen Norden noch mehr überrascht und erstaunt sein würde, auch an den dürresten Abhängen noch grünendes Moos zu finden, sagte man sich nicht, daß eben dies Moos jeden Sonnenstrahl und jeden Thautropfen auffinge. In dieser einfachen Betrachtung läge eine tiefe Lehre für jedes Menschenleben. —

Wir durchstreiften den Harz in allen Richtungen, besahen alle Hüttenwerke und fuhren in die Gruben von Clausthal hinab. Wollte ich das Alles beschreiben, so würde ich von diesem Jahre nichts berichten können. In



den Gruben gefiel es mir gar nicht; ich sehnte mich nach frischer Luft und hellem Tageslichte, während Wilhelm nicht von dort fortzubringen war und alle Taschen voll Erde und Gerölle packte.

Ich sah vor Jahren einmal eine Abbildung der Salzwerke von Wieliczka, welche in einem großen Saal aufgestellt war; da sah es anders aus! Die Wände flimmerten und glitzerten wie Silber; in ausgehauenen Nischen standen Altäre, und auf einigen derselben brannten ewige Lampen.

In Klausthal kauften wir einige Kleinigkeiten für Mama, Tante Susanne und Marie, und sahen einen Wagen mit Studenten einfahren, welche aus langen Pfeifen rauchten und bunte Schlafröcke trugen. Die Leute auf der Gasse sahen ihnen lächelnd nach, und jedem, der ihnen begegnete, riefen sie ein einstimmiges „Glück auf!“ zu. Das ist ein hübscher Gruß! Aber ich höre ihn doch am liebsten von denen, welchen er zur anderen Natur geworden, da klingt er so treuherzig und wohlgemeint! Die Reisekleider der Herren Studenten gefielen mir gar nicht; solch' ein Schlafrock, worin man weder Arme noch Beine rühren kann, ist ein schlechter Anzug für einen rüstigen Burschen. —

So, für heute ist es genug; den dritten Sonntag nehme ich wieder, und beschreibe die Fahrt nach dem Brocken, d. h. die Fahrt auf unseren sechs Beinen; hinauf zu reiten hätten wir uns geschämt, und nebenbei waren unsere Privatkassen nicht besonders gefüllt, und die Reisekasse vergütete solche Ausgaben nicht. Marie wird den nächsten Sonntag natürlich überschlagen, denn was weiß sie vom Brocken; das muß sie sich gefallen lassen. Otto.

Nachtrag: Kaum hatte ich dies Wort geschrieben, als Herr Flohr mir über die Schulter guckte und es laut mit besonderer Betonung las: Höchst wichtig! Nachtrag! glaubst Du mein guter Bursch, daß ein resoluter Mensch solcher Nachträge und Nachschriften bedarf? Da irrst Du sehr; der wirklich Resolute weiß, was er in seinem Briefe mittheilen will und muß; der besinnt sich gegen den Schluß hin, was noch zu sagen sei, und ist das geschehen, schreibt er seinen Namen und damit ist es fertig. Nachschriften überlasse den Damen und den Kindern, die sich viel mit Kleinigkeiten beschäftigen und niemals fertig werden. Hoho, was wird Tante Susanne dazu sagen. — Mein Nachtrag ist hin. Ich empfehle mich ihr als ihr gehorsamster Grünschnabel.

Dritter Sonntag.

Marie nahm das Ueberschlagen sehr vornehm auf: „Wenn es doch mein Sonntag ist!" sagte sie, „und ich weiß sehr gut, wie es auf dem Blocksberge aussieht, und daß es gar nicht wahr ist, daß die Hexen dort in der Mainacht tanzen." — Wilhelm breitete die Arme gegen sie aus: „Komm Du mit mir, Marie, wir wollen in den Garten gehen und Seifenblasen machen, das thust Du ja so gern." Marie flog in seine Arme: „Du bist ein guter Bruder!" sagte sie, und küßte ihn. „Und was bin ich denn?" — Die kleine gute Marie blickte mich halb bestürzt an. „Du?" fragte sie langsam, „Du bist" — „Nimm Dich in Acht, Marie!" Sie schlang ihre Arme fest um Wilhelms Hals, und sagte: „Du bist auch mein Bruder, aber recht ein Herr

von Thunichtgut!“ Beide machten sich dann eilig aus dem Staube, und ich wäre am liebsten mit ihnen gelaufen, wenn auch nicht, um Seifenblasen zu machen. —

Der Gang nach dem Brocken war wunderschön; lang und ermüdend auch, aber so recht Herz und Sinn erfrischend. Ueberall prächtige Tannen, sprudelnde Quellen und wunderbare Steinmassen. Ab und an zogen Reisende auf Eseln an uns vorüber, auch Damen, welche ihre weißen Tücher schwenkten, uns zu grüßen; eine warf mir einen kleinen Kuchen zu, und dabei lachte sie herzlich.

Glücklicherweise hatten wir Butterbröde mitgenommen, und Herr Flohr eine Flasche mit Wasser und Wein. — Fußgänger sind doch die allerglücklichsten Leute, wo sie rasten, da gehört ihnen die Welt. Als wir da saßen auf bemoosten Steinen, unter hohen Tannen unser Frühstück verzehrten, umhersahen, und auf den Ruf der Vögel hörten — so ist mir niemals zu Sinne gewesen! Wir redeten viel mit einander darüber; Herr Flohr sagte: „Es giebt Augenblicke, während welcher man die Sorgen des Lebens nicht fühlt, wo man denkt, das Leben habe überhaupt keine Last und keine Bedürfnisse, sondern nur Glück und Wonne voll-

auf. Solchen Rausch erlebt man meistens nur im Freien, im Anschauen aller Wunder Gottes, welche die Natur darbietet." Ich weiß nicht mehr, wie viele Butterbröde ich verzehrte, aber doch war mir zu Muthe, als hätte ich von der Luft leben können. —

Je höher man steigt, je öder wird es; als wir das Brockenhaus erreichten, war ich zum Jubeln zu müde. Das kam mir sehr jämmerlich vor, aber es war doch so. — Eine große Gesellschaft war dort versammelt, die größtentheils noch außen umher stand; wir gingen ins Haus, und Herr Flohr ließ uns die Fußbekleidung wechseln, bestellte uns ein Abendessen, und begehrte, daß wir uns, bis dies erscheine, ruhig verhalten sollten.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, durften wir uns noch draußen umsehen; es war ganz wunderhübsch; manche Thürme und Ortschaften waren noch ganz hell beleuchtet, andere lagen in dem Hexennebel eingehüllt, von dem Tante Susanne sprach. O, wäre sie mit uns dort gewesen! Ich glaube, sie hätte vor Freuden geweint, und doch auch hätte sie sich mit ihrer Schelmerei unter den vielen Gestalten umgesehen, welche mit uns dort waren. Es waren größten-

theils Studenten, Damen, Engländer und Offiziere. Ein ältlicher Herr mit einem schönen braunen Barte gab sich viel mit uns ab, weil wir zufällig die einzigen Kinder dort waren; obwohl er sehr schwerfällig aussah, konnte er doch tüchtig laufen und jagte sich mit uns umher.

Nachdem Herr Flohr uns zu Bette geschafft hatte, ging er in den großen Saal, um dort mit der Gesellschaft zu Abend zu essen. Bei Anbruch des Tages ward Alles im Hause geweckt; wir waren bereits angekleidet, als Allarm geschlagen ward. Herr Flohr lachte bei unserer Frage, ob er vergnügt gewesen sei, hell auf. „Ja," sagte er, „das war ein spaßhafter Abend, und ganz ohne Mißklang, was sich auch nicht immer begiebt."

Wir waren die Ersten im Freien; nach uns kam der dicke Herr mit dem Barte, aber er sah gar nicht gut aus, denn er hatte seine Nachtmütze auf. Eine weiße Nachtmütze sieht doch zu abscheulich aus! Als ich jedoch darüber lachte, kriegte er mich zu packen und faßte mich, als ob seine Hände von Eisen wären. „Ich will Dich lehren, über meine Nachtmütze lachen!" sagte er; als er mich losließ, waren wir doch die besten Freunde; ich verbiß den Schmerz

und er scherzte nur, aber es war ein handfester Scherz, das ist gewiß. —

O, wäre Tante dort gewesen! wie sahen Alle aus! nur ein paar junge Mädchen und einige Studenten waren hübsch anzusehen. Die Meisten sahen verdrießlich, müde oder krank aus, und fast alle bleich. — Der Aufgang der Sonne war wunderschön; im Osten brach röthlicher Schimmer durch hohe weiße Nebelschichten, und ein Stern nach dem andern versank darin, bis endlich die Sonne wie ein Sieger hervortrat. Wilhelm und ich drückten uns die Hände, aber wir sagten nichts. Wir standen lange dort betrachtend und bewundernd, und waren fast die Letzten, welche zum Frühstück ins Brockenhaus gingen. Der Caffee schmeckte ganz prächtig; zu Haus, wenn man gemächlich aus dem Bette kriecht, sich gemächlich wäscht und ankleidet, weiß man gar nicht, was ein Frühstück sein kann. —

Noch einmal durften wir uns draußen umschauen, dann bezahlte Herr Flohr die Rechnung, und jeder von uns bekam ein Sträußchen an die Mütze, zur Erinnerung an den Brocken, den wir wohl ohnehin nimmer vergessen werden.

Unser Freund, der dicke Herr, trat den Rückweg mit uns an; die Studenten waren früher schon singend und jodelnd abgezogen. Der Rückweg war herrlich! jetzt ging es bergunter. Unser Begleiter schritt tapfer vorwärts, immer betrachtend und sich freuend, aber wo es glatt oder sehr abschüssig war, rief er mir zu: „Jetzt hilf mir, Bursche, aber sieh Dich vor! falle ich, so sollst Du sehen!“ — Er reichte mir dann das Ende seines Stockes, welches ich fest erfaßte, und vorsichtig, fast rückwärts, voranging; so überwanden wir alle Schwierigkeiten glücklich. Mir war auch gar nicht bange, ich fürchtete nur immer, daß ich vor Lachen aus dem Gleichgewicht kommen würde, und eine zweite Bekanntschaft mit den Kräften des Fremden hätte ich nicht gerne gemacht.

Der fremde Herr unterhielt sich lange mit Herrn Flohr über deutsche Dichter, und dieser sagte ein wunderhübsches Gedicht, von dem mir ein Vers erinnerlich geblieben:

„Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die munt're Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.“

Das lag uns Alles so vor Augen und im Gehör, denn überall riefen, sangen und zwitscherten die Vögel in rechter Waldesfreiheit, und vor und neben uns der Wald, die Quellen, und Moos und Gestein. — Der Fremde kannte jeden Vogelruf und ahmte denselben täuschend nach, oder pfiff ganz unvergleichlich. — Zu mir sagte er: „Was willst Du denn eigentlich werden in der Welt?" — „Was Rechtes," entgegnete ich. Er lächelte: „Sehr gut, nur ist der Begriff etwas weit. Du wirst etwas Rechtes, wenn Du ein frommer, rechtschaffener Mensch bist, aber das setze ich als unerläßlich voraus. Was denkst Du einmal zu treiben? Zu einem Professor oder Assessor wirst Du schwerlich taugen."

Das stieg mir zu Kopfe: „Weshalb nicht?" fragte ich trotzig. — „Deshalb schon nicht, weil Du ein Hitzkopf bist, Du wirst Dir selber nicht leicht Fesseln anlegen, deshalb müssen Andere es thun. Du mußt Soldat werden, Gehorsam und Ergebung und Hingebung lernen, und doch ein freier Mensch bleiben, der die kleinliche Last des Lebens nicht trägt. Das paßt für Dich; Dein Bruder kann dem Staate in anderer Weise nützen, in dem steckt kein Soldat, obwohl er ein kreuzbraves, ehrenhaftes Gesicht hat."

Herr Flohr schien mit dem Gespräche nicht ganz zufrieden: „Otto hat Anlagen,“ sagte er, „die weit führen können.“

„Man ist viel, wenn man ein guter Soldat ist,“ entgegnete der Fremde und strich seinen Bart. „Wenn der Bursche unter der Last der Gelehrsamkeit ergraut, so verfehlt er seine Bestimmung. Aber höre, was Du auch erwählen magst, sieh Dich bald nach einem Lebensplan um, keiner soll blind durch die Welt gehen, sondern sich fragen und sagen, wozu er taugen mag.“

Wilhelm fuhr fort, Pflanzen zu sammeln, wozu der Fremde freundlich, aber doch fast mitleidig lächelte; dergleichen hatte er wohl niemals getrieben. Doch erzählte er uns, wie er einst auf den Bergen um Salzburg auf den schroffsten, kältesten Höhen eine weiße Blume gefunden und gepflückt, deren dicke Blätter wie Parchend anzusehen waren. „So vernachlässigt die Natur keines ihrer Kinder,“ sagte er, „und giebt jedem ein passendes Kleid.“

Wilhelm fiel auf dem Wege über eine Baumwurzel, was den Fremden sehr belustigte. „Da liegt der Gelehrte!“ rief er lachend; Wilhelm sprang jedoch mit einer Gewandtheit empor, die seinen vollen Beifall hatte. „Bravo!“ sagte

er, „für einen Professor fast zu gut!" Ueber Wilhelm's Gesicht flog eine Wolke. „Ich weiß nicht, ob ich jemals Professor werden kann oder werden will, aber ich weiß, daß ich, durch die Welt gehend, Gottes Allmacht stets mit Andacht bewundern werde." Der Fremde blickte Wilhelm scharf an: „Das war eine gute Antwort, für welche ich den Hut vor Herrn Flohr abnehme. Der Knabe hat seine Gedanken, wie der Jüngling und der Mann sie hat, aber nur durch einen tüchtigen Lehrer lernt er denselben den richtigen, bei der Sache bleibenden Ausdruck zu geben. Sprich verworren oder weitschweifig oder geziert, und Keiner wird Nutzen oder Freude haben von dem, was Du gedacht. — Herunter mit Hut und Mütze — wir beugen uns beide vor Herrn Flohr." — Nun muß ich schließen.

Otto.

Vierter Sonntag.

Da Otto einmal begonnen, muß ich wohl in derselben Weise fortfahren. Wir wollten in Osterode übernachten, und als wir durch das Dorf gingen, hörten wir Gesang aus einem Wirthshause schallen, und erkannten die Brocken-Studenten, welche sich dort lustig umher trieben. Wir wählten ein anderes Gasthaus, und sie begrüßten uns, als wir vorüber zogen, indem sie ihre Mützen und langen Pfeifen schwenkten. Unser Begleiter war eben wie wir bedeutend hungrig, und wir hatten kaum ein gemeinsames Abendessen bestellt, als aus dem andern Wirthshause ein mit Bleistift geschriebener Zettel für ihn anlangte. Er las denselben, lächelte und theilte uns den Inhalt mit, mir später das Zettelchen schenkend, weil ich so großen Spaß daran hatte, es lautete so:

„Lieber, dicker Herr! Die jungen Leute, denen Ihr Name unbekannt ist, und welche am gestrigen Abend so vergnügte Stunden mit Ihnen auf dem Brocken zubrachten, ersuchen Sie, heute Abend ihr Gast sein zu wollen. Es warten Ihrer ein mäßiges Abendessen, schlechter Wein, aber ungeheure Heiterkeit und ein herzliches Willkommen! — Das blonde bemooste Haupt in Ihrer Gesellschaft ist gleichfalls dringend eingeladen.

Die Brockenfreunde."

Der Fremde und Herr Flohr lachten herzlich und sagten zu.

Herr Flohr meinte, er habe von Glück zu sagen, daß man ihn, da er nicht mehr Student sei, nicht als Philister bezeichnet. Der Fremde war nun ganz Theilnahme für uns: „Ihr armen Jungen," sagte er, „müßt nun wie die Nachtmützen zu Bette gehen; aber vertraut mir an, was Ihr gerne essen möchtet, und wenn es zu haben ist, sollt Ihr es bekommen."

Wir standen neben ihm, und er hatte die Arme um uns geschlungen; da fragte ich: „Haben Sie auch Kinder?" „Nein," entgegnete er, stand rasch auf und verließ das

Zimmer. Es war mir leid, daß ich gefragt hatte. Später kam er wieder und sagte fröhlich: „Nun paßt auf! Ihr bekommt Kartoffeln mit Schinken und Eierkuchen. Damit könnt Ihr doch zufrieden sein, und nun gute Nacht.“ Herr Flohr ging etwas später, aber nachdem wir zu Abend gegessen, dachten Otto und ich wenig mehr an ungeheure Heiterkeit und Studenten, sondern schliefen sogleich ein, und mußten am nächsten Morgen geweckt werden.

Beim Erwachen erfuhren wir, daß der liebe dicke Herr seit zwei Stunden fort sei, und freundliche Grüße für uns zurückgelassen habe. Das betrübte uns sehr. „Ja,“ sagte Herr Flohr, „Reisefreuden solcher Art sind selten von langer Dauer, und vielleicht führt man nur deshalb auf Reisen ein so sorgenloses Leben, weil kein Eindruck tief haftet; einer verdrängt den andern. Häufig findet man daher, daß, wer oft und lange reist, Niemanden recht liebt, ausgenommen sich selber.“ „O,“ sagte Otto, „könnte ich den lieben Fremden nur Einmal noch sehen! Gerne wollte ich mich von seinen Eisenhänden anpacken lassen, könnte ich nur Einmal noch in seine guten Augen schauen.“ — Aber er war fort, und wir sehen ihn wohl nimmer wieder.

Jetzt ging es heim, das heißt zu Mama nach Wernigerode. Zufällig begegneten wir kurz vor dem Städtchen Tante Susanne und Marie, welche spazieren gingen. Marie stand Anfangs wie versteinert vor Freude, dann warf sie beide Arme hoch in die Luft, und rief: „Da sind sie! Ich sage Dir, Tante, da sind sie!" Und nun flog sie uns entgegen, zuerst in meine Arme, dann an Otto's Hals, der es sich für dies Mal gefallen ließ, und über dessen Schulter streckte sie die Hände nach Herrn Flohr aus. Dann hieß es: „Tante, es ist ja Abend, darf ich den Hut nicht abnehmen? Ich kann sie dann besser sehen, die wilden Vagabonden!" Sie band das Hutband loser, ließ den Hut im Nacken hängen, und ging, mir die Hand drückend und schüttelnd, mit mir voran.

Herr Otto ging hinten nach, sammelte kleine Steinchen, und ließ diese sehr geschickt in Mariens Hut gleiten; Anfangs bemerkte sie dies gar nicht, dann sah sie unruhig zurück, aber da war nichts zu sehen; zuletzt machte er es so arg, daß der armen Kleinen kein Zweifel mehr blieb; sie band den Hut los, betrachtete ganz entsetzt die große Anzahl Steinchen, welche sich in demselben befanden, schüt-

tete sie aus, knüpfte die Bänder von Neuem und hing schweigend und mit vieler Würde ihren Hut über den Arm. Otto that ganz ernsthaft, aber ich sah, daß er innerlich vor Lachen bebte.

Anfangs ging nun Alles gut, Marie erzählte und ich mußte erzählen; nicht lange aber, so ward sie abermals unruhig, und guckte zuletzt in den Hut, worin zu ihrem unsäglichen Erstaunen sechs kleine Steinchen lagen. „Nein,“ rief sie, „das ist doch ein Junge!“ Jetzt brach Otto in unaufhaltsames Gelächter aus, und wir Alle mußten lachen. Als wir später in die Nähe von Mama's Wohnung kamen, lief Marie voran, und rief: „Mama, Mama, sie sind da, sie sind da! aber Otto ist noch ganz, wie er immer war, das kann ich Dir sagen!“ Mama lächelte und sagte: „Das ist mir außerordentlich angenehm.“

Wie froh fühlten wir uns an dem Abend! Mama ließ sich unsere Abenteuer mittheilen und sah so wohl und heiter aus. Wir lieferten unsere Brockensträuschen und kleinen Geschenke ab, wogegen Marie uns kleine Arbeiten schenkte, welche sie in unserer Abwesenheit verfertigt hatte. — Meine Heusammlung, wie Otto sagt, ward auch betrachtet,

und Mama verliebte sich förmlich darin. Otto und ich fragten Mama, ob wir vor Nacht noch einmal durch Wernigerode stolpern dürften. Sie lächelte verwundert und nickte. Otto und ich wußten, was wir wollten. Auf der Stelle ging es vorwärts in halsbrechendem Galopp nach der Wohnung von Mama's Doktor — in's Haus, in's Studirzimmer hinein und dort tiefe Verbeugung vor dem Doktor, der aufstand und sich wo möglich noch tiefer bückte. Waren wir zu heftig gelaufen, ich weiß es nicht, Otto und ich sagten kein Wort. Der Doktor stand schweigend vor uns mit prächtigem Humor, unsere Stellung und Befangenheit karrikirend und fragte endlich: Was wünschen Sie, meine Herren? — Jetzt lachten wir hell auf: Verzeihen Sie, Herr Doktor, wir wollen so gern von Ihnen hören, ob unsere Mama sich wirklich besser befindet und wir auf ihre Genesung hoffen dürfen. — Gutmüthig und herzlich gab er uns den allerbesten Bescheid, und o wie froh liefen wir nach Haus zurück. — Für heute genug.

Wilhelm.

Fünfter Sonntag.

Ganz flüchtig habe ich gesehen, daß Wilhelm das geschrieben hat von meinem Hute und den Steinen. Er hätte noch viel Anderes schreiben können! Gleich den ersten Abend sagte Otto: „Marie, die Brockenkatzen lassen sich Dir gehorsamst empfehlen, und bedauern sehr, Deine Bekanntschaft nicht gemacht zu haben.“ Mama sah ein wenig ernst aus, und entgegnete: „Du neckst so gern, aber Eines vergiß nicht: der Knabe kann durch zu große Lust daran die Liebe derer verlieren, welche er plagt; dem Manne kann sie nicht allein die Anhänglichkeit seiner Freunde, sie kann ihm Leben und ruhiges Gewissen kosten. Ein toller Jugendstreich vergiebt sich oft leichter, als ein immer wieder auftauchendes, neckendes Wort.“ — Otto sah ganz still aus;

das that mir doch leid, und ich sagte: „Ich will eine Katze sein, wenn Du ein Kater sein willst.“ „Richtig,“ entgegnete er, „ ich will der gestiefelte Kater sein und Dir noch einmal zu großen Ehren verhelfen.“

Der gute Herr Flohr sagte: „Marie, die Brüder haben Dich beschenkt, aber denke nicht, daß ich Dich vergessen. Ich bringe Dir ein Märchen mit, das will ich Dir morgen erzählen, wenn wir spazieren gehen, und Du uns Wege und Stege zeigst.“

„Ein Märchen?“ fragten Wilhelm und Otto, „woher stammt denn das?“ — „Ja,“ erwiederte Herr Flohr, „wer die Augen recht offen hat, der findet so hübsche Dinge überall auf seinem Wege.“ —

„Marie,“ fragte Tante Susanne, „hast Du wohl jemals über Thal und Hügel, über Bäumen und Flüssen Märchen schweben sehen?“ „Nein, Tante, gewiß nicht.“ „Vielleicht sehen das nur die Dichter; — aber irgend ein kleines Märchen wirst Du doch schon entdeckt haben, an einer Blume, an einem Thier; besinne Dich nur recht, besonders auf die Blumen.“ Ich sann und sann lange — endlich hatte ich es. „Ja, Tante, ich kenne eine kleine

blaue Blume, die Vergißmeinnicht sagen kann, das ist doch ein Märchen? — und noch eines weiß ich: wenn prächtige Pfauen auf weißem Kiesgrunde im Sonnenschein spazieren gehen — das ist doch wohl auch ein Märchen?" — Tante lachte: „Freilich — das hast Du sehr gut ausgedacht — aber nun wollen wir fleißig sein und nicht mehr an Märchen denken." —

Am andern Tage gingen wir spazieren, Tante Susanne auch; ich glaube, weil sie das Märchen hören wollte.

An einem hübschen schattigen Abhange ruhten wir aus, und nun erzählte Herr Flohr:

Die Storchhütte.

„An der Westseite des Harzgebirges stand eine kleine Hütte, welche weit umher die Storchhütte benannt ward, weil am jedem Ende des Hauses sich ein Storchnest befand, deren Inhaber in großer Eintracht mit einander verkehrten. Mancher Vorübergehende bemerkte lächelnd: „Wo wollen doch die großen Nester mit dem Häuschen hin?" Das verdroß den Bewohner desselben, und er sagte zu seiner Frau: „Ich will das egyptische Gesindel nicht länger auf meinem Dache

dulden; ich hole den Feuerhaken und stoße die Nester herab."
Da erschrak die Frau sehr, faltete ihre Hände und sprach:
„Das thue um des Himmels willen nicht; wo Storchnester
sind, da ist Segen; gar Mancher würde viel darum geben,
wenn solch' ein lieber Vogel bei ihm einkehren wollte."
„Gut," sprach der Mann, „bis zu der Zeit, wo sie fort-
ziehen, will ich sie dulden, aber dann stoße ich die Nester
über den Haufen, und da hilft keine Fürbitte."

So geschah es; am 18. August war große Versamm-
lung; über achtzig Störche versammelten sich auf einer Wiese,
und beriethen über die Reise mit einander. Wer niemals
einer solchen Versammlung zusah, macht sich schwerlich einen
Begriff von der Wichtigkeit, welche die Vögel hinein legen.
Sie stehen in Gruppen geschaart, und haben ersichtlich ihre
Anführer, welche hin und her schreiten wie Stabsoffiziere,
welche Befehle ertheilen. Wenn die Berathung aufgehoben,
fliegen die Störche in einzelnen Zügen davon, und am
zwanzigsten und einundzwanzigsten August wird die lange
Reise nach Egypten angetreten.

Kaum waren die armen Störche fortgezogen, so kam
der Mann mit dem Feuerhaken und zerstörte ihre friedlichen

Wohnungen, in denen sie so manchen Frosch, so manche Schlange verzehrt hatten. Sechs Kinder umstanden den Mann, der ihr Vater war, und sahen schweigend zu. Nur der älteste Bube jubelte, wenn Bruchstücke der Nester herabfielen, die Uebrigen fanden es traurig, denn sie hatten die Vögel lieb gehabt. — Der jüngste Knabe, welcher Georg hieß und Görge genannt ward, eilte ins Haus zu der Mutter, welche betrübt dastand, und barg seine weinenden Augen in ihren Kleidern.

Der Frühling kam und mit ihm die Störche, die armen beraubten Störche! Sie umflogen das Dach im schwebenden Fluge, und trauten ihren Augen nicht; sie setzten sich auf das Dach und klapperten, daß es wie Scheltworte klang. Sie standen auf einem Bein und sahen traurig am Schnabel nieder, es war ein betrübender Anblick! Tagelang trieben sie es so, holten einzelne Reiser, legten sie auf das Dach, und der Wind wehte sie fort, denn der Storch kann ohne Menschenhülfe nicht bauen. Der älteste unter den Störchen war außerordentlich zornig, und schritt auf dem Dache einher, als ob er es eintreten wollte, dann blickte er seine Gefährten an, und alle begannen zu klappern,

erst laut und heftig, dann leiser und wie bittend. Arme Vögel! der Euch helfen konnte, war taub für Eure Wünsche.

Das jüngere Paar verlor die Geduld, umkreiste die Hütte dreimal, und flog dann, sich majestätisch hebend, in die Weite, eine neue Heimath zu suchen. Das ältere Paar blieb, traurig, klappernd, frierend; da beschloß der Berggeist, sich ihrer anzunehmen. In einer Nacht war ein hohes, festes Storchnest errichtet; die Bewohner der Hütte sahen es staunend am Morgen, und so hart ihr Eigenthümer sein mochte, inneres Grauen verhinderte ihn, es abermals zu zerstören. Als die Hausfrau an einem schönen Morgen zu dem Neste aufsah, zog der Storch sich eine lange weiße Feder aus, und ließ sie zierlich zu den Füßen seiner Wirthin fallen. Görge, der neben seiner Mutter stand, hob die Feder auf: „Weshalb thut der Storch das?“ fragte er. „Siehst Du, Görge,“ erwiederte die Frau, „der Storch ist ein dankbares Thier, und schenkt uns die Feder, weil wir ihm die Wohnung gestatten.“ Georg blickte vor sich hin: „Mutter, haben wir das eigentlich gethan?“ — Die Mutter lächelte schmerzlich: „Kind, sprach sie, es giebt viel Irrthum in der Welt, und wenn Dein Vater irrte, als er die

Storchnester ausstieß, mußt Du ihn desto mehr dafür lieben, denn es ist gar traurig, wenn Einer Unrecht thut." „Ach!" rief Georg, „wo nur die zwei andern Störche geblieben sind? Ich hatte sie so lieb! und sie wollten so gern bei uns bleiben." „Sie werden ein anderes Nest gefunden haben; Gottes Welt ist weit."

Der Knabe fragte nicht weiter und bewahrte die Feder sorglich. Es war Herbst und die Störche zogen fort, aber der Frühling brachte sie wieder, und als das Weibchen brütete, warf es ein Ei aus dem Neste hinab. Georg und die Geschwister standen zufällig vor dem Hause, und der Knabe lief herzu, das Ei aufzuheben, welches auf einen Strohhaufen gefallen und daher unversehrt geblieben war. „O," rief er, „ jetzt schenken sie uns ein Ei, wie dankbar sie sind, die lieben Störche!"

Im folgenden Jahre ein neues Geschenk, und das letzte, denn dreimal nur schenken die Störche; sie warfen den kleinsten Storch hinab, aber der Sturz kostete dem noch schwachen Vogel das Leben. Die Kinder standen bedauernd umher, und bestatteten das Thier unter einer großen Eiche. „Der hat Egypten nun gar nicht kennen gelernt!" sagte

Georg, denn daß die Störche von dorther kämen, hatte der Schullehrer gesagt.

Nun kann ich nicht mehr schreiben, ich will Wilhelm bitten, der schreibt dann das Märchen für mich zu Ende. Tante Susanne saß neben mir, und ich mußte ihr vorsagen, was ich schreiben wollte; behalten hatte ich Alles, aber ich wollte es doch manchmal anders erzählen, und ein wenig umständlich, da sagte Tante aber jedesmal: „Bewahre! vorwärts, vorwärts, immer auf die Hauptsache los, wer will sich so lange im Vorgefechte aufhalten." Das kommt gewiß daher, weil Tante schon groß ist; mir sind immer die kleinen Dinge so wichtig! Wenn ich von einem Kinderfeste höre, oder die Brüder waren ausgeladen, so frage ich erst: „Waret Ihr vergnügt? und dann: „Was habt Ihr gesessen? Was spieltet Ihr?" — Das muß ich Alles wissen, obgleich ich dann manchmal traurig werde, denn ich wäre gern mit dabei gewesen. Otto besonders, der kann so von Saft- und Fruchttorten erzählen, daß ich ganz wehmüthig werde. Aus für heute! Marie.

Sechster Sonntag.

Marie bat so kläglich, daß ich schon thun muß, was sie wünscht.

„Während der drei Jahre, welche die Störche in dem neuen Neste wohnten, hatte der Wohlstand des Hauses bedeutend abgenommen. Die Ziege erkrankte, die Kuh starb, und die neue, welche angeschafft werden mußte, gab wenig Milch. Das war ein großer Kummer; die arme Hausfrau stand früher auf, ging später schlafen, und arbeitete fast über ihre Kräfte, während der Mann sich gänzlich niederbeugen ließ, und ohne Lust wenig schaffte; da stellte alsbald der Mangel sich ein. — Die Kinder, welche nicht mehr satt wurden, sahen hager und bleich aus, Georg besonders, denn ihm that die herzliebe Mutter so leid. Einst

ging er im Garten umher, murmelte weinend Worte vor sich hin, und rang die Hände; da plötzlich kam ihm ein Einfall. — „Die Störche,“ dachte er, „haben gegeben von Allem, was sie hatten, und es geht ihnen so gut; uns auch ging es gut, aber wir gaben dem Berggeiste, der doch zuverlässig das Nest bauete, gar Nichts, das war wohl unrecht. Ich will ihm geben, was ich habe!“

So denkend, lief der Knabe zu einem rothen Nelkenbusche im Garten, dem einzigen, der sich dort befand und ihm gehörte. — Mit seinen kleinen Händen grub er ihn aus, betrachtete die schönen duftenden Blumen, und trug den Busch eilfertig nach dem Fuße des Berges, welcher sich unweit der Hütte erhob. Dort legte er beide Hände auf die Blumen, wie abschiednehmend, und lief dann nach Haus zurück. Vergebens wartete der gute Knabe auf einen Erfolg seines Opfers; das Brod kam nicht reichlicher, es kam spärlicher ins Haus, und die Mutter vergoß heimlich mehr Thränen noch. Ein gutes Herz weiß jedoch immer Rath. „Das half nicht,“ dachte Görge, „ich muß wohl das Liebste hergeben, dann aber habe ich Nichts mehr!“ —

Leise und zögernd ging er an der Seite des Hauses, wo im Weidenkäfig sein liebster Freund sich befand, eine muntere Drossel. Er sah den Vogel an und weinte bitterlich. Das ist das Ei, welches der Storch gab! dachte er dann, und öffnete zögernd aber entschlossen die Thür des Käfigs, und „Quiewitsch!" sagte der Vogel, und schoß gleich einem Pfeile durch die Luft. Der Knabe starrte ihm nach: „Und ich habe Dich so lieb gehabt!" — sagte er klagend.

Georg ging in die Hütte, die Mutter stand in der Küche, und er faßte ihren Rock und sagte: „Mutter, herzliebe Mutter, sei nicht traurig, wir bekommen bald mehr Brod." — Sie sah ihn an und schüttelte unter Thränen das Haupt. „Nur die Engel können es uns geben!" erwiederte sie. — „Ja, Mutter, und der Berggeist?" Aber weder die Engel noch auch der Berggeist erfüllten Georg's festes Hoffen, und er weinte jetzt auch aus Hunger und Gram. Eines Tages geschah es, daß der Vater trunken nach Hause kam, sich ins Bett legte und die Branntweinflasche mit dorthin nahm. Das war nimmer noch geschehen; die ehrlichen, ehrliebenden Kinder standen erstarrt;

die Mutter sank in die Knie und verbarg das Gesicht. Georg verließ leise die Stube.

Im Garten lief der Knabe auf und ab, schluchzend, händeringend; er wußte ein Mittel noch, aber es war schrecklich! Endlich, endlich, als er aus der Ferne das laute Weinen der Geschwister hörte, hörte, wie sie sagten: „Mutter wird sterben!" erwachte sein Muth, er ging leise zu ihr; die Geschwister gingen draußen umher. „Mutter!" sagte Georg; sie blickte auf, sah den Liebling ihres Herzens, und überschüttete ihn mit Thränen. „Georg," sagte sie, „mir bricht das Herz, ich kann nicht mehr!" Nun begann ein flüsterndes Gespräch; Georg sagte Alles, von den Störchen, den Nelken und der Drossel. „Es hat Alles nicht geholfen!" klagte er, aber Mutter, liebe Mutter, die Störche gaben mehr; der Storch, den sie aus dem Neste warfen, war so klein; ich bin der Jüngste, wirf mich — wirf mich in den Bach, Mutter, vielleicht hilft das." — Die Frau sah auf: eine heilige Ruhe überzog ihr Gesicht, sie faltete die Hände und betete still. Georg verhielt sich ruhig, da umfaßte ihn seine Mutter, und sagte: „Kind, Gott führt wunderbare Wege. Er zeigt, wie reich auch

der Arme sein kann; Du hast mich reich gemacht, denn ich habe wieder Muth. — O, Du Herzenskind, Gott behüte Dich, für und für!" —

Schweigend setzte sodann die Frau sich zu einer Arbeit nieder; später schnitt sie das letzte Stück Brod in gleiche Theile, gab es den Kindern und hieß sie zu Bette gehen. Sie selber suchte die Ruhe nicht, sie saß still arbeitend, oder mit gefalteten Händen ruhend, bis der Tag anbrach, bis ihr Mann seinen Rausch gänzlich verschlafen. Dann trat sie an das Bette, warf sich vor demselben auf die Erde, und beide sprachen lange und flüsternd mit einander. Endlich stand sie auf, schüttelte die Hand des Mannes und verließ die Stube; dieser stand rasch auf, kleidete sich an, und ging ebenfalls fort.

Als die Kinder erwachten, fanden sie zu ihrer Verwunderung Milch und Brod zum Frühstück. „Woher, Mutter?" fragten sie schüchtern. „Von der guten Nachbarin, die es geborgt hat." „Mutter, Du borgst ja sonst nie." „Sonst nicht, jetzt kann ich es; Ihr sollt nur sehen, wir werden bald wieder im Wohlstande sein!" Die Kinder begriffen die Rede nicht, aber sie lächelten in seliger

Freude. Der Vater kehrte erst Abends heim; die Kinder waren ein wenig scheu, flüsterten einander jedoch zu: „Der Vater hat gearbeitet!“

Der Mutter Ausspruch ging in Erfüllung; bald hatten die Genügsamen wieder vollauf. Georg kam es nie in den Sinn, daß er die Umänderung des Vaters bewirkt; seine Mutter hatte jener schrecklichen Stunde nie mehr gegen ihn gedacht, denn es giebt Perlen im Herzen, die nicht ans Licht gezogen werden müssen. Ein Auge vielleicht nur, und Gott und die Engel dürfen sie schauen. — Im nächsten Frühling setzte der Inhaber der Storchhütte ein zweites Nest auf's Dach derselben; still und ergriffen vollendete er dies Werk. Görge schaute zu und trug Reiser herbei. „Vater“, sagte er, „Du kannst herrlich bauen, fast wie der Berggeist.“ Der Vater lächelte. „Ob es der Berggeist war, Görge? Manchmal denke ich, irgend ein mitleidiger Mensch habe den Störchen über Nacht geholfen.“

Bald fand das neu aufgerichtete Nest wieder Bewohner; ob es die früheren waren? Ein Storch sieht dem anderen ähnlich, das ist schwer zu sagen, aber sie thaten sehr dreist und bekannt. Der Eigner der Storchhütte sah

oftmals zu ihnen empor, und von ihnen mit dankbarem Blicke zum Himmel auf. Friede und Segen ruhten fortan auf dieser Hütte."

Herrn Flohrs Erzählung gefiel uns sehr, aber wir schwiegen eine Weile, nachdem er geendet hatte; endlich sagte Tante Susanne: „Das ist gar kein Märchen, das ist eine Geschichte; in einem Märchen ist alles funkelnd und strahlend, oder schaurig und grausig, das kommt anders!"

„O, Tante," rief Marie, „erzähle ein funkelndes Märchen; willst Du, willst Du? Aber so, daß man die Augen zuhalten muß."

„Dazu," entgegnete Tante Susanne, „sind die Zeiten nicht funkelnd genug. Es wird bald Krieg und viel Trübsal über die Welt kommen, und wir werden Alle traurig sein."

„Liebe Tante, erzähle Dein glänzendes Märchen, und lasse uns doch jetzt fröhlich sein; später kannst Du dann das schaurige erzählen. Laß Dein Märchen nur funkeln, wie die Sonne!"

Kinder kamen mit Töpfchen und Körbchen voll Beeren den Berg herauf; Marie lief ihnen entgegen, und kaufte ein Körbchen mit Erdbeeren, welches sie dann im Triumph vor Tante Susanne hinstellte. „Siehst Du, das ist für das Märchen!" — „Und das soll eine Belohnung sein? Ich soll Beeren essen, die von ungewaschenen Händen gepflückt sind? — Macht Euch auf, sucht eine Quelle und wascht die Erdbeeren; bevor das nicht geschehen, esse ich keine Frucht, und rede kein Wort."

Marie sah ein wenig ärgerlich aus, Otto und ich lachten; geschehen mußte es indessen, und so begaben wir uns auf den Weg und erfüllten Tante Susannens Wunsch. Als wir zurückkehrten, sagte diese: „Nun weiß ich leider Nichts mehr, womit ich Euch plagen kann!" Otto und ich fielen über ihre Hände her, die wir küßten; Marie faßte sie um den Hals: „Ja, Tante, Du bist ein Plagegeist; aber doch die allerbeste Tante auf der ganzen Welt."

Das Märchen kann ich nicht mehr erzählen, ich hoffe Otto thut es; wenn ich an jenen Tag zurückdenke ist mir, als hätte ich ihn gestern erlebt. — Die ganze Gegend lag in tiefem Frieden, kein Blatt regte sich, Alles sah so frisch

und anmuthig aus. — Noch weiß ich nicht recht, für welchen Beruf ich mich entscheiden werde, aber manchmal denke ich, Naturforscher möchte ich sein. — Meine größte Liebhaberei sind jedoch Steine und Pflanzen, die Thiere interessiren mich weniger, und besonders an der Käfer- und Gewürmejagd würde ich wenig Spaß haben. Papa hat einen Freund, der Ornithologe ist, nebenbei auch für Alles Gewürme schwärmt, in alle Gebüsche kriecht, auf allen Wiesen und Abhängen umherstreift, um Schlangen, Eidechsen, und was weiß ich, zu erbeuten. Während er zum Besuch bei uns war, ließ Papa ein altes Pferd todtschießen, und nun war er gar von dort nicht fortzubringen, wo dies hingebracht war, weil er hoffte, eine besondere Art Fliegen, denen er schon lange vergebens nachgestellt, werde sich dort einfinden. Er sieht sehr schlecht und trägt Brillen und mußte sich, um die Insekten unterscheiden zu können, immer tief auf das Pferd niederbeugen. Das gab Anlaß zu dem wunderlichsten Gerede. Der Stallknecht suchte mich auf und sagte: „Junger Herr, stellen Sie sich vor, der Herr Hofrath ißt von dem todten Pferde! Das ist doch zu gräulich, das sollte Papa doch nicht leiden!"

Als ich dem Hofrathe dies erzählte, lächelte er, schob die Brille in die Höhe und sagte: „Ja, diese Leute haben keinen Sinn für die Wissenschaft."

„Wie können Sie es nur in der Nähe dieses Pferdes aushalten, Herr Hofrath?" — Er lächelte abermals und entgegnete:

„Wer sich am Süßen des Lebens will laben,
Ohne sein Bitt'res gekostet zu haben,
Der will im Tempel zu Mecca ruh'n,
Ohne die Pilgerschuh anzuthun."

Er sagte Leben, wo es Liebe heißt; den Vers kannte ich sehr wohl, aber er paßte doch nicht ganz, scheint mir; es ist schwer, bei dem Süßen, was das Leben bietet, an eine Fliegenart zu denken. Freilich aber ist jener Fortschritt im Wissen ein Gewinn, das fühle ich, und jeder muß, was ihn anzieht, auf seine Weise suchen. Die ganze Natur ist mir zu groß; widme ich mich ihr, so werde ich sie nur im Einzelnen zu erforschen suchen, und jedenfalls keine Fliegen essen.

Wilhelm.

Siebenter Sonntag.

Das Märchen werde ich nicht schreiben, Marie kann es thun; für Mädchen paßt dergleichen ohnehin besser, als für uns junge Leute, die wir Ernsteres zu thun haben. — Wenn ich kein Ende mache, so bleiben wir ewig in dem verflossenen Jahre stecken, und gelangen niemals zu der Beschreibung des jetzigen.

Nachdem Mama ihre Milchkur beendet hatte, reisten wir heim und brachten vier herrliche Wochen auf dem Gute zu. Es ist doch nirgend so lieb wie daheim; jeder kleine Acker mit Korn, Flachs oder Kartoffeln flößt Theilnahme ein; man weiß, wem er angehört, und freut sich des Gedeihens, oder betrauert des Eigenthümers halber die Mißernte. Unser Herr Sohn mußte sich natürlich sogleich prä-

sentiren. Wenn alle Väter nicht mehr Freude an ihren Kindern erleben! Ein hoch aufgeschossener blonder Junge, dem die Hände aus den Aermeln hervorsteckten, als ob er sie gestohlen habe. Marie wollte, er sollte eine neue Jacke bekommen, Wilhelm protestirte dagegen, sehr natürlich, weil er am sparsamsten ist, und wenn Ausgaben vorfallen, das Meiste hergeben muß. Es ward also beschlossen, die Aermel durch Anstücken verlängern zu lassen; es ist allerdings weise, den jungen Mann an Sparsamkeit zu gewöhnen, denn mit einem Erbtheil von seinen würdigen Vätern sieht es ziemlich mißlich aus. Uebrigens hat der Junge stets gute Zeugnisse, was Lernen und Aufführung betrifft, und sieht außerordentlich gutmüthig aus; wir haben ihn Alle lieb.

Nachdem die vier Wochen verflossen waren, begleiteten wir Mama sämmtlich nach Wangeroge ins Seebad. Das war wieder ein Hauptspaß. Dort sahen wir zuerst das Meer, in welches ich mich so verliebte, daß ich Seemann werden möchte. Wie prächtig ist es, wie klar und glänzend, und wie majestätisch kann es toben und brausen! Mama hatte keine Wohnung für sich bestellen lassen, weil sie lieber selbst wählen wollte, aber das bekam ihr übel; die Zahl

der Badegäste war so groß, daß sie nur mit Mühe zu einer nicht sehr geräumigen Wohnung gelangte. Herr Flohr, Wilhelm und ich mußten während der ersten Nächte auf Stroh und in einer Art Stall schlafen, was uns der Neuheit wegen belustigte. Das Tageslicht schien recht munter durch allerlei Risse und Spalten der Wände, und ließ Nachts dem Seewinde freien Spielraum; aber am Meere erkältet man sich nicht leicht, das ist eine ausgemachte Sache. —

Die kleinen Häuser der Insulaner sind ganz freundlich, aber die Zimmer ebenso einfach wie das Hausgeräthe, keine Thür, kein Schiebfach kann geschlossen werden; die Leute fragen verwundert: „Weshalb denn? Wer würde denn hier Etwas nehmen?" — Herr Flohr sagte, daß es so auf allen kleineren Inseln zugehe, und sich daraus der traurige Schluß ziehen lasse, daß der Mensch im größeren Verkehr mit Menschen sich verschlechtere.

Vor den Häusern befinden sich kleine Gärten, oder jedenfalls Bänke, und manche Gäste verleben dort den größten Theil des Tages, frühstücken dort und laden Nachmittags ihre Bekannte zum Caffee ein. Mama hatte vielen Spaß

daran, und immer eine große Anzahl Kinder um sich versammelt. Mit diesen gingen wir dann zu den Bäckern und kauften Kuchen und Brod ein, was später mit Jubel verzehrt ward. — Wilhelm und ich waren am liebsten am Strande; mitunter sahen wir dort Möven und andere Seevögel, die kreischend über dem Meere kreisten, wenn ein Sturm im Anzuge war. Solch ein Sturm ist doch zu schön! Wenn die tosenden Wellen weiß schäumend heranzogen, eine über die andere sich wälzend, zog Marie sich immer weiter vom Strande zurück, gleich als fürchte sie, mit fortgerissen zu werden. Einmal kam sie ganz eifrig zu Mama, schon von weitem rufend: „Mama, Mama, heute hat der Sturm meine Schuhbänder aufgerissen; ich muß jetzt immer zwei Knoten machen, sonst geht es nicht."

Herr Flohr badete jeden Morgen mit uns; das war eine Erfrischung! Mitunter hatten wir die größte Noth, uns gegen die Wellen zu stemmen, die uns seeeinwärts führen wollten, aber das war eben prächtig. —

Eines Abends, kurz vor unserer Abreise, leuchtete das Meer wunderschön; einen so herrlichen Anblick hat man gewiß selten im Leben. Wenn die Wellen zurück traten,

leuchtete der Sand am Strande, wie mit feurigen Funken überstreut. Es war nach zehn Uhr, als dies Leuchten eintrat, und manche Badegäste schon zu Bette; früher hat man beim Beginn desselben die Glocke gezogen, um alle Fremde zu benachrichtigen; diese sind aber dann zum Theil leicht bekleidet erschienen, und die Aerzte haben das Läuten untersagt. Ich sagte es schon, einen schöneren Anblick hat man nicht leicht, und doch gefiel mir ein recht tosender Sturm noch besser. Etwas Großartigeres giebt es gar nicht; stundenlang konnte ich stehen, und die Wellen anschauen, ohne selber zu wissen, was ich dabei dachte; wenn ich aber fort mußte, war es immer ein Schmerz. Herr Flohr sagte: „Wer noch den ganzen Kampf mit dem Leben vor sich hat, thut wohl, sich denjenigen widerstreitender Elemente anzuschauen, darin kann wundersame Erhebung liegen.“

Wilhelm und ich machten viel Bekanntschaften, die Insel wimmelte von Kindern; leider waren es größtentheils Mädchen, worin für Marie kein geringer Spaß lag. Die meisten Knaben waren Süßwasser-Kinder, d. h. Geschöpfe, welche ebensowenig wie wir das Meer jemals zuvor gesehen hatten. Wir tummelten uns mit ihnen am Strande

durchforschten alle Wege ringsum, warfen Steine ins Meer, sammelten Muscheln, und lieferten ab und zu einige ersprießliche Gefechte mit Naturwaffen, nämlich unsern Händen. Mir ist niemals besser zu Sinne, als wenn ich im ehrlichen Kampfe einen Kameraden recht ordentlich durchgeprügelt habe; man weiß denn doch, was man an seinen Kräften hat; erfahre ich dagegen eine Niederlage, so lerne ich stets etwas dabei; dergleichen hat immer seinen Nutzen. Wilhelm liebt solche Späße nicht sehr, er wehrt sich tapfer, wenn er muß, aber der Angreifende ist er niemals. Schon oftmals hat er mir gesagt: „Wenn Du Student bist, werden sie Dir Nase und Ohren abhauen, wenn Du nicht vernünftiger wirst bis dahin.“ Der liebe, dicke Herr meinte, ich solle Soldat werden, aber nur um zuschlagen zu können, möchte ich es nicht werden. Das ist wieder ein ganz Anderes.

Marie kaufte sich in Wangeroge niedliche kleine Kästchen und Schachteln, mit getrockneten Seepflanzen und Muscheln verziert, damit wollte sie in der Heimath Aufsehen erregen, was ihr auch völlig gelang. Genug für heute.

Otto.

Achter Sonntag.

Marie war ganz entsetzt, daß die Reihe noch nicht an ihr sei. „Aber Marie, es ist ja nur der Ordnung wegen, und weil Otto Dich einmal ausgeschlossen hat; der nächste Sonntag ist für Dich und Dein Märchen.“ Sie entgegnete etwas ungnädig: „Das ist eine schöne Ordnung, aus der Unordnung entsteht, die liebe ich gar nicht; Ihr großen Knaben denkt immer, daß Ihr Alles thun dürft, weil ich klein und ein Mädchen bin.“ — „Du solltest lieber sagen, weil ich klein und freundlich und nachgiebig bin.“ Sie lachte wider Willen, ich hielt ihr meine Hand hin, aber sie schlug mir ein Schnippchen und lief davon. —

Otto hat schon gesagt, daß wir sehr glücklich waren im Seebade; ich fand manche hübsche Steine und niedliche

Muscheln, aber für meine Heusammlung, wie Otto sagt, war wenig Gewinn zu erlangen. In Norderney soll man auf den Dünen eine wuchernde Rosenart antreffen, die an der Erde fortrankt und mit zierlichen Blättchen und Blüthen versehen ist; darnach habe ich mich in Wangeroge vergebens umgesehen. Wir haben dort fast nur im Freien gelebt; Herr Flohr unterrichtete uns in einer Laube, welche an unsere kleine Wohnung stieß, denn wir wohnten nicht mit Mama in demselben Hause. Einmal gaben wir ihr dort ein Frühstück, wozu wir Alles selber anschafften und bezahlten. Herr Flohr gab den Kuchen zu. — Tante Susanne tadelte natürlich Manches, war aber doch sehr vergnügt und sagte beim Fortgehen: „Jetzt rathe ich Euch dringend, Euer Geld nicht unnütz auszugeben, denn ich werde allerehestens Caffee bei Euch trinken, und erwarte natürlich, daß Ihr für sehr viel Kuchen sorgt."

Dies ward auch später ins Werk gerichtet, aber Mama unterstützte uns ganz heimlich dabei, und wir durften alle unsere Gefährten einladen, und waren sehr vergnügt. Gegen Abend hatte Mama die Esel, welche auf der Insel zu bekommen waren, für uns gemiethet, und wir ritten wech-

selweise, was zum Theil komisch ausfiel, da einige der Knaben niemals früher geritten hatten, und mitunter abgeworfen wurden, Einige zwei-, dreimal, denn Keiner wollte sich abschrecken lassen. —

Die Heimfahrt war ebenfalls sehr lustig; Papa holte uns aus dem Bade ab, und wir erlebten auf der Reise manches Unterhaltende. Auf einem Bahnhofe sagte ein Zollbeamter zu einem kleinen, spärlich gekleideten Mann: „Haben sie Gepäck?" „Nein." „Nun, dann können Sie gehen." „O, so danke ich Ihnen gehorsamst!" rief jener und schwenkte grüßend den Hut, aus welchem ein Packet zu den Füßen des Beamten fiel. Dieser bückte sich, es aufzuheben, und eine Menge seidener Frangen kamen aus dem Päckchen zum Vorschein. Der kleine Mann hatte sich gleichfalls gebückt, und bei dieser Bewegung schob sich ein zweites Päckchen aus der Brusttasche seines Rockes hervor, welches ebenfalls untersucht ward und seidene Bänder enthielt. Wir verließen den kleinen Mann in seiner Noth und Verzweiflung und erlebten den Ausgang nicht, der schwerlich angenehm war. — Otto sah ganz erhitzt aus: „Nein," rief er, „wie kann man überleben, auf einem Betruge ertappt

zu werden!" — „Du solltest lieber sagen," entgegnete Herr Flohr, „wie kann man absichtlich betrügen wollen. Vielleicht trieb die Noth jenen kleinen Mann, der nicht darnach aussah, als seien ihm im Leben sorgfältige Erziehung und heilsame Lehren zu Theil geworden. Der Verlust an Geld, den er erleidet, wird ihn, fürchte ich, mehr schmerzen, als seine Unehrenhaftigkeit." —

Später trafen wir auf dem Dampfschiffe mit einer alten französischen Dame zusammen, welche eine Familie am Rhein besuchen wollte, deren Name und Wohnort sie unglücklicher Weise vergessen hatte. Sie befragte deshalb den Conducteur: „Wo muß ich mich ausschiffen, mein Herr, wenn ich meine Freunde besuchen will?" „Das hängt davon ab, wo diese wohnen; wenn Sie mir gefälligst den Namen angeben wollen, so werde ich Auskunft ertheilen."

„Den Namen, den Namen, — wer kann diese deutschen Namen behalten; Sie müssen ihn wissen, mein Herr." — „Ich, Madame?" „Ja Sie, es ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, weshalb sind Sie Conducteur, wenn Sie keine Auskunft zu ertheilen wissen?" — „Haben Sie die Güte, mir den Namen der Familie zu nennen." „Den Namen

weiß ich natürlich nicht; ich sage Ihnen, ich behalte niemals deutsche Namen, aber Sie müssen ihn wissen, und ich verlange, daß Sie mir ihn sagen."

Der Conducteur entfernte sich schweigend mit einer Verbeugung; Otto, der über diese Unterredung entzückt war, folgte ihm und sagte, der Mann habe schnell einen andern Rock angezogen, um seiner Verfolgerin durch diese Art von Verkleidung zu entkommen, aber es half ihm wenig; sie erkannte ihn sogleich wieder, und setzte ihre gebieterischen Forderungen so lange fort, bis er am Ende sagte, die Familie, welche sie aufsuchen wollte, wohne in Bingen, und jedes Kind werde ihr dort den Namen sagen. Sie trennte sich darauf ganz zufrieden von uns, und ertheilte dem Conducteur noch den Rath, ein andermal seine Gedanken besser beisammen zu haben. „Diese Deutschen haben ein Phlegma," sagte sie, „womit man einen Franzosen vergiften könnte."

Kurze Zeit, nachdem wir von unserer hübschen Reise heimgekehrt waren, traf uns ein rechter Kummer. Papa mußte in Regierungsgeschäften eine Reise antreten und Geschäfte übernehmen, welche ihn, seiner Voraussicht nach, lange von uns getrennt halten mußten. Mama war so

traurig, daß sie darüber fast alle Vortheile ihrer Curen einbüßte. — Wir alle waren innig, innig betrübt; Mama sagte: „Wenn Du gegenwärtig bist, fühle ich mich stets so ruhig und geborgen, und so ergeht es uns Allen."

Der Tag von Papa's Abreise war der ödeste, den wir noch erlebt hatten; wir waren schon von ihm getrennt gewesen, aber nur auf Wochen, oder wenn sein eigener Wille es verfügte; das ist ein ganz Anderes, wenn man muß, denn dann steht auch die Beendigung der Trennung in fremder Willkür. Papa grüßte mit dem Tuche aus dem Wagen, bis dieser um eine Ecke bog; Marie grüßte immer wieder, obgleich Papa es nicht sehen konnte, und dabei fielen ihre Thränen auf die Erde, so bitterlich weinte sie. — Wie still gingen wir alle ins Haus zurück, wie einsam war es dort; ach! das ist gewiß, ein Mensch reicht hin, ein ganzes Haus traurig oder fröhlich zu machen.

Als wir später zu Mama gingen, sagte sie: „Ihr lieben Kinder, Gott hat Euch reich gesegnet, denn er gab Euch einen Vater, zu dem Ihr aufblicken müßt voll ehrerbietiger Freude. Wenn Ihr später in der Welt von rechter Ehrenhaftigkeit werdet reden hören, da werdet Ihr

Eures Vaters in dankbarer Liebe gedenken und Euch sagen: Ein solcher Mann war mein Vater auch." Das rührte uns fast mehr noch wie der Abschied von Papa, weil es so wahr ist.

Mama beschloß, ruhig auf dem Lande zu bleiben bis zu Papa's Rückkehr, selbst wenn dieser den ganzen Winter abwesend sein sollte, und wir waren herzlich wohl damit zufrieden.

Unser Sohn Christian hat uns seitdem wöchentlich zweimal während seiner Freistunden besucht. Herr Flohr gab ihm Unterricht im Zeichnen, denkend, daß dies ihm später, wenn er für Erlernung eines Handwerkes sich entscheidet, von wesentlichem Nutzen sein könne; bis jetzt hat er die Absicht, einmal Tischler zu werden. — Otto und ich haben ihm ein Stückchen Land in unserm Garten geschenkt, und daran hat er große Freude. Otto giebt ihm Turnunterricht, wobei beide außerordentlich eifrig sind. — Marie strickt Strümpfe für ihn, die, wie sie sagt, mitunter über Nacht fertig werden, das heißt, Tante Susanne strickt oft stundenlang heimlich daran, um der Kleinen zu helfen, die viel guten Willen, aber wenig Zeit dazu hat. Danken

darf sie nicht dafür, denn Tante sagt: „Ja, wenn Du so vornehme Bekanntschaft hast und Hexen und Feen Dir helfen! Mir ist es so gut nie geworden, ich habe meine Strümpfe selber stricken müssen.“ — Marie weiß sehr gut, woran sie ist, sieht aber doch immer ganz verdutzt aus. —

Papa schrieb sehr häufig, er befand sich in Posen, und obwohl er niemals klagte, merkte man es seinen Briefen doch an, daß er nicht gerne dort war. Die Lebensweise, das Klima, Alles ist schon etwas abweichend, nicht so heiter und mild wie bei uns. — Jeder Posttag, der einen Brief brachte, war ein Festtag für Mama, und wenn Otto und ich einen Brief bekamen, gingen wir damit von Herrn Flohr bis zum Stalljungen herab. — Wenn Otto einen Brief bekam, versetzte er mir in seiner Freude solche Püffe, daß gewiß eine Schlägerei daraus würde entstanden sein, wäre ich nicht vernünftiger gewesen, als er. Wenn er nur immer jemand findet in der Welt, der ihn versteht und es gut mit ihm meint, denn er ist tüchtig unbändig.

Wilhelm.

Neunter Sonntag.

Endlich kommt meine Reihe! Ich muß doch auch mein Märchen erzählen; Otto thut immer, was er will, aber man muß ihn doch so von Herzen lieb haben. — Ja, nun will ich erzählen; das Märchen heißt:

Der Perlenzahn.

In der Nähe des Riesengebirges war ein junger Bursche ansässig, welcher nichts besaß, als ein Hüttchen, einen kleinen Garten, und Kraft und Lust zur Arbeit. Das war viel und doch zu wenig, denn er liebte die Tochter eines reichen Hofbesitzers, aber der Vater wollte sie ihm nicht zur Frau geben, eben weil er keinen Hof ihr zu bieten hatte. Das Mädchen und der Bursche waren traurig, und jene, welche Elsi hieß, sagte oftmals weinend: „Ja, wenn es wäre

wie ehemals, da hielten die Berggeister sich nicht zu vornehm, sich um die Noth der Menschen zu kümmern. Höre, Friedli, wäre ich wie Du, da steckte ich Brod und Speck in die Tasche und ginge einmal tief, tief ins Gebirge hinein, recht da, wo es schauerlich ist, und ließe meine Stimme erschallen und riefe: Halloh! Halloh! Herr Berggeist, hier steht ein armer Bursch' und bittet um Gehör; helft ihm, seid so gut, und er wird's Euch danken all sein Lebelang."

Friedli schaute sehr beklommen auf: „Die Berggeister," sagte er, „das ist kein Spaß! Das kennst Du nicht." „O," entgegnete das Mädchen, „wenn ich könnte, da ginge ich gleich. Wer wird sich denn fürchten? das ist ja Unverstand." Friedli machte ein sehr entschlossenes Gesicht und sagte, daß er gehen werde. Elsi rief ihm nach: „Ja, und höre, rufe recht laut, und nimm die Kappe dazu ab, das schickt sich wohl."

Friedli begab sich auf den Weg schon am folgenden Tage; er dachte bei sich: „Hilft es nicht, so schadet es doch nur mir, und dreht der Berggeist mir den Hals um, und ich komme nimmer zum Vorschein, da wird die Elsi doch denken, daß ich für sie gestorben bin."

So allerlei überlegend, ging er tief, tief ins Gebirge hinein, wie Elsi gesagt; bald erklomm er die höchsten Felsenspitzen, bald ließ er sich in die tiefsten Gründe hinab gleiten. Endlich schien ihm, nun dürfe er ruhen; andächtig schlug er ein Kreuz, nahm die Kappe ab und rief, so laut er vermochte: „Herr Berggeist! Herr Berggeist!" Er wollte mehr noch sagen, doch die Worte versagten ihm. Lange rief er so vergeblich, bis plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, eine riesige Gestalt vor ihm stand, finster, schauerlich anzusehen, eben wie er sich den Geist stets gedacht. Eine tiefe gebieterische Stimme fragte: „Was begehrst Du, Bursch'?"

Friedli sank in die Knie und stammelte: „Hülfe!"

„Hülfe? Ja, Ihr denkt stets, der Berggeist sei einzig da, Euch in Eurem einfältigen Getreibe behülflich zu sein. Rede frisch heraus, was fehlt Dir?"

Friedli war gar nicht frisch zu Sinne, er faßte sich jedoch und erzählte seine mißglückten Heirathspläne. Der Herr des Berges lachte hell auf: „Und was begehrst Du von mir, thörichter Bub'!?

„Geld," war Alles, was Friedli hervor zu stammeln vermochte.

„Geld? Das ist leicht gesagt; denkst Du, ich habe es aufgehäuft liegen wie Getreide, und könne Dir nur einen Scheffel zumessen? Geld will erworben sein, dazu will ich Dir Gelgenheit geben, komm und folge mir."

Friedli erschrak: „Ich kann nur Geld verdienen, wo — wo es ehrlich zugeht." Der Geist machte große Augen. „Ho! ho!" sagte er, „Du bist ein kreuzbraver Bursche, das muß ich sagen! Du hältst Dich zu gut, auf unehrenhafte Weise Geld zu erwerben, aber es von Einem zu nehmen, der es Deiner Meinung nach so erwirbt, ist Dir eben recht! Hältst Du mich für einen Spitzbuben?" Friedli raffte sich auf: „Nein, aber ich denke, Ihr dürft nur wünschen und Alles ist Euer."

Der Berggeist seufzte. „Alles?" wiederholte er schwermüthig, „nein, so ist es nicht, mir fehlt die Perle, und damit fehlt mir Alles. Jetzt aber, Du hast mich angerufen und dadurch Dein Geschick bestimmt, jetzt komm."

So sprechend faßte er Friedli am Rockkragen, hob ihn empor gleich einem Strohhalm, und schob ihn durch die Spalte eines Felsens, die bis dahin von jenem nicht beachtet worden war.

Als Friedli wieder zu voller Besinnung gelangte, befand er sich in einem weiten Raum, dessen Pracht und Herrlichkeit Alles übertraf. Die Wände bestanden aus strahlenden Juwelen, in welchem große Rosensträuße und Kränze von Rubinen und Smaragden eingelegt waren. Alles Geräthe bestand aus reinem Golde. Der Herr dieses unterirdischen Zauberschlosses stand, prächtig gekleidet in Gold und Purpur, dem staunenden Friedli gegenüber. Um seinen Hals schlang sich eine lange Perlenschnur, an die das Bildniß einer schönen Dame befestigt war. Der Geist betrachtete dies Bild und rief seufzend: „Die Perle, ach, die Perle!"

Friedli stand lange verblüfft und staunend da; endlich fragte er bebend: „Was soll ich thun?" — „Die Perle," hieß es abermals, „die Perle!"

„Ist sie verloren, soll ich sie suchen?" — „Verloren? Ja, verloren ist sie, und Du kannst sie finden, wenn Du klug genug dazu bist." Der Herr des Berges pfiff, ein kleiner Hund sprang wedelnd hervor. „Diesem Hunde folge, wohin er Dich führt, klopfe an die Thür, vor welcher er stille steht; es ist eine Hüttenthür, man wird Dich nicht

abweisen. Geh' ein und gebrauche Deinen Mutterwitz, mehr darf ich Dir nicht sagen. Ja, an meiner Schnur fehlt eine einzige Perle, und es ist die Perle des Glücks. Der Hund heißt Pfiffig, geh', und folge ihm; hilfst Du mir, helfe ich Dir, wo nicht, so gehe nur heim und hüte die Schweine, Du taugst dann zu nichts Anderem."

Friedli war hinausgeschoben, wie er hinein geschoben war; Pfiffig sprang bellend und munter voran. Wie lange er ging, er wußte es selber nicht, er empfand nicht Müdigkeit, nicht Hunger noch Durst, nur Freude an dem Hunde, der sein treuer, fröhlicher Begleiter war. Oftmals streichelte er das Thier und fragte: „Wirst Du mich wieder verlassen? Bleibst Du nicht bei mir?" Der Hund blickte ihn dann mit Augen an, so tief und traurig, daß Friedli seine Augen naß werden fühlte. Endlich kam der Augenblick der Entscheidung; vor einer mitten in einem Walde belegenen Hütte hielt der Hund im Lauf inne; erschrocken blickte Friedli auf diesen. „Hier?" fragte er unwillkürlich! der Hund bellte, leckte Friedli's Hand, und rannte eilfertig von dannen; jener schaute ihm traurig nach.

Nach einer Weile pochte Friedli an die Hüttenthür;

diese ward geöffnet, und er stand einer alten, unendlich häßlichen Frau gegenüber. Sie schien ihn erwartet zu haben. „Aha!“ sagte sie, „kommst Du endlich! Nun, tritt ein, iß und trink, und dann gehe in den Wald und sammle Reiser, es gebricht mir an Brennholz für die Küche.“

Friedli fühlte sich durch diese Anrede, die ihn sogleich zum Diener machte, seltsam befremdet, aber jetzt zuerst empfand er Hunger und Durst.

Schweigend langte er zu, denn die Speisen standen bereit; schweigend ging er in den Wald, und schweigend brachte er Reiser heim. — Die Alte saß am Heerde und spann; dem Heimkehrenden gab sie Kienspäne zu schnitzen. Er saß ihr gegenüber, und mitunter sah er zu ihr hin; sie war zu häßlich! er mußte schnell wieder wegsehen; der große zahnlose Mund öffnete sich nur, um Einen, den letzten Zahn zu zeigen, der so lang war, daß er über die Unterlippe hinaus ragte.

Friedli brachte Tage, brachte Wochen dort zu; er sann und sann, was er nur dort solle, was er schaffen, was er ersinnen könne? Es blieb ihm ein Räthsel. Nach und nach hatte er begonnen, mit der Alten sich zu unterhalten; er



hätte sich auch vielleicht an ihren Anblick gewöhnt, aber ewig bleibt der Zahn ihm ein unüberwindlicher Anstoß, und so wagte er einmal bei passendem Anlaß zu sagen: „An Eurer Stelle würde ich mir den Zahn ausziehen lassen; mir scheint, er ist Euch ein Hinderniß."

Die grünen Augen der alten funkelten zum Erstenmal vor Zorn! „Was," rief sie, „meinen Zahn, meinen hübschen einzigen Zahn sollte ich in meinen jungen Jahren hergeben? Das wäre schön! Der Zahn ist wie eine Perle!" Friedli lachte: „Wie alt seid Ihr denn?" — „Fragt Dich Einer, kannst Du antworten, daß Du's nicht weißt, Dir aber will ich's wohl sagen, ich zähle kaum achtzehn Jahre."

Abermals lachte Friedli, und doch, er wußte nicht weshalb, es ward ihm unheimlich zu Muthe, und er versank in Nachsinnen. Plötzlich fragte er: „Wollt Ihr mir den Zahn verkaufen?" „Wofür denn? Für einen Sechser vielleicht? Nein, den Zahn gebe ich nicht her, den bekommt nur, wer mich aus freiem Antriebe küßt, eben weil es ihm so um's Herz ist." Friedli dachte: Dann bekomme ich ihn nicht! „Erzählt mir doch etwas aus Eurem Leben," sagte er, „ich höre dergleichen so gern."

Der Kopf der Alten wackelte: „Ach! was kann man viel von einem Leben erzählen, dem man kaum achtzehn Jahre zusah! — Aber Du, erzähle Du mir deine Lebensgeschichte, die muß schon lang sein!"

Friedli wußte sich in die Reden der Alten nicht zu finden, er wußte nicht, ob sie ernst oder spaßhaft gemeint seien, aber nach kurzem Besinnen erzählte er Alles und ganz offenherzig. —

Die Alte seufzte oft und tief gegen den Schluß seiner Mittheilung. „Ja", sagte sie, „Du bist gekommen, und wirst gehen, wie Du kamst, das sehe ich schon; aber es ist nichts dabei zu machen!"

„Ach, ich fühle es, Ihr könntet mir helfen; sagt mir, wo finde ich die Perle? Sprecht, helft mir, und ich will Euch zu mir nehmen in mein Haus, und Euch pflegen bis an Euer Ende."

Die Alte lachte spöttisch: „Vorläufig habe ich Dich in *mein* Haus genommen. Schlage Dir den Gedanken an Deine schöne Elsi aus dem Sinn; Dein Witz wird Dir nicht helfen; vielleicht thut es Dein Herz."

Friedli dachte: Was meint sie nur? Was denkt nur

der Berggeist? Unmöglich kann mir doch zugemuthet werden, die Alte zur Frau zu nehmen; was nützte mir dann alles Gold der Erde, und was hätte diese entsetzliche Heirath mit der Perle zu schaffen?

Wieder verfloß eine Zeit, und Friedli verging vor Sehnsucht nach der Heimath; er sann, er forschte vergebens, und war endlich voll Traurigkeit zur Heimkehr entschlossen. Als er der Alten dies anzeigte, wackelte ihr Kopf noch stärker, der Zahn ward anscheinend noch länger und Thränen füllten ihre Augen; er erschrak vor ihrer Häßlichkeit. „Ja, ja," entgegnete sie, „geh' nur heim! Ohne den Willen dessen, der Dich hersandte, geht das nicht, aber rufe ihn nur an, wie Du damals thatest, dann kommt er vielleicht, Dich zu erlösen."

„Ja," dachte Friedli, „so geht's nicht länger!" und wie von Geistern getrieben, rief er und schrie er wie früher, jedoch mit mehr Muth: „Herr Berggeist! Herr Berggeist! ho! ho! kommt und helft mir!"

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als sich ein furchtbarer Aufruhr in der Natur kund gab. Berge bebten, Bäche schäumten, Steine flogen umher, Bäume

krachten und wankten: dem armen Friedli verging Hören und Sehen. Gegen ihn neigten sich die Felsen, zu ihm hin flogen die Steine, über sein Haupt beugten die Bäume krachend ihre Kronen; da, im Augenblicke, wo eine Birke zersplitternd über ihn zu fallen im Begriff stand, riß die Alte ihn bei Seite und sank, selber von dem schweren Stamme getroffen zu Boden.

Mit ihrem Tode trat Ruhe wieder ein, ringsum war Stille. Sie lag da, nicht zerschmettert, wie Friedli gedacht, aber dennoch todt. Ganz erschütternd warf er sich neben ihr zu Boden; er klagte und jammerte laut, er sagte, was man oft sagt und denkt, wenn es zu spät ist: „Sie war so gut gegen mich, hab' ich's auch verdient? Ach! Gott, wer dachte an Tod!" So klagend, beugte er sein Gesicht über dasjenige der Leblosen. „Dank, Dank!" flüsterte er leise, und seine Lippen berührten ihren bleichen Mund. Da aber ward ihm nicht schwarz, sondern blau vor Augen, denn vor ihm stand ein schönes Mädchen im lichtblauen Gewande; in seiner Hand lag eine wunderschöne Perle.

Er wollte reden und konnte nicht; da trat ein schöner, prächtig gekleideter Mann der Dame zur Seite. „Erkennst

Du mich?" fragte er, „erkennst Du in dieser Schönheit die alte Frau wieder, deren Zahn als Perle in deiner Hand liegt? Sie und ich erlagen dem Zauber eines Mächtigeren, als ich bin; Du hast die Bedingung erfüllt, an deren Lösung die Beendigung unseres Jammers und unserer Trennung hing. Geh' heim in Deine Hütte, dort wirst Du Alles finden, dessen Du bedarfst, um ein glücklicher Freier zu werden. Die Lehre nimm mit auf den Weg, daß der Verstand nicht Alles kann, und daß ein ehrliches, dankbares Herz oftmals Aufgaben zu lösen vermag, die jenem zu schwer waren. Heirathe deine Elsi; ich habe meine Perle und mein Glück gefunden, und ziehe mit meiner schönen Gemahlin in den Juwelen-Palast ein."

„Lebe wohl, Friedli," sagte die Schöne, und laß Dir gesagt sein, daß der Anschein trügen kann. Lachst Du noch über meine achtzehn Jahre?"

„Lebt viel tausendmal wohl, schönste Frau Gnaden, und vergebt mir Alles; und wenn Ihr daheim kommt, grüßt doch den Pfiffig, den lieben kleinen Hund, darum bitt' ich gar schön! Aber sagt, wie komm ich heim?" Der Berggeist entgegnete:

„Immer grade aus
Ist der Weg zu Hof und Haus.“

Der Anweisung folgend, ging Friedli heim, und vier Wochen später war seine Hochzeit.

Sehr strahlend fand ich das Märchen nicht, denn in dem Juwelenpalast blieb man ja nur einen Augenblick. Ich habe jetzt einen kleinen Hund der Treu heißt, aber er könnte eben so gut Pfiffig heißen, denn er versteht Alles, nur daß er nicht antworten kann.

Ein kleines Mädchen im Dorfe ist dieser Tage gefallen, und hat sich das ganze Gesicht zerschlagen. Als Tante Susanne das hörte, ging sie sogleich hin, um zu sehen, ob Hülfe nöthig sei, und ich sollte sie begleiten. Ich wollte aber nicht, weil das Mädchen ganz blutig aussehen sollte. Aber Tante sagte: „wir sollen helfen, wo wir können, und wer helfen will, muß sich früh auch an unangenehme Anblicke gewöhnen.“ Da ging ich denn mit.

Marie.

Zehnter Sonntag.

Wilhelm hat gesagt, daß Papa uns verlassen mußte, und wir brachten den Winter leider ohne ihn auf dem Gute zu. Die Zeit ging im Fluge dahin, und als die ersten Lerchen sangen, wußten wir nicht, wo der Winter geblieben sei. Um die Zeit hatten die Eltern eine Zusammenkunft mit einander auf halbem Wege; Wilhelm und ich wären gar zu gern mitgewesen, aber es ging nicht; auch Marie und Tante Susanne mußten zu Hause bleiben, was Beiden eben so schlecht gefiel, wie uns; so konnten wir uns miteinander trösten. — Mama sagte mir lächelnd: „Tröste Dich mit den Wissenschaften." Das war Scherz, aber ich machte Ernst daraus und lernte so, daß Wilhelm sich mitunter erstaunt nach mir umsah. „Ja," sagte ich, „willst

Du mit, so passe auf!" — Er lachte ungeheuer, aber Herr Flohr war recht in seinem Elemente, uad die Unterrichtsstunden waren ganz wie ein Fest

Mama brachte uns Briefe und Geschenke von Papa mit, uns Allen, auch Herrn Flohr und Tante Susannen. Unsere Freude, so viel von ihm zu hören, sollte bald gestört werden! Herr Flohr, der sein Jahr als Soldat noch nicht gedient hatte, ward einberufen. Die Nachricht warf uns ganz nieder; Wilhelm und ich sagten immer zu einander: „Solchen Lehrer und solchen Freund bekommen wir niemals wieder!" Schon am nächsten Tage mußte er fort. Mama war auch sehr traurig darüber, und schrieb überall hin, damit wir einen neuen Lehrer bekämen. Das war eben das Allertraurigste, aber es mußte ja sein. Wenn Einer fort geht, den man lieb hat, wie gerne ließe man seinen Platz leer. —

Am Abend vor seiner Abreise halfen wir Herrn Flohr seine Sachen packen; nachdem dies geschehen, behielt er Wilhelm eine kurze Zeit allein bei sich, dann ließ er mich rufen. Wir waren Beide gerührt; Herr Flohr zog mich zu sich hin und sagte: „Ich gehe jetzt, und da der Krieg

ausbrechen muß und wird, kann es sein, daß Du mich nimmer wiedersiehst. Scheidet jedoch ein Freund für lange, vielleicht für allezeit, da schauet er sich nach dem um, den er zurückläßt. Du hast das schwerlich bemerkt, aber mein Herz hat Dich stets vorgezogen, vielleicht weil ich Deinetwegen so viel habe sorgen und nachsinnen müssen. Jetzt auch scheide ich von Dir mit dem schwersten Herzen. Mein Otto, mein herzlieber Knabe, zwei Regeln habe ich nur für Dich: fürchte Gott, und gehe zu jeder Zeit den Weg der Ehrenhaftigkeit. In allem Uebrigen folge Deinem Herzen und suche nicht, es gegen all' die weichen Gefühle zu verhärten, die in Dir so leicht und so lebendig wach werden. Dein unbändiger Lebensmuth könnte Dich einst auf die Bahn der Zügellosigkeit führen; beim ersten Schritt, den Du auf dieser vorwärts gehen willst, laß das Panier der Ehre flattern; es wird Deinen Händen entsinken, wenn Du wirklich gehst; dorthin folgt es Dir nicht. Ein echter Fahnenjunker stirbt auf seiner Fahne, die Deinige heiße: Ehre."

Meine Thränen flossen, er umschlang mich fest: „Vergiß mich niemals!" bat ich. „Höre," sagt er, „Du wirst

nun bald einen anderen Lehrer bekommen, und so muß ich Dir sagen, es ist ein sehr schweres Amt, Lehrer und Erzieher zu sein, es gehört ein von Gott gegebenes Talent dazu; nicht Jeder hat es. Ein Lehrer, welcher seine Pflicht erfüllt, muß seine Zöglinge zum Fleiß, zur Ordnung, zum Gehorsam, zu guten Manieren anhalten, eben alles Dinge, für welche Kinder keine besondere Hinneigung haben. Kinder aber denken stets nur an sich, und es fällt ihnen nicht ein, den Lehrer, in welchem sie häufig ihren Plagegeist sehen, deshalb zu bemitleiden, daß sie ihm das Leben so schwer machen. Wie gerne würde er sie oftmals fortschicken, wenn sein Gewissen das zuließe. Kommt nun ein Anderer und nimmt meinen Platz ein, da mache Du ihm das Schwere nicht noch schwerer. Gelehrte Leute haben manchmal eine wunderliche Außenseite, das eigentliche Leben blieb ihnen fremd; bekommt Ihr einen Solchen, übersieh das Auffallende aus Liebe zu mir, der Dich darum bittet. Vielleicht auch tritt ein junger, frischer Student in meine Stelle; da werde Du nicht zu sehr Student mit, sondern bedenke, daß Du ein Knabe bist. Ach, ich fühle es wohl, ich möchte

Dich immer in meine Arme schließen und über Dich wachen können!"

Ich konnte nichts sagen, mir war das Herz wie gebrochen. „Jetzt geh'," sagte Herr Flohr, „morgen früh nehmen wir Abschied."

„Laß mich Dir jetzt Lebewohl sagen," bat ich, „ich kann's nicht vor den Anderen." „Nein," entgegnete er, „eben weil es schwer ist, mußt Du es. Leichten Kaufs kommen wir nicht durchs Leben, deshalb ist Uebung heilsam. Daß Du traurig bist, wenn ich fortgehe, ist natürlich, es ist keine Unehre, dies zu zeigen; es ist ehrenhaft, auch Andere sehen zu lassen, daß man traurig ist, wenn man Grund hat, es zu sein."

Leise pochte es an die Thür, und Marie trat ein, verweint und ein Päckchen in den Händen tragend. Herr Flohr faßte ihre Hand und empfing sie mit seiner gewohnten Freundlichkeit. „Ich bringe Dir hier," sagte sie, „ein Päckchen mit Chocolade-Täfelchen, die mußt Du beim Ausmarsch in Deinen Tornister stecken, und wenn Du — wenn Du dann einmal gar nichts zu essen hast, mußt Du Dich damit stärken. Willst Du das auch?"

Herr Flohr dankte sichtlich gerührt; er sprach heiter und zutraulich mit Marie, aber sie antwortete nicht viel. Endlich sagte sie: „Nun muß ich Dir Adieu sagen.“ Da sie schwieg, drückte er ihre Hand und sagte: „Bleibe ein gutes Kind und mache Deinen Eltern Freude, und vergiß Deinen Freund, den Grenadier nicht.“ Sie weinte bitterlich und erwiederte: „Eines sollst Du mir versprechen, daß Du — daß Du Dich nicht todtschießen lassen willst, das sage mir.“ Er lächelte: „Ich verspreche Dir, daß ich nicht wünschen will, todtgeschossen zu werden, mehr mußt Du nicht begehren, und nun lebe wohl, kleine gute Marie, und Gott sei mit Dir!“

Wilhelm und ich standen am nächsten Morgen um drei Uhr mit Herrn Flohr auf; er frühstückte hastig, umarmte uns dann fest und innig, flüsterte mir noch zu: „Denk' an meinen Nachfolger und an meine Bitte,“ und eilte in den Wagen. Der rollte fort und nahm uns so viel! Ach! das war eine bittere Stunde. — Später fanden wir auf Herrn Flohr's Schreibtisch Briefe an Mama, an uns, an Marie, und Geldgeschenke für die Leute; daß er diese nicht selber gegeben, um dem Danke auszuwei-

chen, das sieht ihm so gleich. — Das Briefchen an mich lautet so:

An Otto.

„Du sollst dies Zettelchen in meinem Zimmer vorfinden, damit der Raum Dir nicht zu öde erscheinen mag, den Dein Freund dereinst wieder zu betreten hofft, aber dessen nicht gewiß sein kann. Aus dem angehenden Gelehrten ist plötzlich ein Soldat geworden; das ist ein schroffer Uebergang, aber ein Mann muß sich in alle Verhältnisse schicken können. Ich werde mit Lust und Eifer Soldat sein, und mein Dienstjahr weder mißmüthig noch unbenutzt hinbringen. Man kann überall lernen; ich werde Dir schreiben, so oft die Verhältnisse es gestatten, und wenn Du mir antwortest, frisch und fröhlich, werde ich denken, daß Du mich lieb hast, und daraus viel günstige Schlüsse ziehen. Laß mich, wenn ich einst an Dich und Deine Jugend zurückdenke, mir sagen: „Er geht den rechten Weg, aber Du halfst ihm dazu, denselben zu finden.“ Lebe wohl, mein Otto, über kurz oder lang, hier oder dort, sehen wir uns wieder. Gedenke des fernen Freundes, der Dir oft nahe

sein wird, und that ich Dir jemals Unrecht, vergiß es nicht, aber sage Dir, Flohr irrte menschlich und unabsichtlich, stets aber wollte er mein Bestes."

F.

In dem Brief an Wilhelm ermahnte Herr Flohr uns, wie er auch mündlich oft gethan, Christian nicht zu häufig um uns zu haben. „Verwöhnt ihn nicht," schreibt er, „verzieht ihn nicht, seid ihm gut, aber macht ihn nicht untauglich zu dem glücklichen Loose, ein einfacher Landmann oder tüchtiger Handwerker zu werden. Deshalb auch bat ich Euch oft, ihm Eure abgelegten Kleider nicht zu geben. Alles muß sich zu einander schicken; wer in der Kindheit feine Kleider trug, wird in der Jugendzeit auf gröbere Stoffe nicht ohne Mißmuth hinsehen." —

Wenn ich wieder schreibe, werde ich „heute" sagen können, dann ist die Vergangenheit überflogen. Für heute schließe ich; wenn ich daran denke, daß wir Herrn Flohr haben hergeben müssen, wird mir stets wüste zu Sinne.

Otto.

Eilfter Sonntag.

Meinen Sonntag muß ich wieder nachholen, damit Ordnung kommt; zuerst Wilhelm, dann Otto, dann ich, es muß doch nicht verkehrt durcheinander gehen. — Otto hat gesagt, daß Herr Flohr fort mußte; das war doch zu betrübt; wir waren alle traurig, und ich glaube, die Thiere waren es auch. Die Hunde streichelte er im Vorübergehen, und sagte: „Was machst Du alter Bursche?" oder Aehnliches, und die Schwäne, die Tauben und Kaninchen fütterte er so oft mit uns; wie oft hat er im Winter, wenn es so recht kalt war, grünen Kohl für die Kaninchen herbei geholt; uns wollte der Gärtner nie welchen geben. Das können sie doch nicht sogleich vergessen haben.

Herr Flohr hatte den Brüdern allerlei Aufgaben gegeben, ihre Zeit damit hinzubringen, bis der neue Lehrer

käme, aber sie hatten doch mehr Zeit als früher, und spielten oftmals umher, während ich meine Stunden hatte. Mitunter sagten sie dann: „Mama, darf die Kleine nicht? Mama, darf Marie nicht mit?" — und dann nickte Mama, und ich war im Galopp draußen.

Otto hatte den größten Spaß daran, Christian und mir Turnstunden zu geben; er mußte klettern und ich über kleine Erhöhungen hinweg springen, oder auf der scharfen Kante eines Brettes gehen. Das ist gar nicht so leicht. Zu Christian sagte Otto oft: „Christian, wenn Du nicht so unverschämte Kräfte hättest, würdest Du jetzt am Boden liegen, wie ein Mehlsack, denn geschickt bist Du gar nicht. Sei nicht handfest wie ein Bär, sondern geschmeidig wie ein Affe." Christian lachte dann herzlich und nahm es gar nicht übel; einmal aber fiel er wirklich, plumps! zu Boden, und nun gerieth Otto in den furchtbarsten Zorn: „Du dummer Junge," schrie er, „kannst Du nicht Acht geben; willst Du Arme und Beine brechen, und soll ich das auf dem Gewissen haben, Du Tölpel." —

Wilhelm und ich sahen einander an; das war nicht hübsch von Otto, daß er solche Ausdrücke gebrauchte, aber

mir ging es noch schlimmer, denn als ich gleich darauf nicht Acht gab, bekam ich einen tüchtigen Klaps. Ich denke, das hat Christian getröstet. Otto sagte: „Ich will Euch lehren, aufpassen!" Und nun brachen Wilhelm und ich in lautes Lachen aus, obgleich ich noch ein wenig empfindlich war über den Schlag. Ich sagte: „Wenn Herr Flohr noch hier wäre, würdest Du so heftig nicht sein." Aber das hätte ich lieber nicht sagen sollen, über die Erinnerung kann Otto nie hinweg; er ging auch sogleich fort, und kam erst später, aber ganz freundlich wieder, und sagte zu Christian: „Sei nicht böse, daß ich Tölpel sagte. es war nicht schlimm gemeint." Christian lachte; ihm war das gewiß nicht neu bei seinen Spielen mit den Herren Dorfjungen; ich hielt aber meinen Arm dicht unter Otto's Augen und sagte: „Ich klage auf Schmerzengeld." „Ja," entgegnete er, „dazu rathe ich Dir sehr, dann wird Mama Dich sicherlich in Baumwolle packen, und nicht mehr mit uns wilden Jungen spielen lassen." Der unartige Bube! er wußte recht gut, daß mir das eben am fatalsten sein würde. —

Mama bekam viele Briefe über Lehrer, und endlich

hieß es, Einer sei gefunden, und er heiße Herr Reward. — Die Entscheidung machte uns alle bestürzt, aber es war doch nicht zu ändern. Wir dachten immer, wie er wohl aussehen werde? — Mama sagte, er solle sehr gelehrt sein, und nun meinte Wilhelm, er werde gewiß ein sehr bleiches Ansehn und weißblondes Haar haben und rothe Augen. Tannte Susanne machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte: „Einen Gelehrten habt Ihr noch nicht gehabt; der wird Euch von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends unterrichten, ohne selber darum gewahr zu werden, denn für einen Gelehrten giebt es weder Zeit noch Stunde. Das wird sehr unterhaltend werden, darauf freut Euch nur!" Das war nur Scherz, und die Brüder lachten, aber ganz spaßhaft war ihnen doch nicht zu Sinne. Papa schrieb sehr bekümmert darüber, daß er für die Wahl eines neuen Lehrers so gar nichts thun könne. —

Vorgestern waren wir mit Tante Susanne bei der Pastorin. O, wie jubelten wir, als dazu Erlaubniß ertheilt wurde! Wir wollten alle gern den ganzen Tag dort bleiben; Mama sagte: „Wenn Ihr eingeladen werdet, dürft Ihr bleiben, aber zu verstehen geben, daß Ihr das wünscht,

dürft Ihr nicht. Bedenkt, daß Ihr vier Personen seid, und die Pastorin hat mir mehrmals gesagt, daß sie unerwarteten Besuch zu Mittag nicht sehr liebe."

Auf dem Wege waren wir sehr vergnügt und zerbrachen uns den Kopf darüber, ob wir wohl sollten eingeladen werden? — Die Kinder empfingen uns laut jubelnd, und nicht lange, so hieß es: Bleibt Ihr hier? bleibt Ihr hier zu Mittag? — Wir wußten gar nicht, was wir sagen sollten; die Mädchen verstanden unsere Verlegenheit gewiß, denn sie liefen zur Mutter und kamen bald darauf fröhlich zurück. „Wir haben Mutter gebeten, sie will Euch einladen, ist das nicht prächtig! Anfangs sagte sie, es ginge nicht, wir würden nicht Alle satt werden, aber wir haben versprochen, weniger essen zu wollen, und das wollen wir auch gerne." Tante Susanne, die es hörte, lachte herzlich: „Das thut doch ja," sagte sie, „ich will für Euch Alle essen, gebt nur Acht!" — Ich nahm mir im Stillen vor, sehr wenig von Allem nehmen zu wollen, aber es war ganz unnöthig, wir hatten mehr als wir bedurften. Milchsuppe und Fleisch und Gemüse. Die Pastorin sagte: „Weil Ihr heute Mittag kein süßes Gericht habt, soll Friederike zu heute Abend

Kuchen backen.“ Das war doch sehr freundlich von der guten Pastorin. —

Nachmittags gingen wir spazieren, und später brachten wir sämmtlich den Garten der Kinder in Ordnung, der eben nicht hübsch aussah. Daß wir Alle halfen, machte uns großen Spaß; wir zogen Unkraut aus, banden Pflanzen an, und schaufelten und harkten Steige. Die Knaben mußten die schwere Arbeit verrichten, und Anfangs waren sie sehr fleißig, später trieben sie viele Possen, und sprangen über die Beete, um zu sehen, wer am weitesten springen könne. Je mehr die Mädchen schrieen: „Laßt doch! Ihr springt auf die Pflanzen, laßt doch sein!“ je toller sprang Otto kreuz und quer, aber er beschädigte nichts, das muß ich doch sagen. Als wir fertig waren, sah der Garten allerliebst aus, und der Pastor besonders hatte seine Freude daran. Er zeigte uns seine hübsche Baumschule und ging mit uns ins Feld hinaus. Als wir heimkamen, stand Thee, Milch, Butterbrod und Kuchen bereit; wir waren sehr vergnügt und gingen im Mondenschein nach Hause zu der liebsten Mama. Marie.

Zwölfter Sonntag.

Otto und ich verlebten jeden Tag in Spannung, denn unser neuer Lehrer ward täglich erwartet. — Während dieser Zeit bekam ich ein kleines Briefchen von Herrn Flohr, der auch an Mama schrieb. Mir so:

„Mein guter Wilhelm! Ich bin jetzt dem Aeußeren nach der vollständigste Grenadier und geschniegelt und gebiegelt, als hätte ich mein Leben mit bürsten und putzen hingebracht. — Als ich hier ankam, mußte ich mich der Vorschrift gemäß beim Obersten C. melden; er betrachtete mich schweigend und sagte dann: „Was soll's denn heißen, daß Sie den Schmutz treten wollen, weßhalb sind's nicht Husar worden? Dazu hättens gepaßt.“ — Meine Antwort befriedigte ihn nur halb. „Ja, es muß Fußvolk sein,

ich geb's zu, aber ich halt's mit der Reiterei. Denken die jungen Bursche, wollen lieber zur Infanterie, brauchen's kein Pferd zu putzen; ist rechter Unsinn! Als ob's keine Freud' wär', für solch ein prächtig Thier zu sorgen, was den Reiter versteht und ihm forthilft, wenn's gilt! Nun gehen's mit Gott, und lernen's brav! werden's brauchen, bevor's Jahr um ist." Ich ging lächelnd heim, und dachte an Otto, der gleichfalls nicht sehr für das Fußvolk schwärmt. Ich blieb in einem kleinen, aber reinlichen Bürgerhause einquartirt, und meine Wirthin ist eine dicke, sehr gute Frau.

Als ich zuerst in ihr Haus eintrat, empfing sie mich etwas verlegen: „Ja, Einquartirung haben wir genug gehabt, und sie haben alle da oben gewohnt", und dabei deutete sie auf eine kleine Hühnersteige. Ich verstand sie sehr wohl und entgegnete: „Gut, so werde ich auch dort wohnen." Oben angelangt, fand ich ein kleines niedliches Dachkämmerchen. Sobald ich allein war, setzte ich mich an den Tisch und blieb lange in Gedanken versunken; ich nahm Abschied von der Vergangenheit und ging der neuen Zukunft entgegen, während die Gegenwart durchaus fremde Zustände bot. — Aus dem Manne des Friedens war ein

Krieger geworden, alle Verhältnisse umgewandelt, aufgehoben, nichts geblieben, als das Herz in der Brust, als das innere Bewußtsein, welches über den Ereignissen steht. Fremdartige Zustände muß man durchdenken, bevor man sich zutrauen darf, sie durchleben zu können. Als ich damit fertig war, erhob ich mich frisch und frei; ich war fertig in der rechten Bedeutung des Worts, ich hatte entsagt und trat, in dem Sinne, ein neuer Mensch, in neue Verhältnisse ein. —

Alles, was ich bedarf, bekomme ich hier bei meiner alten Wirthin; es ist einfach, aber reinlich und zureichend; ein angehender Soldat muß sich vor Allem an Genügsamkeit gewöhnen. Schreib' mir bald, schreib', wie es geht und steht; Alles flößt mir Antheil ein, was zu Euch gehört und Euch umgiebt. Wie schade, daß ich die Thiere nicht kann grüßen lassen, die hübschen Tauben und Schwäne, die treuen Hunde! Lebe wohl, Du herzlicher Knabe."

F.

Otto und ich waren im Garten, wir sprachen über Herrn Flohr's Brief, und er sang, weil darin von Husaren die Rede ist, sein Lieblingslied:

„Es blasen die Trompeten,
„Husaren heraus!
„Es reitet der Feldmarschall
„Im fliegenden Saus.“ u. s. w.

als Marie athemlos gelaufen kam und schon von weitem rief: „Ja, ja, der Feldmarschall kommt! Herr Reward ist da, eben fährt er in den Hof, Mama hat es gesagt!“

Otto und ich sahen einander an, es war uns ein Stich ins Herz! Otto sagte: „Mir ist eiskalt zu Sinne.“ Aber es half nicht, wir mußten doch vorwärts und liefen auch, aber ich glaube, wir wären einzuholen gewesen.

Der Wagen hielt bereits vor der Thür; Georg öffnete den Schlag, aber alsbald polterten eine Menge Bücher heraus; Georg hielt, sammelte, aber immer mehr fielen heraus, so daß Herr Reward zuletzt über dieselben hinwegstieg, wie über die Trümmer einer Festung. Otto und ich lagen an der Erde und sammelten. Herr Reward sagte kein Wort zu dem Allen und ging in's Haus, wohin wir ihm folgten. Er ist groß, trägt eine Brille, und hat einen ganz rothen Bart; wenn ich keinen andern hätte, trüge ich lieber gar keinen.

Herr Reward wurde zu Mama geführt, die ihn sehr freundlich begrüßte und uns ihm vorstellte. Er sagte eigentlich nichts dazu; Tante Susanne, welche den Kaffee bereitete, bot ihm eine Tasse, welche er austrank, und dann aus Zerstreuung Tantens eigene Tasse dazu; sie schlug aber absichtlich die Augen gar nicht auf, denn sonst hätte sie sicherlich gelacht.

Nachdem Herr Reward sich entfernt hatte, schwiegen Alle, nur Tante brach in unmäßiges Lachen aus und sagte: „Bei Tische sitze ich auf keinen Fall neben ihm, darüber könnte ich Hungers sterben. Geschwind, Marie, hole mir eine Tasse, ich will doch meinen Kaffee nicht ganz einbüßen." Mama sah ein wenig nachdenklich traurig aus, und als Marie zurückkehrte, sagte sie: „Ach, Mama, wenn Herr Flohr das wüßte, daß Herr Reward einen ganz rothen Bart hat!" Darüber mußten wir Alle lachen. Mama sagte: „Herr Flohr war ein Lieblingskind Gottes; er paßte überall hin mit seinem warmen Herzen und frischen Geiste, denkt nur nie daran, daß Ihr den ersetzt bekommt!" Otto und ich entfernten uns schweigend; als wir draußen waren, sagte Otto: „Laß uns nur nicht miteinander reden, das hilft doch zu nichts, aber ich sage Dir, mir ist höchst miserabel zu Sinne."

Otto ging und ich blieb allein mit Herrn Flohr's Brief — das heißt nicht allein sein. Ich las noch einmal, wie er am Tischchen sitzt und denkt, las es mit strömenden Thränen. — „Nur das Herz in der Brust ist geblieben" — aber welch' ein Herz, o, welch' ein Mensch! Wer sich daran nicht aufzurichten vermag, er sei Knabe oder Mann, aus dem wird nie viel werden, glaube ich; ich vergaß Herrn Reward, Otto, Alles und weinte und weinte. Da guckte Otto bei mir ein: „Was? Du weinst, — das fällt mir doch nicht ein." Ich gab ihm Herrn Flohr's Brief und deutete auf die Betrachtung darin, welche mir so zu Herzen geht. Er stellte sich mit dem Rücken gegen mich in's Fenster und las; so stand er lange, lange und sagte dann: „Wilhelm, mir wird das doch nicht immer nützen, mich reißt der Augenblick zu leicht hin. Herr Flohr hat mir aber doch geholfen; ihm zu Liebe will ich thun, was ich kann, und vorläufig wollen wir nicht mehr jammern. Frisch daran — ist halb gewonnen, wir wollen tüchtig lernen. Nun komm und laß uns einen Weg durch den Wald machen." Wilhelm.

Dreizehnter Sonntag.

Endlich ist es mit dem Nachholen der Vergangenheit vorbei, und ich habe nur noch von der letzt verflossenen Woche zu berichten.

Montag. Zuerst Unterricht bei Herrn Reward. Mir war ganz beklommen zu Sinne; so ist gewiß einem jungen Soldaten, der sein erstes Gefecht durchmacht. Herr Reward examinirte uns besonders in den alten Sprachen, nächstdem in der Geschichte. Wir bestanden gut, aber ich weiß nicht, wie es geschah, ich hatte keine Freude daran. — Es war ein sehr heißer Tag; als es jedoch ein Uhr geschlagen hatte, setzte Herr Reward seinen Hut auf, ergriff seinen Stock und schickte sich an, spazieren zu gehen. Wilhelm machte die Bemerkung, daß die Hitze sehr groß sei; er erwiederte

indessen: „Ich gehe jeden Tag um dieselbe Stunde." Darauf zündete Herr Reward seine Pfeife an und ging eben an dem unschönsten Theile des Gartens eine Stunde auf und ab. Man merkte ihm an, daß er es als Pflicht betrachtete. — Wir fuhren in den Freistunden in unserem Eselwagen; ich hatte das Gefühl, als ob ich recht weit von Hause hätte fahren mögen. Nachdem wir den Hof hinter uns hatten, schlugen wir alle Sorgen in den Wind und waren herzlich vergnügt.

Dienstag. Während der Lehrstunden hatte ich Ursache, des Versprechens zu gedenken, welches Herr Flohr mir abnahm. Herr Reward ist außerordentlich zerstreut und verliert sich während des Unterrichts oft ganz in Nachsinnen. Er unterhielt uns an dem Tage über den Sturz des römischen Kaiserthums und dessen ersten Anlässe, als er plötzlich mitten in seiner Rede verstummte, und fast während einer halben Stunde das tiefste Stillschweigen beobachtete. Während der ersten zehn Minuten hofften wir immer auf die Fortsetzung, als diese jedoch ausblieb, hätte ich mit den Fingern auf den Tisch trommeln, mit den Füßen scharren und mir die Haare ausraufen mögen, so voll

ungeduldigen Zornes war ich. Wilhelm sah ernsthaft und ruhig aus; ich sah es ihm an, daß er die Zeit gut benutzte, und sich in Gedanken Manches zurückrief und überhörte; so verständig war ich natürlich nicht.

Nachdem die halbe Stunde fast verflossen war, hatte ich den glücklichen Einfall, ein Buch auf die Erde fallen zu lassen. Herr Reward richtete sich auf, und setzte seinen Vortrag fort, als ob gar keine Unterbrechung stattgefunden habe. Meine Ungeduld schien er jedoch bemerkt zu haben, denn er richtete lauter sehr schwere Fragen ausschließlich an mich, so daß mir das Blut zu Kopfe stieg; Wilhelm konnte sich eines Lächelns nicht ganz erwehren. — Als Herr Reward uns entließ, sagte er mir: „Ich werde Dir nächstens einen Vortrag über die beste Zeitanwendung halten.“ Ich dachte: O weh!

Abends in unserem Garten gearbeitet und Gemüse an Mama verkauft. Liegende Gründe sind doch eine schöne Sache! —

Mittwoch. Der Morgen ging ohne besondere Störung vorüber. Während des Mittagessens ward Herrn Reward ein Teller mit Braten präsentirt; er fuhr mit

seinem zerstreuten Blick darüber hin und sagte zugreifend: „Das ist doch wohl zu viel!“ Georgs unwillkürliches Festhalten des Tellers ließ ihn seinen Mißgriff bemerken, er dankte und wollte nun gar nicht nehmen. Tante Susanne, die zufällig doch neben Herrn Reward saß, überwand sich heldenmüthig; sie sagte: „Darf ich Ihnen vorlegen?“ zugleich mit der an ihn gerichteten Frage ein Stück Braten auf Herrn Rewards Teller legend. Ich bin schon so weit gekommen, daß mich nicht einmal die Neigung zu lachen anwandelte, Marie jedoch war ganz dunkelroth im Gesichte, und Thränen traten ihr in die Augen, so hatte sie zu kämpfen.

Nachdem Herr Reward gegangen, sagte Tante Susanne: „Kinder, wie habe ich mich heute Mittag benommen! Die große goldene Medaille wäre zu wenig für mein Verdienst. Mit Gefahr seines Lebens einen Andern retten, will eigentlich gar nichts sagen, das versteht sich von selbst, aber nicht lachen, wenn Einer einen dummen Streich macht, ist großartig und erhaben!“ Wir lachten; Mama sah mit dem ihr eigenen Blick auf, aber sagte nichts. Tante sprang zu ihr hin: „Ja, mißbillige mich nur, das hilft

zu nichts, ich bin zu tugendhaft gewesen, ich muß mich rühmen!"

Nachmittags kam Christian, und er und Marie mußten ihre Turnübungen durchmachen, während Wilhelm in unserem Garten anband und ordnete. Der Abend war wunderschön, aber Herr Reward geht stets nur zu der einmal festgesetzten Stunde, sonst niemals. Keine noch so milde Luft, kein Vogelschlag, nicht Grün noch Blüthen führen ihn ins Freie; er sitzt in seinem Zimmer und raucht und studirt.

Donnerstag. Tag ohne Sang und Klang. Ich wußte meine Lection nicht, und mußte nachsitzen. Meine goldene Laune ward dadurch etwas herabgestimmt, und ich ergriff einen unbedeutenden Anlaß, meinem Herrn Bruder eine Ohrfeige zu verabreichen. Sein gewöhnlicher Gleichmuth verließ ihn aber so gänzlich, daß er mich am Kragen erfaßte, und mich, der ich darauf gar nicht vorbereitet war, ganz bedeutend durchschüttelte. Es ging Alles stillschweigend vor sich. Nachdem Wilhelm für gut befunden, mich frei zu geben, sahen wir einander an und mußten lachen. Er sagte mit seiner Gutmüthigkeit: „Daß Du mich zornig

gemacht hast, ist sicher der beste Beweis, daß Du ein unbändiger Bruder bist; vergiß doch nicht, daß Du nur Einen Bruder hast; wie willst Du mit der Welt fertig werden, wenn Du Dich nicht änderst." — „O ho!" entgegnete ich, „die Welt wird mich nicht gleich beim Kragen nehmen." „Sie kann Dir aber schwere Verantwortung ins Gewissen schieben, und das ist schlimmer."

Abends geschaukelt und ins Dorf hinabgegangen, arme Leute zu besuchen.

Freitag. Sehr spaßhaft! Vormittags kam die Hofräthin Sarr mit ihren Kindern; drei Knaben, ungefähr von gleichem Alter mit Wilhelm und mir. Mama bat uns von den Unterrichtsstunden frei, und nun ging es jugendmuthig in die Welt hinein. Wir spielten und tobten, daß man vielleicht hätte sagen können, zu toll! Unglücklicherweise hatten wir den Raum unter Herrn Rewards Fenstern zum Schauplatz unserer Thaten erwählt. Herr Flohr hatte das gern, er schaute zu, oder nahm Theil.

Als wir eben in der allerschönsten Fahrt waren, erschien Herr Reward plötzlich mit einem Stocke bewaffnet zwischen uns, ergriff den ältesten Sarr, den er, da er

schlecht sieht, wahrscheinlich für mich hielt, und schlug tüchtig auf ihn ein. Ich sprang vor und sagte: „Das ist Rudolph Sarr.“ Herr Reward schob die Brille in die Höhe, befahl uns, den Platz augenblicklich zu räumen, und ging ins Haus zurück.

Wir erwählten einen abgelegenen Platz im Garten; Rudolph sagte: „Ich hatte heut auf viel Vergnügen gerechnet, aber auf dasjenige nicht, hier eine Tracht Schläge zu bekommen.“ Er lachte mit uns, und ich sagte: „Tröste Dich damit, daß sie mir zugedacht war, es ergeht mir in einiger Weise wie dem jungen lügenhaften Ochsen; weil ich mitunter dumme Streiche mache, wird jeder, zu dem der Verfasser sich nicht bekennt, auf meine Rechnung geschrieben.“

Wir aßen im Gartensaal zu Mittag bei geöffneten Thüren, durch welche gegen das Ende der Mahlzeit eine kleine Maus ganz vergnüglich hinein schlüpfte. Die Hofräthin schrie laut auf, verließ ihren Platz, sprang auf einen Stuhl am Fenster, und von diesem auf die Fensterbank. Wir Knaben verfolgten den kleinen Eindringling, dessen Geschwindigkeit unsere besten Angriffspläne vereitelte; Mama

verfügte sich in das Nebenzimmer, Marie war auf einen Stuhl gesprungen, Tante Susanne jagte mit, und Herr Reward stand, seine Serviette schwenkend, unbeweglich an seinem Platze, so daß die Maus mehrmals über seine Stiefeln hinlief. — Diese war am Ende klüger als wir Alle, denn sie entwischte dahin zurück, woher sie gekommen war.

Die Thüren wurden rasch geschlossen und Ruhe und Frieden hergestellt. Herr Reward warf einen Blick auf die Hofräthin und sagte zu uns Knaben gewendet: „Wenn mitunter der Mensch eine unbegründete Furcht zeigt, so darf das nicht überraschend erscheinen, da selbst der Elephant, dies große, mächtige Thier, nach den Beobachtungen aller Naturforscher, eine Furcht und ein Grauen vor der kleinen, winzigen Maus äußert."

Der Tag verging in lauter Fröhlichkeit, nur Marie that uns leid; sie durfte nicht mit uns spielen und sah ganz bekümmert aus, was freilich sehr natürlich war.

Sonnabend. Der Morgen verging ohne Störung. Meine ganze Freizeit zu einem langen Briefe an Herrn Flohr angewandt. Ich schrieb ihm der Hauptsache nach

Alles, was sich hier begeben; mitunter mußte ich die Feder hinlegen, um darüber nachzudenken, ob ich wohl in Wahrheit sagen könne, ich habe ein gutes Gewissen rücksichtlich des ihm gegebenen Versprechens? Ich habe ihm Alles erzählt, so treu ich vermochte, nun mag er selber entscheiden. Marie und Wilhelm hatten die ersten Erdbeeren im Garten gepflückt und brachten sie mir treulich; ich wollte sie Marien schenken, aber daran war nicht zu denken, sie mußten getheilt werden. Die kleinen Kirschbäume, welche der Herr Pastor uns aus seiner Baumschule geschenkt, haben Früchte angesetzt, und Tante Susanne hat Netze angefertigt, um die Vögel abzuwehren. Marie hätte mich gar zu gerne draußen gehabt, sie sagte: „Schreibe doch keinen so langen Brief an Herrn Flohr, er hat ja keine Zeit, ihn zu lesen, und nachher schilt der Unteroffizier, wenn er nicht gut geputzt hat; aber grüße ihn viel tausendmal von mir."

Sonntag. Von heute kann ich noch wenig sagen; wir werden zur Kirche fahren, einen Besuch bei Pastors machen, wie Marie sich ausdrückt, und Nachmittags eine Spazierfahrt unternehmen. Otto.

Vierzehnter Sonntag.

Unsere Sonntagsfreuden fielen ganz anders aus; der liebe theure Papa kam ganz unerwartet an, und o, wie ward er empfangen! Wir lachten und weinten vor Jubel, und als der Wagen vorfuhr, kamen unsere Leute aus allen Ecken und Gebäuden herbei, um ihn nach so langer Abwesenheit zu sehen. Und wie stattlich sah Papa aus! was hat er für ein prächtiges Gesicht! Als er so umher sah mit seinen dunklen Augen, und Alle freundlich grüßte, bebte mir das Herz vor Freude. Nun kam Mama, die gar keine Ahnung gehabt hatte, sie flog mehr als sie ging, und als sie sich in Papa's Arme warf, und beide sich lange umfaßt hielten, da standen uns Allen die Thränen in den Augen.

Später ging Papa zu Herrn Reward auf dessen Zimmer; als er zu Mama zurückkehrte, suchte ich im Cabinet ein Buch im Bücherschranke, und hörte, wie Papa sagte:

„Ich habe genug gesehen und gehört, um mich zu überzeugen, daß jeder Versuch vergeblich sein würde. Umwandeln kann man einen solchen Menschen nicht, und so muß man sich einzig an das Gute halten, was er durch sein Wissen zu leisten im Stande ist.“ Ich trat vor und sagte: „Papa, ich suche hier im Nebenzimmer nach einem Buche.“ Er blickte mich scharf, aber gütig an: „Ich wußte nicht,“ sagte er, „daß Du in der Nähe warst, aber ein ehrenhafter Knabe darf hören, was sein Vater spricht; er wird es weder mißverstehen noch mißbrauchen.“ Als Papa das sagte, war es mir, als ob ich in dem Augenblick einige Zoll gewachsen wäre. —

Als wir uns zum Mittagessen setzten, dachte ich: „Wie wird Papa wohl mit Herrn Reward fertig werden?“ — Das ging jedoch sehr gut. Papa brachte die Rede auf lateinische Classiker, auf die Geschichte des Mittelalters u. s. w. und Herr Reward ging darauf mit seiner ganzen Gelehrsamkeit ein, nur überließ er sich dabei seiner vollen Zerstreuung, trank mein Glas aus, schwieg oft mitten in seiner Rede, und ließ Georg, wenn dieser ihm die Speisen bot, stehen, ohne ihn zu beachten.

Ich sah, daß Papa sehr zufrieden mit Otto's Haltung war, der nicht einmal lächelte, und sich ganz ruhig verhielt. Zur eigentlichen Freude ist jedoch nicht viel Ursache dabei; Otto ist so tief im Herzen von dem Tausch ergriffen, der uns zu Theil geworden, daß er noch nicht ein einziges Mal über Herrn Rewards Sonderbarkeiten nur gelächelt hat, obwohl er innerlich doch nicht ganz unempfindlich dagegen sein kann. Ich möchte gerne öfter mit Otto darüber reden, aber gewöhnlich sagt er: „Laßt gut sein, ich kann nicht viel über Etwas sagen, das mir zu Herzen geht."

Papa wird acht Tage hier bleiben, dann muß er leider wieder fort; er fährt und reitet überall umher, durch die Felder, in den Waldungen, und wenn Papa erst ganz wiederkehrt, sollen Otto und ich jeder ein kleines Pferd bekommen. Papa sagt, eigentlich viel zu spät, denn wer ein rechter Reiter werden wolle, müsse mit seinem Pferde aufwachsen. Das hätten wir auch gerne gethan; Otto fragte: „Papa, warum durften wir denn das nicht?" — „Weil," entgegnete er lächelnd, „in unserer Zeit zu viel Wissen erfordert wird, und ein Pferd sehr zerstreut. Als ich in Eurem Alter war, hatte ich bereits sechs Jahre ein

Pferd gehabt, aber damals lernte man eben Manches nicht, was jetzt begehrt wird. Grämt Euch deshalb nicht; nun steht Euch noch die Freude bevor."

Als wir fortgingen, sagte Otto: „Aufgewachsen bin ich nicht mit einem Pferde, aber ein echter Reiter werde ich, das verspreche ich Dir." Ich glaube es ihm aufs Wort, denn er ist dreist und gewandt. — Marie sagte: „Weshalb bekomme ich denn kein Pferd? — Tante Susanne sagt, die kleinen Englischen Mädchen reiten schon mit fünf und sechs Jahren, und die Damen dort sehen deshalb so lange frisch und jung aus, weil sie täglich reiten." „Natürlich," entgegnete Otto, „werden wir Papa ersuchen, Dir ebenfalls ein Pferd zu geben, damit Du noch hübsch aussiehst, wenn Du schon ein alter Nußknacker bist." Marie sah sehr beleidigt aus, und ging schweigend fort. „Sie ist ein allerliebstes kleines Ding," sagte Otto, „und ich habe sie immer am liebsten, wenn sie ein wenig zornig auf mich ist." — Das ist Geschmackssache, ich habe sie eben am liebsten, wenn sie gegen mich recht zärtlich ist.

Christian ist jetzt fest entschlossen, Tischler werden zu wollen; er sagte mir letzthin: „Wenn ich ausgelernt habe,

und bin in die Fremde gegangen, da müssen Sie mir schreiben, wenn Sie sich verheirathen wollen, denn dann komme ich zurück, und fertige alle Ihre Mobilien an." Otto lachte so über diesen Einfall, daß er fast unter den Tisch gefallen wäre; er kann sich nie denken, daß er einmal heirathen wird; das kann ich mir so gut vorstellen. „Aber Otto," sagte ich, „man muß in der Welt doch Jemanden haben, für den man sorgt, und den man beschützt." „Ich will Dir etwas sagen," entgegnete er, „ich diene dem König und habe übrigens ein Herz und einen Arm für die, welche dessen bedürfen. Ich sehe nicht so eng, und wenn ich einmal ein Haus habe, kann ich auch über die Mauern desselben hinausschauen." Otto kann es damit halten, wie er will, ich werde mich verheirathen, wenn ich einmal ein Amt habe. Marie, welche zuhörte, sagte: „Schade, daß Du Tante Susanne nicht heirathen kannst, aber die ist dann zu alt."

Heute schreibe ich nicht länger, ich muß jeden Augenblick von Papa's Anwesenheit genießen.

Wilhelm.

Fünfzehnter Sonntag.

Heute Morgen ist Papa wieder abgereist; wir begleiteten ihn eine Strecke Weges, Wilhelm und ich, und gingen zu Fuß nach Haus. Mama, Tante und Marie waren zur Kirche gefahren. Wir sprachen gegen Papa unser Leidwesen darüber aus, daß er wieder fort müsse, und es thut ihm selber so leid, das ist das Schlimmste. Er lächelte und sagte: „Als Ihr heute Euer Spruchbuch aufschlugt, da lautete der Spruch: „Wirket, weil es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Keiner mehr wirken kann." Wenn Ihr die Wahrheit dieses Spruches einseht, der sich freilich wenig auf nur weltliche Dinge bezieht, könnt Ihr begreifen, weßhalb ich fort muß."

„Recht begreife ich doch nicht," meinte ich, „Du hattest genug zu wirken und zu schaffen, bevor der König Dich

zu seinen Geschäften berief. Alle Deine Leute kamen zu Dir mit Fragen und Klagen, mit Wünschen und Anliegen, und Du hattest stets vollauf zu thun."

„Als ich jung war," entgegnete Papa, „und bevor ich das bedeutende Vermögen eines entfernten Verwandten erbte, diente ich dem Staate, und diese Dienste gewährten mir eine ehrenvolle, sorgenfreie Lage. Der Staat hätte mich sehr wohl entbehren können, ich aber ihn nicht, und so ist es einfache Pflicht der Dankbarkeit, daß ich in Augenblicken, wo man meiner zu bedürfen glaubt, treu und eifrig zur Hand bin. Die Zeit, an mich und meine Annehmlichkeiten denken zu dürfen, wird auch wiederkehren. Es giebt gar viele Auslegungen über das, was Pflicht sei; haltet Euch stets an die einfachsten, und verweigert einst Eure Dienste nimmer, wenn Ehre und Dankbarkeit Euch zur Leistung derselben auffordern."

„Es ist schlimm," sagte Wilhelm, „daß Otto und ich noch über unsern künftigen Beruf keinen Entschluß gefaßt haben. Ich kann gar nicht recht mit mir einig werden; — ich glaube eigentlich, ich möchte gern Professor werden." Papa lachte unwillkürlich, faßte sich aber sogleich wieder, und

erwiederte: „Seid Beide noch während eines Jahres recht fleißig, dann entscheidet Euch. Uebrigens, mein lieber Sohn, schüttelt man den Professor nicht aus dem Aermel, und gediegenes Wissen erfordert tüchtige Anstrengung. Nach einem Jahre sprechen wir darüber weiter."

Nachdem wir eine Strecke über unser Gebiet hinaus gefahren waren, kam ein altes Weib bettelnd an den Wagen: „Ew. Excellenz, Ew. Excellenz, schenken Sie mir eine Kleinigkeit." Papa gab ihr Geld, und nun rief sie: „Danke, Danke, Ew. Durchlaucht." Papa lachte und sagte: „Dafür muß sie noch etwas bekommen." Die Alte neigte sich bis zur Erde und schrie: „Dank, Dank, Kaiserliche Hoheit!" „Mehr verlange ich nicht," sagte Papa, „nun fahre zu, Heinrich."

Nachdem wir gegen Mittag zu Hause angelangt waren, fand ich auf unserem Zimmer einen reizenden Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht; in Mitten desselben lag ein Brief von Herrn Flohr. Der Kranz war von Marie. Die Freude über den Brief fuhr mir durch alle Glieder, bis dahin war ich nicht müde gewesen, aber nun mußte ich mich setzen. Herr Flohr schreibt:

„Theurer Otto! Beim Lesen Deines Briefes war es mir, wie wenn man nach längerer Trennung in ein liebes, wohlbekanntes Gesicht schaut; man kennt es doch sogleich wieder. — Auf Alles, was Du mir sagst, möchte ich nur erwiedern, Du bist es durch und durch; in jedem Worte liegt Deine Art der Auffassung, Dein unbändiger Sinn, Dein Leichtsinn und Deine Rechtlichkeit. — So auch hat Dein Brief mich sehr ernst gemacht, und doch auch habe ich darüber gelacht; Du hast mir früher häufig zu Beidem Anlaß gegeben und willst mich nicht aus der Gewohnheit kommen lassen.

„Es ist allerdings spaßhaft, daß Du einen für das Leben unpraktischen Gelehrten zum Lehrer bekommen, denn in Dir ist nur zu wenig Theorie und zu viel Praxis. Ernste Seiten hat indessen diese Betrachtung auch, und wenn Du mich aufforderst, zu entscheiden, ob Du in Deinem Benehmen gegen Herrn Reward Dein mir gegebenes Versprechen gehalten, so ist diese Entscheidung keine ganz leichte.

„Theurer Knabe, wir wollen nicht Worte und Mienen berechnen, nicht die innere steigende Ungeduld, sondern

einzig den guten Willen, recht handeln zu wollen, und auf diese Weise wirst Du wohl bestehen. Du sagst: Liebhaben kann ich ihn nicht — ich kann nicht! Das ist auch nicht nothwendig; wir kommen mit vielen Menschen in Berührung, die wir nicht lieben können, aber sie ertragen und ihre gute Eigenschaften anerkennen, das können wir. — Lieber Otto, einige Menschen kommen wunderlich durch die Welt, ohne Vermögen, oft ohne besondere Befähigung werden sie den Wissenschaften zugeschoben. Während ihrer Studierzeit dem Mangel hingegeben, stets darauf angewiesen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel lernen zu müssen, wenden sie sich nothgedrungen vom Leben ab, um — leben zu können. Diese armen Leute werden um ihre Jugend, oftmals um jede frische Gefühlsregung gebracht.

„Später spottet man ihrer, ohne zu bedenken, wie leicht man es selber gehabt hat. Gieb Jemandem kärgliches Brod bei mäßiger Körper- und Geistesanstrengung, und er kann dabei heiter und glücklich sein, nicht so derjenige, welcher unter gleichen Verhältnissen auf strenges und ernstes Forschen angewiesen ist. — Bedenke das, wenn Herrn Rewards Sonderbarkeiten Dir auffallen, bedenke, daß er

die besten Jugendjahre einsam auf seinem Studirzimmer hingebracht hat; ausgeschlossen von geselligen Freuden, sind die Bücher ihm Alles, die Menschen Nichts gewesen, und jetzt, wo er mit diesen zu leben gezwungen ist, fühlt er sich unsicher und zerstreut. Das ist sehr natürlich. Benutze, was sein Wissen Dir bietet, und lerne tüchtig, sei übrigens freundlich und achtungsvoll in Deinem Benehmen, und vermeide, Herrn Reward in Deinem Tagebuche zu nennen. Besseren Rath weiß ich Dir nicht zu geben, mein bester Otto. —

„Dein Brief hat mich noch hier und in demselben Quartier bei meiner alten Wirthin angetroffen, welche es gar wohl mit mir meint. Die pompöse Aufschrift Deines Briefes belustigte mich sehr; ich war eben beschäftigt, meine Uniformknöpfe zu putzen, als ich ihn empfing, und rathe Dir, künftig ganz einfach zu schreiben: An den Grenadier Friedrich Flohr u. s. w., das paßt wirklich besser zu meinen jetzigen Verhältnissen. — Die Lehrzeit jedes Soldaten ist anstrengend, die meinige auch, aber ich bin frisch und wohlgemuthet, das ist doch die Hauptsache. —

„Trauriges habe ich hier im Hause bereits erlebt;

meine Wirthin hatte einen ihrer Enkel zu sich genommen, ein Kind von zwei Jahren, schwach und kränklich. Er sprach nur in Tönen; ich habe ihn Anfangs nie Anderes sagen hören, als: „üm, üm, da, da," und Aehnliches; er war überdies häßlich, aber er hatte ein Paar dunkle Augen, die ins Herz drangen, und sah prächtig gutherzig aus. — Ich gab mich oft mit ihm ab, und wenn ich heim kam vom Exerciren, kam er mir stets an der Hausthüre entgegen, sagte eifrig sein „üm, üm," und deutete an, daß er mir helfen wolle; Etwas von meinen Sachen mußte er dann tragen, ich nahm ihn auf meinen Arm und so ging's die Bodentreppe hinan. Wenn ich meine Sachen abgelegt, schlief ich nicht selten wider Willen ein und sah beim Erwachen den Kleinen am Boden sitzen, seine guten Augen fest auf mich gerichtet, als freue er sich meines für ihn doch unbequemen Schlafs. —

„Vor wenigen Wochen fing der Knabe zu sprechen an, nicht einzelne Worte, wie andere Kinder, sondern kleine zusammenhängende Sätze. Es war auffallend, aber wir gewöhnten uns bald daran und dachten, es sei am Ende mit zwei Jahren nicht zu früh. Vor acht Tagen war er

weniger frisch noch als gewöhnlich und lag häufig; ich besuchte ihn, so oft ich konnte, er sagte dann wenig, lächelte aber, wenn ich eintrat. So saß ich auch vor drei Tagen an seinem Lager, er sprach nicht, aber wir verstanden uns doch so gut; da flüsterte er plötzlich: „Ach, Flohr, es wird so dunkel!" Ich wollte etwas erwiedern, da sah ich die Züge des Todes über sein kleines Antlitz gleiten, seine Hand erkaltete in der meinigen; ich hatte meinen armen kleinen Freund verloren! Für ihn war es hell geworden; als jedoch die alte Großmutter trostlos um ihn weinte, da ging ich auf mein Zimmer und vergoß ebenfalls Thränen. Ich war ihm etwas gewesen, er hatte mich lieb gehabt, das vergißt und entbehrt sich nicht so leicht. — Wenn ich jetzt heim komme, ist die Stelle leer, wo der kleine Justus mich erwartete; nur der alte Spitz steht wedelnd in der Thüre und stößt mich mit der Schnauze, um sich bemerkbar zu machen.

„Mein Tag ist ganz militärisch eingetheilt; jetzt gleich beziehe ich auf vierundzwanzig Stunden die Wache. Ein Buch in der Tasche wandert mit. Lebe wohl, mein guter Otto, Deinem Bruder schreibe ich nächstens. Empfiehl

mich Deiner gütigen Mama, Deiner Tante und sage herzliche Grüße an Marie, an Alle, die meiner gedenken."

F.

Für heute schreibe ich keine Silbe mehr — ja, schön! Kaum hatte ich das geschrieben, als der Bediente zu mir eintrat. „Herr Reward wolle mich sprechen." „Ach, Otto, komm, lies diesen Satz hier laut vor." Das geschah, es war Latein. „Verstehst Du den Satz?" „Ja." „Gut, dann lies die ganze Seite herunter und dann sage mir — aber lies erst." Ich las und gab das Buch zurück. „Du hast gelesen, nun sage mir, wie kann der Satz, den Du mir vorlasest, an der Stelle vorkommen, wo er steht?" — „Das weiß ich nicht, Herr Reward, mir ist nichts aufgefallen." „Dann lies noch einmal." Dieselbe Antwort auf dieselbe Frage. „Lies noch einmal mit mehr Bedacht." „Ich weiß es nicht, aber wie kann ich?" — „Wie Du es wissen kannst — denk' an das blinde Huhn. Ja, wissen muß ich es; nimm das Buch mit und schreibe die Seite ab, ich schicke sie dann einem Freunde." Ich ging, schrieb und lachte — das verdanke ich Herrn Flohr. So, nun ist Ruhe.

Otto.

Sechszehnter Sonntag.

Von der verflossenen Woche weiß ich nicht viel zu erzählen, nur daß Otto einen dummen Streich machte. Mama's Wagen war in die Sonne geschoben, um ausgelüftet zu werden, und weil der Platz, wo er stand, sehr abschüssig ist, war ein Stein unter das eine Rad geschoben. Ich kletterte ein wenig in den Wagen hinein und fuhr in Gedanken weit umher, auch zu Papa; da kam Otto und sagte: „Steige aus, Marie, ich will den Stein wegnehmen und Dich dann etwas kutschiren, der Wagen ist nur leicht, ich kann ihn gut ziehen." Ich stieg aus, und das war recht mein Glück, denn so wie Otto den Stein wegzog, sauste der Wagen, wie über Hals und Kopf, den Abhang hinab, und gegen einen großen Birnbaum, der unglücklicher-

weise da steht. Durch den Stoß zerbrach der Wagentritt, den Herr Otto nicht in die Höhe geschlagen hatte. Ich war so erschrocken, daß ich an allen Gliedern bebte. — Otto rannte dem Wagen nach, aber der war doch geschwinder, als er. Nun kam unser alter Kutscher zum Vorschein; er hat einen ganz großen, dicken Bart, und deshalb kam er mir vielleicht vor, als ob er ganz grimmig aussähe; er war aber wohl auch etwas böse, und sagte: „Otto, was machen Sie für Streiche? Was würde Papa sagen, wenn er hier wäre!"

Otto sagte kein Wort und besah den Wagen; der alte Kutscher hatte Otto sehr lieb, und sagte halb brummend, aber doch freundlich: „Nun, nun, das hätten Sie bleiben lassen sollen, aber ich will's schon machen; ich gehe gleich zum Schmied, und morgen ist der Schade reparirt; Frau Mama wird ja eben heute nicht ausfahren, denke ich." Ich seufzte ordentlich auf, als ob mir ein Stein vom Herzen fiele, und wollte Otto küssen, er schob mich aber fort und sagte: „Nur keine Zärtlichkeiten, wenn ich bitten darf!" Dem alten Kutscher will ich aber ganz gewiß Etwas schenken, ich weiß nur noch nicht, recht was? — Vielleicht einen

kleinen Spiegel und einen Kamm, damit er seinen Bart recht kämmen kann, denn darauf ist er sehr stolz, glaube ich.

Mama hat mir eine silbergraue Henne geschenkt, und eine schwarze, die einen Büschel weißer Federn auf dem Kopfe hat. — Die Eier, welche sie legen, liefert die Hühnerfrau mir aus; heute Morgen zum zweiten Frühstück kommen weich gekochte Eier, Mama hat es erlaubt, aber hernach verkaufe ich sie alle, denn Christian muß ein neues Rechenbuch und neue Schreibbücher haben, und die Brüder können es doch nicht allein bezahlen; ich muß auch dazu beitragen. Wilhelm hat Türkische Enten geschenkt bekommen, aber die sind doch zu dumm, und fast nie auf dem Wasser, sondern watscheln fast immer im Garten umher, und verderben Alles. Der arme Wilhelm wird sie wohl wieder abschaffen müssen, und er hat sie doch lieb. Heute muß ich aufhören, ich habe keine Zeit mehr.

Marie.

Nachschrift. Heute Abend schreibe ich doch noch ein wenig, denn es ist nicht so hübsch geworden heute, als ich dachte. Die Brüder sind mit Christian und dem Jäger auf den Fischfang ausgegangen, das ist eine halbe Meile

von hier, und ich mußte zu Hause bleiben. Wilhelm küßte mich beim Abschiede, aber weil ich ein wenig verdrießlich war, suchte ich ihn mit dem Ellenbogen abzuwehren; hernach that es mir leid, und ich lief ihm nach, und rief ihn mit lauter zärtlichen Namen, worauf Otto immer mit miau, miau, antwortete. Zuletzt blieb Wilhelm stehen und breitete mir die Arme entgegen; Otto nahm eine ganz rührende Miene an, und sagte: „Komm doch auch zu mir, habe mich doch auch ein bischen lieb!" Ich dachte, es sei sein Ernst und lief auf ihn zu, aber im Augenblicke, wo ich mich in seine Arme werfen wollte, schlug er diese fest über einander, und sah mich ganz ernsthaft an. Die Anderen lachten, Christian auch, und das verdroß mich, denn er ist doch mein Pflegesohn. Otto rief mir zu: „Gehe in den Garten und hole Salat, denn natürlich bringen wir Fische heim; die läßt Mama dann braten, und wir liefern den Salat dazu." Das habe ich auch gethan, aber die Fischer sind noch nicht zurück.

Marie.

Siebzehnter Sonntag.

Marie hat erzählt, daß wir auf den Fischfang ausgegangen waren. Wir mußten eine halbe Stunde gehen, bevor wir den See erreichten, wo der Fischer wohnt, den wir um seinen Kahn bitten wollten. Der Fischer ist ein alter Mann, aber groß und noch rüstig; er hat eine alte Frau, aber drei Söhne, welche allesammt Fischer sind, und eine Tochter, welche der Mutter beisteht, das Hauswesen zu führen. Sein Haus hat eine wunderhübsche Lage, man gelangt durch ein Gehölz dahin, die Wände desselben sind mit Rosen und Weinreben bekleidet, welche sich durcheinander schlingen; neben dem Hause befindet sich ein großer Obst- und Gemüsegarten, und in demselben ein Bienenschauer mit vielen Stöcken. Auch Blumenbeete fehlen nicht,

und auf demselben standen auch alle die Kräuter, welche Mama so liebt um der Erinnerung willen, weil, wie sie sagt, die Bauermädchen aus ihrem Vaterlande davon Sonntags, wenn sie zur Kirche gingen, einen Strauß in Händen trugen. Raute, Citronenmelisse, Krausemünze, Roßmarin u. s. w., aber zwischen denselben waren dann glänzende Blumen gebunden, Goldknöpfe, Tulpen und Tausendschön. Abends, als wir heimgingen, schenkte die alte Fischerin mir ein Sträußchen, und als ich es Mama überbrachte, roch sie daran, aber eigentlich glaube ich, daß sie es küßte. —

Zuerst, als wir anlangten, sprangen uns Hunde bellend entgegen; der alte Fischer stand bei den Bienen, und sah in der Bienenkappe und den großen Handschuhen sehr possirlich aus. Nachdem wir unser Anliegen vorgetragen, sagte er: „Ja, das ist eine schlimme Geschichte! Zwei von den Jungen fischen am Ende des See's und der dritte setzt eben einen fremden Herrn nach dem jenseitigen Ufer über; ich habe freilich zwei andere Kähne noch, aber sie haben einen Leck, das geht nicht.“ Die alte Frau, die sehr reinlich aussah, kam jetzt auch herzu und grüßte freundlich:

„Wenn der Junge nicht so lange auf dem Wasser herum plempert, wie er gerne thut," sagte sie, „so muß er bald zurück sein; rufe doch mal über den See hinaus, Vater."

Der Fischer legte die Hand an den Mund, und rief sehr laut: „Ho! ho!" Ein Ruf schallte zurück, die alte Mutter lächelte und nickte mit dem Kopfe. Jetzt wurden wir eingeladen, näher zu treten, wie sie es nannten, uns zu erfrischen. Das Haus ist ein einfaches Bauernhaus, aber sehr reinlich. Die Frau trug Milch, Brod, Butter, Käse und Meth auf, den sie von dem Honig ihrer Bienen bereiten. „Er ist ganz alt schon," sagte sie, „und mir haben schon Leute gesagt, er schmecke wie Malaga." — „Kann man berauscht davon werden?" fragte Otto. „Ja, das kann man." Er hatte sein Glas mit Milch hingesetzt, nahm es jedoch wieder, und sagte: „Dann wollen wir lieber um Meth bitten, wenn wir nach Hause gehen." Diese Vorsicht war doch zu spaßhaft, und der alte Fischer besonders brach in herzhaftes Lachen aus.

Vom Fenster aus konnten wir wahrnehmen, daß Jürge gelandet war, und machten uns nun eilfertig auf den Weg. — Ein Wiesenpfad führt an den See; wo die

Kähne liegen, steht ein Hüttchen für die Geräthschaften, und ringsum waren Netze zum Trocknen ausgespannt. Otto, Jürge und ich schifften uns ein; der Jäger ging in's Holz, und der alte Fischer empfahl dem Sohn, uns auf die Höhe zu fahren, wo die Fische am besten anzubeißen pflegten. Es war ein wunderschöner Abend; Jürge ruderte tapfer, und sagte Anfangs nicht viel. Papa hat uns schönes englisches Angelgeräthe geschenkt, weil die grausame Weise, Regenwürmer an den Haken zu stecken, ihm sehr unangenehm ist. Jürgen machte große Augen, als wir ihm unsere kleinen künstlichen Käfer und Fliegen zeigten. „Ja," sagte er, „das sieht hübsch aus, wenn's nur fängt!" Otto fragte ihn, ob er singen könne? — „Ja, etwas." „Fischerlieder?" „Nein." „Nun was denn?" „O, allerlei." Wir drangen in ihn, zu singen, er lachte verlegen und sagte endlich: „Ja, ich kann's ja thun; ich habe ein kleines Lied von den Süddeutschen gelernt, die hier im Quartier lagen, aber ich kann's nicht recht." Nun hub er an:

„Ei sagt, was da für a Vögli sitzt,
Thut nichts als zwitschern und schrei'n,

Sitzt in der Tannenbaum unverrückt,
Das muß a Nachtigall sein!"

„Nein, mein Bu', das ist kein Nachtigall,
Nein, mein Bu', sicher kannst's glauben,
Nachtigall sitzt in kein Tannenbaum,
Schlägt in der Haselnußstrauch!"

Er sang ganz allerliebst und jodelte zum Beschluß; Otto und ich lernten das kleine Liedchen von ihm, und waren so eifrig dabei, daß wir den Fischfang vergaßen.

Auf der bezeichneten Höhe angelangt, warfen wir unsere Angeln aus; Jürge sagte sehr munter: „Ja, das ist Alles ganz schön, aber beißen wird's nicht; das hätte der Alte Ihnen schon sagen können, aber er hat Ihnen den Spaß nicht verderben wollen; ist kein Wetter darnach, und alle Tage thun's die Fische nicht." Wir brachten über eine Stunde mit Angeln hin, und fingen zwei ganz kleine Fische, von der Größe, welche man Katzfische zu nennen pflegt. Nun mußten wir an den Heimweg denken; der See war stellenweise mit weißen und gelben Wasserblumen bedeckt, aber sie waren schwer zu pflücken; so wie man

den Versuch machte, duckten die Blumen unter Wasser. Einige bekamen wir mit Jürge's Hülfe; die Blumen haben sehr dicke Stengel, die sich in langem Geschlinge unter dem Wasser fortziehen; Jürge hob mitunter ein solches mit dem Ruder empor, und da war es merkwürdig zu sehen, wie weit hin solche Stengel reichten.

Der alte Fischer kam uns scherzhaft mit einer großen Butte am Ufer entgegen, um die Fische in Empfang zu nehmen. Otto sagte: „Schadet nichts, wir sind doch vergnügt gewesen." Die alte Frau winkte uns, ins Haus einzutreten, und hatte schon zwei Gläser mit Meth eingeschenkt. Otto trank sein Glas rasch aus, ich kaum die Hälfte des meinigen, denn ich dachte, kann man wirklich einen Rausch davon bekommen, so muß doch Einer vernünftig sein. Wir wurden sehr eingeladen, mehr zu trinken, aber auch Otto schlug es aus; wir nahmen dankend Abschied und gingen fröhlich heim. Otto hatte, wie man wohl sagt, seinem Affen Zucker gegeben, da er aber oft sehr guter Dinge ist, weiß ich wirklich nicht, ob der Meth Theil daran hatte. Als wir auf dem Hofe anlangten, rief Otto: „Stallmeister! Stallmeister!" so heißt ein alter Kater, der

immer im Stalle residirt und Nachts auf dem Rücken des einen Wagenpferdes zu schlafen pflegt. Stallmeister kam mit gekrümmtem Rücken zum Vorschein, und von einer anderen Seite erschien Marie im vollen Lauf. „Wo, wo sind die Fische?" fragte sie. „Wo ist der Salat, Marie?" „O, den habe ich selber aufgezogen und gewaschen, und mir zu Gefallen hat Tante ihn selber gemacht." „Dann sei so gut und bringe ihn dem jungen Herrn hier, der die Fische verzehren wird." Bei diesen Worten zog Otto die in Papier gewickelten Fische aus der Tasche und warf sie dem Kater hin. Marie war sehr pikirt und ging gekränkt fort; ich ging ihr nach, denn ich sah, daß sie ihre Thränen trocknete. — „Für Dich waren die Fische ja zu klein, Marie." Nun schluchzte sie laut: „Otto hätte sie mir doch zeigen können."

Otto kam jetzt herzu, und sagte: „Höre, Marie, wenn Du eifersüchtig auf den Kater bist, so rathe ich Dir, heirathe ihn, denn alsdann muß er alle Fische mit Dir theilen." Die Kleine mußte wider Willen lachen, und wir gaben ihr die Blumen, welche wir dem See abgenommen, und sangen das kleine Lied, um sie zu zerstreuen. Sie

wollte mitsingen, aber das fiel ziemlich kläglich aus, denn ihre Stimme ist bis jetzt jammervoll. — Seit Papa abwesend ist, verläßt Tante Susanne Mama nicht so oft, und so fehlen uns beide, Herr Flohr und Tante. Das ist ein großer Verlust! —

Ich glaube, man kann lange durch die Welt laufen, bevor man eine zweite Tante Susanne findet, so voll Anmuth und Schalkhaftigkeit und dabei so voll Herzensgüte und Thatkraft. Davon kann auch Käthe Ruß mitreden, die Otto und ich letzthin blutend am Wege fanden; wie hat Tante sie gepflegt und durch die Strenge, womit sie auf alles Nothwendige hielt, vor Entstellung bewahrt. Mama sagte letzthin: „Susanne, wie willst Du durch die Welt kommen! Alle lieben und verwöhnen Dich und Dein Köpfchen wächst — aber Du wirst Dich doch einmal sehr fügen müssen. „Wenn ich es muß, werde ich es können, aber ich will es mir gesagt sein lassen und will mein Köpfchen stutzen.“ Mama küßte sie: „Ach, Du Herz, werde mir später recht glücklich!“

Wilhelm.

Achtzehnter Sonntag.

Montag. Ist immer ein Tag voll Plagen. Man hat am Sonntag nicht viel gearbeitet und tüchtig umher getobt, und Beides fällt dem Montag zur Last. Eigentlich könnte ich jeden Verdruß, den ich im Leben über Lernen gehabt, Montagsverdruß nennen; ich denke, die meisten ehrlichen Burschen könnten dasselbe sagen und mir beistimmen, daß es ein gründlich fataler Tag ist. —

Dienstag. Natürlich ganz anders! Ich hatte tüchtig vorgearbeitet, und der Unterricht verging wie ein Spiel. Früher, wenn ich lernte, wie heute — ich mag gar nicht daran denken, mit welchen Augen Herr Flohr mich ansah. Das ist nun Alles vorbei! Heute, als ich meine Bücher wegräumte, dachte ich: Du hast nun Deine Pflicht gethan

aber der Lohn bleibt aus, den Du sonst empfingst. — In unsern Freistunden Abends arbeiteten wir eben in unserem Garten, als Mama sagen ließ, daß sie mit uns ausfahren wolle. Das war eine lustige Fahrt; Mama's Wagen ist eigentlich für uns Alle zu klein; aber darin lag auch ein Spaß. Tante Susanne sagte: „Mama und ich sitzen sehr bequem, nun setzt Euch gerne unbequem, für Euch, aber nicht für uns, darum bitte ich sehr." Nach einiger Schwierigkeit waren wir sämmtlich eingeschachtelt und fuhren von dannen. Der arme Herr Reward ging in seiner heißen Stube, eine Pfeife rauchend, auf und ab, ihm wäre solche Fahrt eine Last gewesen.

Wir waren so recht gründlich vergnügt, das heißt, ohne recht zu wissen warum und weshalb, da sagte Mama: „Theilt Euch in zwei Hälften, zwei sehen zur Rechten, zwei zur Linken, und zählen alles Lebende, was sie erblicken, Menschen, Pferde, Kühe, Schafe, Hunde, und wer zuerst die Zahl Hundert erreicht, bekommt zwei Groschen von mir. Aber ehrlich müßt Ihr sein!" „Otto," rief Tante Susanne, „das gilt uns Beiden! Ich will mit meiner kleinen Marie zur Linken ausschauen, Ihr beiden Brüder könnt zusammen-

halten." Mama bemerkte noch: „Jede Heerde wird für Zehn gezählt." Und nun begannen wir laut zu zählen, wobei Tante unaufhörlich Triumphlieder anstimmte. „Marie, Marie, siehst Du die Kühe? Ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — siehst Du die Schafe? o Ihr armen Herren Gebrüder, wie jammert Ihr mich — Marie, da läuft ein kleiner Hund — liefe er doch zu unserer Seite! — Spitz, Spitz! Mufti, Ami, wie heißt du? Komm hierher, komm, mein Hund!" Marie rief dagegen: „Tante, liebe Tante, da läuft eine kleine bunte Katze. Wenn die doch zu uns käme, Mies, Mies, Mies! komm kleine Mies."

Hund und Katze hielten sich zur Rechten, was Tante Susanne sehr übel aufnahm; ihre Ungnade fiel jedoch ganz auf uns, als Wilhelm einige Kiebitze und Störche mitzählte, welche auf den Feldern umherspazierten, und sie legte förmlich Protest ein.

„Aber, Tante, weshalb denn?" fragte Wilhelm, „diese braven Thiere gehen ja ganz vernünftig auf zwei Beinen spazieren. Die Vögel in der Luft zähle ich natürlich nicht." Mama entschied für uns; wir sagten jetzt: „Fünf und Acht-

zig," Tante und Marie bald darauf: „Achtzig," und so war die Sache immer interessanter. Da kam eine Heerde zur Rechten: „Fünf und neunzig!" — „Zwei und achtzig!" — „Neunzig!" — Von da an kamen zur Rechten immer nur Eine Kuh oder Ein Schaf vor; Tante und Marie zählten: „Ein, zwei, fünf, sieben, acht und Neunzig!" — Endlich, endlich, nachdem Neun und Neunzig gesagt war, gewannen Wilhelm und ich dennoch. Das war ein Jubel! Und die kleine seelengute Marie freute sich mit uns, obgleich sie gar gerne selber gewonnen hätte.

„Was wollt Ihr mit dem Gelde anfangen?" fragte sie. „Kauft doch Griffel und Bleistifte für Christian; er sagte letzthin, er müsse durchaus welche haben, und ich, das kann ich Euch sagen, ich habe gar kein Geld mehr; das letzte hat die alte Frau bekommen, die immer Kräuter für den Apotheker sammelt und ein schlimmes Bein hat."

Der Vorschlag verdroß mich: „Wenn man eben einen Groschen in der Tasche hat, soll man gleich daran denken, daß man Familienvater ist? Er muß sich behelfen; ein Endchen Griffel hat er gewiß noch." „Nein, Otto, nein,

mein Herzensbruder, so hartherzig mußt Du nicht sein. Mama, liebe Mama, dürfen wir noch einmal zählen" —

„Gewiß."

Jetzt ward wieder gezählt, und diesmal gewannen Tante und Marie. Mama bezahlte auf der Stelle, und nun ward der Ankauf einiger Griffel und eines Bleistiftes festgestellt. Marie sagte: „Ich behalte noch Geld übrig, das kann Christian in seine Sparbüchse stecken. Der arme Schelm hat so wenig darin!" —

Tante Susanne schenkte ihren gewonnenen Groschen zu demselben Zweck, und wir kehrten sehr vergnügt heim. Als wir durchs Dorf fuhren, stand Christian am Wege und grüßte. Marie rief: „Christian, wie würdest Du Deine Mütze schwenken, wenn Du wüßtest!"

Mittwoch hatten wir die Geschichte des Mittelalters. Das ist recht mein Element! Ich sehe mich in Gedanken als Ritter auf einem hohen schwarzen Pferde, in schwarzer Rüstung mit Silber eingelegt, mit blauem Federbusch und blauer Schärpe; auf dem blanken Schilde die Worte: „Für Gott und die Ehre." Wilhelm sagt, er hätte auf seinem Schilde die Devise setzen lassen: „Für

Gott und meine Dame." Der Geschmack ist verschieden. Ich weiß nicht, wie es kommt, von einem Ritter hält Herr Reward nicht viel, aber er wird doch bei der Schilderung des Ritterthums ganz lebendig und nannte uns verschiedene Devisen, welche man noch auf den Schildern alter ausgestorbener Geschlechter findet, die an den Wänden einiger Kirchen aufgehängt worden sind. — Die Devise, die ich mir gewählt haben würde, gefiel ihm auch, er bemerkte dabei jedoch, wer Alles für Gott thue, handle zugleich im wahren Sinne der Ehre. — Abends kam Christian und empfing seine Schätze; Griffel und Bleistift hatte der Postbote mitgebracht. Zuerst gab ich Turnunterricht, und dann arbeiteten wir gemeinschaftlich in unserem Garten, wo Alles ganz prächtig steht. Das Gemüse kauft Mama, oder es wird auch des Abends für uns gekocht als besonderer Spaß, und Christian ißt dann mit uns im Freien. —

Donnerstag. Ein Brief von Herrn Flohr. Das Bataillon, bei welchem er steht, ist verlegt worden, und er hat von seiner alten Wirthin scheiden müssen; er sagt darüber: „Ich ging nicht ohne Wehmuth; nicht ohne innere Bewegung schied ich aus dem kleinen Stübchen, wo

ich so manche Stunde einsam, aber nicht unbefriedigt verlebt hatte. Vor den Fenstern standen blühende Gewächse, ich brach ein Zweiglein ab und legte es in meine Brieftasche, zur Erinnerung an diese erste Zeit meines neuen Lebensweges. Von meiner Wirthin hatte ich bereits Abschied genommen; als ich fortging, stand sie dennoch in der Hausthür, und machte mir mit ihren Thränen das Herz schwer. „Gott behüt' Sie doch!" sagte sie. Kleine Päckchen mit Lebensmittel für den Marsch hatte ich früher nehmen müssen; jetzt hielt sie noch ein allerletztes Päckchen in Händen, und das dürfe und dürfe ich nicht ausschlagen. Sie sei in der Nacht aufgestanden, und habe ein Stück Schinken gekocht, das müsse ich mitnehmen. Ich war innerlich in Verzweiflung, wohin damit? Die alte Frau sah mir den Kummer an, aber Nichts half, es mußte Rath geschafft werden, und am Ende ging es auch. Ihre Freundlichkeit war mir in der That wie ein Segenswunsch auf den Weg. — Sage Marien, daß ich ihre Chocolade treulich mit mir führe, zur Stärkung im Augenblicke des Mangels."

Freitag war die Pastorfamilie hier zum Besuch;



weil wir Stunde hatten, Mittags nur die Eltern, Nachmittags kamen die Kinder nach. — Mama hatte uns Kuchen für sie gegeben, und Kirschen und Erdbeeren pflückten wir aus unserem Garten dazu und bewirtheten sie dort. Später nahm der Pastor unseren Garten in Augenschein, und war sehr zufrieden mit der Ordnung und mit dem Gedeihen der Gewächse. Die kleinen Bäumchen, welche er uns geschenkt, betrachtete er recht mit Lust und sagte lächelnd: „Ja, ja, gar Mancher wird die Früchte der von mir gepfropften Bäume genießen, wenn mir längst der Kopf nicht mehr weh thut! — Seht, Kinder, es ist so gar viel um die Aussaat im Leben zu thun; wer nur für sich, seinen Vortheil, seinem Vergnügen lebt, wird ewig bei allem Ueberflusse ein armer Mensch bleiben. Man muß geben, wie und wo man kann; Beispiele, Lehren, nützliche Werke; nur geben, nur nicht versteinert still sitzen, und die Welt anschauen und klagen, daß *sie* so wenig giebt. Das thut sie niemals; in ihr ist unerschöpflicher Reichthum für jeden; wer ihn nicht bekommt, nicht in ihr findet, der versteht das Empfangen, das Suchen nicht."

Marie stieß mich an und sagte leise: „Wenn der Pastor wüßte, daß Du jedesmal brummst, wenn Du Geld für Christian ausgeben mußt!" —

Ich lachte herzlich, denn ich weiß am besten, wie gern ich ihm gebe, was ich kann; an die Form muß er sich nicht kehren. Der Abend verging sehr froh; die Kinder spazierten auf Schusterrappen nach Hause, und wir durften sie eine Strecke begleiten. Herr Reward hatte auch seinen Spaß, und führte gelehrte Gespräche mit dem Herrn Pastor.

Sonnabend sehr viel gearbeitet, um Montag besser bestehen zu können. Es hatte sehr geregnet; Marie trug ihre ganze Puppenfamilie an die Luft, und ließ Eines dieser lieben Kinder in den Schmutz fallen. Treu, der Alles apportirt, sah dies für ein gegebenes Zeichen an, ergriff die Puppe mit den Zähnen und rannte wie rasend mit ihr fort. Statt den Hund zu rufen, schrie Marie Zeter, so daß alle Welt zusammenlief; Mama hatte es glücklicherweise nicht gehört. Auf Wilhelms Pfeifen und Ruf kehrte Treu seelenvergnügt mit der Puppe zurück, deren eines Bein und einer Arm den Boden streiften. Noch ganz zuletzt setzte er mit ihr durch eine Wasserlache, und legte sie dann

zu Wilhelms Füßen nieder. Marie vergoß heiße Thränen, während wir übrigen uns unmöglich des Lachens erwehren konnten. —

Abends sah ich noch etwas Possirliches; der Storch aus dem einen Neste auf dem Pferdestall kam mit einer großen Beute heimgeflogen. Er flog so hoch, daß man nur sah, daß es ein Thier sei, ohne recht unterscheiden zu können, welcher Art. Im Neste angelangt, legte er dasselbe nieder; er und die Störchin betrachteten es einen Augenblick, warfen dann die Hälse ganz zurück, und kehrten die Köpfe und Schnäbel gegen den Himmel empor, wobei sie furchtbar laut klapperten. War es ein Dank? Wilhelm und ich legten es so aus; dann aber stießen sie eine Weile unausgesetzt den Raub mit den Schnäbeln, und verzehrten ihn darauf sehr eifrig.

Otto.

Neunzehnter Sonntag.

Die Brüder haben zu Anfang Alles erzählt vom verflossenen Jahr, aber sie haben ganz vergessen zu erzählen, weshalb Josephine nicht mehr bei uns ist. Das ist eine hübsche, traurige Geschichte. — Sie hatte gar keine Verwandte mehr am Leben, nur eine alte Tante, welche über zwanzig Jahre in Amerika gelebt hat. Von dieser bekam sie plötzlich einen Brief, der für sie an die Pensions-Anstalt in Paris geschickt war, und die Tante schrieb: „Du mußt jetzt ein ziemlich großes Mädchen und ziemlich vernünftig sein. Mit Kindern gebe ich mich ungern ab, aber junge Leute habe ich gern; komm daher jetzt zu mir, und sei meine Tochter; Du wirst bei mir Liebe und Sorgfalt nicht entbehren." Die Vorsteherinnen der Pension schrieben an Mama und meinten, Josephine dürfe das Anerbieten

nicht ausschlagen, für eine Begleitung während der Ueberfahrt sei gesorgt. — So mußte ich meine Josephine hergeben — wir waren Beide so traurig, so traurig! Aber es geht ihr gut; sie schrieb mir einmal recht ausführlich. Sie wohnt in einem hübschen Hause in New-York, und während des Sommers in einem Landhause am Meere, und zum zweiten Frühstück bekommt sie stets Früchte, meistens Apfelsinen; das würde mir auch sehr gut gefallen!

Als wir letzthin die kleinen Pastors, wie wir sie nennen, begleiteten, sangen wir auf dem Wege allerlei hübsche Lieder; zuerst sangen die ältesten Pastors und Wilhelm und Otto ein Lied, welches ich auswendig kann, und so will ich es herschreiben.

„Wenn ich heimkehr', zeigt ihr Sterne,
Zeigt den Weg mir, leuchtend schön,
Weilte Jahre in der Ferne,
Werd' die Heimath wiedersehn,
Wenn ich heimkehr'!

Wenn ich heimkehr', werd' ich weinen,
Dessen bin ich sehr gewiß,

Da gar Manchen von den Meinen
Sicher mir der Tod entriß,
Bis ich heimkehr'!

Wenn ich heimkehr', werd' ich flehen,
Gieb, o Gott, ein dankbar Herz,
Laß mich treu und fest bestehen
In der Freude, wie im Schmerz,
Wenn ich heimkehr'!"

Die vier Knaben sangen wunderhübsch mit einander; später sangen wir alle zusammen, und das war auch sehr hübsch, zuerst ein ganz altes Lied, welches so anfängt:

„Es war einmal ein Mädchen,
Das hatten zwei Knaben so lieb,
Der eine war ein Fischer, Ischer, Rischer,
Der Andere des Amtmann sein Jung'."

Ich mag das Lied aber gar nicht leiden, weil der Teufel darin vorkommt. Zuletzt sangen wir einen Canon, und konnten Anfangs gar nicht damit zu Stande kommen; zuletzt ging es prächtig. Wir sangen:

„Feuer! Feuer! Feuer!
Es brennt, es brennt, es brennt,
Im Dorf, im Dorf, im Dorf,
Halloh! halloh! halloh!“

Das Halloh! ging am besten; zuerst fiel ich immer zu früh oder zu spät ein, am Ende begriff ich es doch. Allerlei Räthsel gaben wir uns auf; Conrad fragte: „Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einem Pferde und einer Haushälterin?“ Wir riethen und riethen, konnten aber nicht damit zu Stande kommen; endlich sagte er: „Beide nehmen gelegentlich Reißaus!“ (Reiß aus).

Friedrich sagte ein sehr hübsches, und das errieth Otto.

„In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze Du hinein;
Und des Leides stärkster Ueberwinder
Wird gefunden sein.“

Heute will ich lauter kleine Blümchen und Blättchen sammeln und zum Trocknen einlegen. Tante Susanne klebt dann später sehr zierlich kleine Sträußchen davon

auf Papier. Das ist ziemlich mühsam, aber ganz allerliebst. Pflücken darf man nur in den Mittagsstunden, wenn kein Thau auf den Pflanzen ist, und die Blümchen und Blättchen, welche man eingelegt, müssen täglich vorsichtig gewendet werden, denn pressen thut man sie sehr wenig. Tante will mich lehren, die Sträußchen zusammen zu setzen.

Einen Canon, den wir sangen, habe ich zu nennen vergessen, und der amüsirt mich immer am meisten:

Jakob hat kein Brod im Haus,
Jakob macht sich nichts daraus,
Jakob hin, Jakob her —
Jakob ist ein Zottelbär.

Ich singe dabei nur immer zu schnell, denn ich will durchaus den Zottelbär erreichen. Otto sang deshalb:

Marie hin, Marie her,
Marie ist der Zottelbär.

Bin ich's, muß ich auch unterschreiben:

Marie Zottelbär! —

Zwanzigster Sonntag.

In der verflossenen Woche ist hier im Dorfe ein alter Mann bestohlen. Der Dieb stieg durch das Fenster ein, der Alte sah es, aber regte sich nicht und sah auch, daß jener Manches betrachtete und einsteckte; zuletzt trat er an das Bett des alten Mannes und wollte dessen Kleidungsstücke nehmen, da aber fuhr dieser in die Höhe und sagte zornig: „Nein, das lasse liegen!" und ohne nur durch einen Laut zu antworten, ließ der Dieb die Kleider fallen und sprang zum Fenster hinaus. — Das halbe Dorf lief hin, das Fenster zu betrachten, durch welches der Dieb eingestiegen war; Otto und ich besuchten den alten Mann auch, der über die ganze Geschichte herzlich lachte. „Aber fürchtetet Ihr Euch denn nicht?" — „Gar nicht,

und was er nahm, kann ich allenfalls entbehren; mich ärgerte nur, daß er so unverschämt war, meine Kleider nehmen zu wollen, denn das ging doch zu weit!" — Wir mußten über den Gleichmuth des Alten lachen, der nur durch den Verlust seiner Kleider gestört werden konnte. Alles in seinem Häuschen war alterthümlich, und war wohl schon lange fortgeerbt von Vater auf Sohn.

Otto und ich hatten besonders unsere Freude an zwei Schränken; der eine war schwarz und mit so künstlichem Schnitzwerk, daß, wie der Alte sagte, schon mancher Jude ihn habe kaufen wollen; der zweite war durch auf Holz gemalte biblische Geschichten verziert. Da war Abrahams Opfer zu schauen, Rebecca am Brunnen und der barmherzige Samariter. Hübsch war es gar nicht und ganz entsetzlich gemalt, aber die Farben noch hell und glänzend. Als wir mit Mama darüber sprachen, sagte sie, es sei auffallend, wie weit mehr man in früherer Zeit das Bedürfniß gefühlt habe, sich mit biblischen Darstellungen zu umgeben, und dies deute jedenfalls auf tiefe Achtung vor der Bibel, welche man jedem Menschen nicht genug wünschen könne.

Tante Susanne hatte eine kleine Geschichte gelesen, die sie uns mittheilen wollte; sie lud uns deshalb ein, Nachmittags nach den Stunden mit ihr in's nächste Dorf zu gehen, an welches ein Gehölz mit hübschen Ruheplätzen gränzt; dort wolle sie erzählen und uns bewirthen. Mama gab uns einen Korb voll Kirschen auf den Weg; sie ging nicht mit, denn seit Papa fort ist, hat Mama alle Lust an Vielem verloren und geht selten über den Bereich des Gartens hinaus. Tante kaufte im Dorfe Milch, Brod und Butter; wir suchten ein anmuthiges, schattiges Plätzchen aus und lagerten uns sehr vergnügt. Zuerst schwatzten wir und banden Grashalmenkränze; Einer nimmt dazu vier Grasstengel in die fest geschlossene Hand, die nur so lang, als zum Binden erforderlich ist, hervorstehen dürfen; dann wendet man geschickt und bindet an der anderen Seite, wo es sich alsdann zeigt, ob ein Kranz daraus geworden, was selten der Fall ist. Aus Scherz pflegt man sich allerlei dabei zu denken, dessen Erfüllung davon abhängt, ob Kranz oder nicht. Marie sagte: „Ich denke stets, ob Papa bald wieder kommt?"

Tantens Erzählung heißt:

Der Landel-Max.

Das eigentliche Thal von Meran wird gewöhnlich von den Tyrolern kurzweg das Land'l geheißen, und jeder weiß, was das sagen will. Wer das Land'l kennt, weiß, das rings um das Städtchen Meran an den Bergen kleine Hütten und Häuschen angebauet sind, die der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleihen. In einem solchen Hüttchen war Max geboren und später zum bildhübschen Burschen geworden. Wo er sich blicken ließ, als er achtzehn Jahr alt geworden, hieß es überall: „Ei, was für a schmucker Bursch!" und da er obendrein eine wundervolle Stimme besaß, machte er auch dadurch die Aufmerksamkeit rege. Bis dahin hatte er nur bei der Arbeit im Felde und in den Weinbergen gesungen, oder Abends vor der Hüttenthür der alten Nachbarin, die eine gar hübsche Tochter hatte, die blonde Renate, welche mit Max gleich einer Schwester aufgewachsen war. Das klang gar lieblich von der Höhe herab, und durchdrang das Thal weit umher, wenn er mit voller, weicher Stimme seine volksthümlichen Lieder vortrug, und wenn er sang:

„Un i bin ja mein Lebstag nit traurig gewesen,
Allzeit a lustiger Bu'! u. s. w."

da glaubte ihm das ein jeder, so zufrieden, blühend und glücklich sah er aus. Renate hatte eine hübsche Altstimme, und Beide sangen oft mit einander.

Nicht lange konnte Max so ruhig fortleben; wo es eine Lustbarkeit gab, hieß es bald, der Max muß dabei sein, der singt wie ein Glöckle! Bald verbreitete sich sein Name über die engen Grenzen hinaus, von Thal zu Thal; Anfangs bezeichnete man ihn mit dem Namen der Max aus dem Land'l, dann hieß er der Land'l-Max, und wo er sich zeigte, ward er wohl empfangen. Es schadete ihm nicht, es machte ihn nicht stolz und zuversichtlich, er war nur so recht innerlich lebensfroh, und wenn er singen konnte, am allermeisten.

Bald hieß es: „Ei, mein Bube, sei kein Thor, bedenke doch, wie Andere es gemacht haben. Die sind hinaus gezogen in die Welt und haben sich viel Geld ersungen; das thue auch und komme heim, und kauf' Dir ein Gütle und heirathe das schönste Dirnel im Land'l." Max lachte zu solchen Vorschlägen; als jedoch drei Bursche aus dem Ziller-

thal ihm sagten, wie sie gesonnen seien, mit ihrer Schwester in die Welt hinauszuziehen, um durch ihren Gesang viel Geld zu erwerben, und ihn aufforderten, Theil zu nehmen, ward ihm doch wunderlich zu Sinne. Er redete mit seinem älteren Bruder darüber, mit dem er bis dahin in dem von den Eltern ererbten Häuschen gewohnt; dieser sagte wenig Gutes dazu: „Was willst denn leben und herumschwärmen, wie ein Tagedieb,“ sprach er, „bleibe doch daheim und arbeite; was willst denn mehr?“ —

„Ja, ich kann doch viel Geld erwerben.“

„Was ist denn Geld? Ist's Ehre, Gesundheit und Zufriedenheit? Weit gefehlt! Hat Mancher viel Geld, und ist ein elendiglicher Mensch. Je mehr Einer ein Narr ist, um so mehr wünscht er sich Geld.“

Das verschlug aber nicht; das Gütle spukte dem Max im Kopfe und war nicht heraus zu bringen; er beschloß zu gehen. Da mußte er doch auch von Renaten Abschied nehmen, ihr sagen, daß er nun in langer Zeit nicht mehr singen werde vor der lieben kleinen Hüttenthür, wo ein so traulich beschattetes Plätzchen war, wo die Ziegen am Abhange weideten und Kräuterduft die Luft erfüllte. Was

sah man nicht Alles von dort! Ein gut Stück Welt, hatte er stets gemeint, aber nun sollte er mehr davon sehen.

Renate hörte ihm traurig zu: „Mich grämt's, daß Du gehst, aber wenn's Dich glücklich macht, da gehe nur."

„Aber ein Angedenken gieb mir auf den Weg."

Renate ging zu einem prächtigen rothen Nelkenbusch im Fenster, schnitt eine Menge Blumen ab, band sie in ein festes Sträußchen und steckte sie dem Freunde an den Hut. „Das sieht schön aus!" sprach er freudig. „Ja, aber der Wind wird die Blumen zerstieben, warte nur!" Sie ging zu einem Schränkchen und holte einen Strauß künstlicher Blumen hervor, meist ganz kleine Röschen und Zitterblumen; den steckte sie unterhalb der Nelken, nahm Nadel und Seide und befestigte ihn.

„Wollen wir noch Eins singen?"

„Wenn Du willst, ich kann nicht."

Da schüttelte er ihre Hand. „Es ist doch schön hier!" sagte er umschauend, „und hier im Stübchen, wie heimisch und traut, so finde ich's wohl nirgend in der Welt!" —

Max zog fort mit den Geschwistern; die Schwester war ein grundgutes Mädchen mit einer reinen, aber mit-

telmäßigen Stimme, die mitzog aus Liebe zu den Brüdern und um für diese zu sorgen. Durch Tyrol gingen alle vier fast schweigend: „Es ist a gar zu schön's Land!" sagten sie einander, „und wenn's nicht um's Geld wär', da zögen wir nimmer."

Otto muß fortsetzen, mehr kann ich nicht schreiben.

Bevor ich meinen Namen schreiben konnte, trat Tante Susanne bei mir ein. „Wo ist Otto?" „Weiß es nicht, Tante." „Ich komme, um zu sagen, daß ich mit Euch Beiden höchst unzufrieden bin." „Mit Beiden?" „Dachtest Du eine Ausnahme zu machen? — Mit Euch Beiden. Ich habe mein Schnupftuch nicht aus dem Wäldchen zurückgebracht — es ist also natürlich vergessen, wo wir Milch tranken; wozu aber lade ich junge Herren ein, wenn sie ohne Aufmerksamkeit gegen die Damen sind. Otto und Du hättet Euch darnach umsehen müssen, ob ich alle meine Sachen mitbekommen. Seid jetzt so gut und spaziert nach dem Wäldchen und holt mir das Tuch." „Das ist ein starkes Stück, aber Tante soll ihren Willen haben."

Wir fanden das Tuch. Wilhelm.

Einundzwanzigster Sonntag.

Otto muß nicht, aber er will so gut sein, die Geschichte fortzusetzen.

So ging's durch Tyrol, nördlich durch Deutschland. Zuerst ward in Dörfern und kleinen Städten gesungen, und der Beifall war so groß, daß der Muth mit demselben wuchs. In der ersten großen Stadt, wo sie in den Gasthäusern sangen, wies man sie an, ein Concert zu geben. Das gelang vortrefflich, sie ernteten Geld und Lobsprüche in Menge, und in allen vornehmen Häusern ward es Sitte, die Tyroler einzuladen, deren schöner, einfacher Gesang alle Welt entzückte. — Die Damen zeigten sich ihnen besonders freundlich, und manche Schöne steckte den Brüdern ein glänzendes Sträußchen an den Hut, statt des alten schon verwitterten aus der Heimath. Nur Max wollte

Renatens Strauß nicht hergeben. „Danke schön,“ sprach er, „die Blumen da sind aus der Heimath, da behalt' ich sie lieber.“

Lange hielten sich jene vier in Hamburg auf, wo es ihnen gar wohl erging, und zogen dann weiter, nach Dänemark und Schweden. In den nordischen Hauptstädten machten sie das günstigste Aufsehen; man sprach nur von den Tyrolern, von ihrem schönen Gesange, ihrem einfachen Wesen, ihren hübschen, gutherzigen Gesichtern und der zutraulichen Weise, alle Welt mit Du anzureden. Dort verdrehte man ihnen die Köpfe vollends; sie waren schon lange die einfachen, fröhlichen Burschen nicht mehr, die halb furchtsam aus der Heimath fortgezogen waren.

Bei einer Landparthie in der Gegend von Stockholm ward auch Renatens Blumenstrauß geopfert. Eine schöne schwedische Dame nahm den Strauß vom eigenen Hute und schenkte ihn dem jungen, eitlen Tyroler. Als sie Renatens Blumen abnahm, zog es ihm wunderbar durchs Herz, er streckte die Hand wie abwehrend aus; die Blumen fielen zur Erde, er bückte sich später heimlich, eine derselben aufzuheben, aber die Gesellschaft war darüber hinweg gegangen, sie war kaum mehr zu erkennen.

Nach fünf Vierteljahren zogen die Tyroler heim. Sie hatten Geld erworben, viel Geld sogar, aber sie zogen langsam nach der Heimath zu, jeden Triumph auf dem Wege noch mitnehmend, weniger des Gewinnes wegen, als weil es doch so angenehm ist, sich bewundern zu lassen.

Es war Abend geworden, als Max das Häuschen erreichte, in dem er ehedem gewohnt. Als er eintrat, erschien ein bekanntes Gesicht in der Stubenthür, es war das Marieli, welches er sonst so wohl gekannt; sie war das Weib seines Bruders geworden, und als er vollends näher trat, zeigte ihm eine Wiege und seines Bruders glückseliges Gesicht, wie viel Segen eingezogen sei. Das machte auch ihn froh, aber nicht auf lange. Es war ihm Alles so ungewohnt, so eng, und besonders, daß er behandelt ward wie ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Der Bruder lächelte, als Max den schweren mit Geld gefüllten Gurt abschnallte, und dieser senkte den Blick, er wußte selber kaum weshalb?

Am folgenden Abend ging Max zu Renaten; er sang im Hingehen:

„Ueber die Matt' bin i gangen,
Ueber'n Berg bin i gerannt,
Und da hat mi mein Schatzerl
Am Juchschrei'n erkannt!"

Er wußte wohl, sie werde ihn erkennen. Renate empfing ihn wie ehedem, sie war im Stübchen; er setzte sich neben sie, und hielt den Hut auf den Knien. Sie schaute nach den Blumen hin — fünf Vierteljahr! Das war zu viel verlangt. — Er zog ein Büchelchen aus der Tasche, darinnen lag das kleine, am Mälarsee zertretene Blümchen. Renate besah es: „Es sieht aus, als ob viel darüber hingegangen wäre!" — Sie dachte an die lange Zeit, an Sturm und Wetter, Er an die Füße der schönen Schwedinnen, welche darüber hingegangen waren. Nachdem Max eine Weile im Stübchen gesessen, sagte er: „Es ist schrecklich eng hier, laß uns draußen sitzen." Sie lächelte: „Einst sagtest Du, es ist doch schön hier! so lieb und traulich finde ich's in der Welt nicht mehr. Das kommt von der Reise!"

Ja, wohl kam dies daher, und viel mehr noch. Max hatte zu viel vom feinen Leben gekostet, war zu viel be-

wundert worden, nun kam das Heimathleben ihm langweilig vor. Wenn er jetzt daheim sang, da entstand kein Geflüster, da hieß es nicht: „Einzig! wundervoll!“ sondern seine Landsleute sangen tapfer mit, nickten ihm wohl zu, oder schlugen ihm freundlich auf die Schulter, aber damit war es auch aus. Am wohlsten war ihm in den Wirthshäusern, wo stets eine Menge müßiger Leute zugegen waren, welche sich von seinen Reisen erzählen ließen, und wie es ihm ergangen sei in der Fremde. Da konnte er von sich reden und Wunderdinge erzählen.

Nach kurzer Zeit sagte der ältere Bruder: „Hör', es freut mich wohl, daß Du bei mir wohnst im Häusel, aber gefallen thut's mir doch nicht; ich mag nicht zuschauen, wo Einer die Hände müßig ruhen läßt. Weshalb hast Dich denn in der Fremd' abgearbeitet mit dem Gesinge, wenn's nicht war, Dich hier anzukaufen? — Mach doch ein End', und schaffe was Ordentliches.“

Es ließ sich nichts dagegen sagen; Max schaute sich um, und erstand ein Gehöft, welches nicht gar weit ab lag. Dort siedelte er sich an, und als das Häuschen eingerichtet war, sah man wohl, daß der Besitzer Manches in den

fremden Ländern gelernt habe und gewohnt worden sei; ein einfacher Tyroler Landmann hätte sich so nicht eingerichtet. — Mit der Arbeit erging es in gleicher Weise; was man Arbeit nennen konnte, überließ Max den Knechten; er selber putzte, schmückte und beschnitt ein wenig, und war überdies selten zu Haus. — Auf solche Weise ging es mit der Wirthschaft bald rückwärts; das Geld war fort, und Schulden kamen; das ging dem Max doch zu Herzen, denn er war ein ehrlicher Mensch. Bei Renaten hatte er lange nicht eingesprochen; eines Abends that er dies, da er eben seine Lieblingsziege suchte, welche sich von der Heerde verlaufen hatte.

„Wie geht's Dir?" fragte Renate.

Er schwieg eine Weile: „Einem Andern würde ich sagen, gar schön, Dir sage ich, grundschlecht, es will nicht fort mit der Wirthschaft, ich denk', ich versteh's nicht. Ich sage Dir, es geht bergab."

„Nun, da ziehe Du wieder bergauf."

„Das sagt sich leicht! Wie mache ich's denn da? — Schau', das sage mir."

Renate blickte ihn an; sie fühlte wohl, jetzt handele es sich um Aufrichten oder Versinken. „Höre, Max, Du bist ein Anderer geworden in der Fremde, so werde Du jetzt wieder auch ein Anderer in der Heimath. Ach, was wolltest Du auswärts! Was Du jetzt hast, Sorgen und Schulden, die konntest Du hier zu Land finden, ohne so weit zu gehen. Wärest Du daheim geblieben, frisch und fröhlich, wie wir Anderen, da hättest Du jetzt Dein Brod und ein zufrieden Herz. Aber das hilft nichts mehr. Greife nur jetzt tapfer zu, laß die feinen Gedanken, bitte Gott um Segen, arbeite tüchtig, bleib' viel daheim, denn das Wirthshausleben kostet Geld, und Du wirst sehen, es geht noch Alles gut."

Max blickte sie gedankenvoll an: „Ja, das klingt schön!"

„Nein, Max, es klingt nicht, es ist schön; glaube mir doch, herzlieber Bruder, so nenn' ich Dich so gern."

Er war sichtlich gerührt: „Ach ja! Du hast Recht. Als ich damals die Reise antrat, gabst Du mir ein Gedenken auf den Weg; der, den ich jetzt gehen will, ist saurer; da gieb mir auch ein Zeichen mit, zum Glück bringen."

Er deutete mit der Hand auf den Nelkenbusch, der wieder blühete; Renate folgte dem Wink, schnitt wie früher Blumen ab, band sie zusammen, und befestigte sie an des Tyrolers Hut.

Zwanzig Jahre später saßen ein Mann und eine Frau in einem Häuschen beisammen, in welchem Alles Wohlstand verhieß; jüngere und ältere Kinder umstanden das Paar, hübsch, wie dies selber mochte gewesen sein, da es noch gar stattlich aussah. Es war der Namenstag des Mannes; Alle hatten ihn beschenkt, er aber hielt einen welken Strauß in den Händen und sprach zu der Frau: „Das gelobe mir, herzliebe Renate, daß Du, wenn ich früher heimgehen sollte als Du, mir den Strauß mit ins Grab legen willst.“

„Ach, Max, sprich nicht so.“

„Weshalb denn nicht? Der Strauß hat mich gerettet, und was das Sterben betrifft, heißt es so gar schön: Wohl denen, welche Heimweh haben, denn sie werden nach Hause gelangen.“

Nachdem Tante Susanne geendet hatte, sagte sie: „So, das ist nun nicht eigentlich eine Geschichte für Kinder,

aber das schadet nicht; Kinder können auch nicht ewig von Mehlbrei leben, von Märchen und Kinderschnurren, sie müssen auch Dinge anhören, die nicht spaßhaft, nicht rührend, noch blendend sind, aus denen sich aber Nutzen ziehen läßt für das Leben."

„Siehst Du, Tante," erwiederte Marie, „ich bin die Jüngste, und so kann ich's Dir wohl sagen, ich wollte, Du erzähltest einmal wieder eine Schnurre."

„Natürlich, Liebchen, das will ich auch."

„Willst Du? Ach, Du herzliebe Tante! willst Du jetzt gleich?"

„Nein, aber bald, darauf verlasse Dich."

Wir theilten Mama den Hauptinhalt der Erzählung mit; sie erwiederte: „Lieben Kinder, Ihr habt gewiß schon oft gehört, wenn Erwachsene mit einander sind, wie es da so oftmals heißt: Wenn ich Geld hätte! Ich wünsche mir 5000, 10,000, 50,000 Thaler; oder auch: Wie schön muß es sein, eine reiche Erbschaft zu bekommen! und viel Anderes in gleicher Weise. Der dringende, unmäßige Wunsch nach Geld beherrscht die Menschen mehr noch, als dies ehemals der Fall war. Was die meisten jetzt

besitzen, ward ehemals erworben. Wie richtig fragt der ältere Bruder den jüngeren: „Ist Geld Gesundheit, Ehre und Glück?" Ich will Euch sagen, was ich für das rechte Glück halte: Genügsamkeit, und ein Herz, welches Gott fürchtet, das ist der rechte Geleitsbrief durchs Leben. — Jeder sollte, in welcher Lage er sich auch befinden mag, so viel zu erlernen suchen, sich im Nothfall sein Brod erwerben zu können. Ich kannte in meiner Heimath einen jungen Mann, der, wie er sich ausdrückte, drei Handwerke verstand; er drechselte vortrefflich, verfertigte Papparbeiten in großer Vollkommenheit, und konnte einen leidlichen Tisch anfertigen. Das Alles hatte er in seinen Freistunden gelernt, und war doch der einzige Sohn einer reichen, vornehmen Familie. Reich werden steht nicht in eines Jeden Macht, aber das Erforderliche zum Lebensunterhalt erwerben, kann man fast immer; und giebt Gott dazu Gesundheit und ein gutes Gewissen, so ist man mit Wenigem oftmals unendlich viel glücklicher, als diejenigen, welche mehr besitzen, und deren eifrigste Wünsche dennoch auf Geld gerichtet sind."

Als Wilhelm und ich mit einander allein waren,

sprachen wir weiter darüber, und fanden Beide, daß die Familie des Pastors ein Beispiel dazu liefere, wie zufrieden man mit Wenigem sein kann. Sie versagen sich manche Annehmlichkeit; die älteren Töchter müssen tüchtig arbeiten, die Milchwirthschaft und den Hausstand besorgen, und schon die Kleinen sehr fleißig stricken und nähen, aber sie sind stets vergnügt; jeder Besuch verursacht ihnen wahre Freude, und die Armen finden dort im Hause auch ein Stückchen Brod. Die Pastorin sagt manchmal: „Eine Gabe für Arme behält man immer übrig, wenn man Alles ohne Geiz zu Rathe hält und nicht verschwendet; wer wenig hat, giebt wenig, aber geben kann er doch."

Wilhelm kann den jungen Mann mit seinen drei Handwerken nicht aus den Sinn bringen; er sagte: „Ich wollte, Mama hätte das vor Jahren erzählt, denn dann könnte ich vielleicht schon ein Handwerk. In Gedanken habe ich mir Alles zurecht gelegt; wenn Papa zurück kommt, bitte ich ihn, ob nicht im Herbst, wo der Abend lang ist, ein geschickter Papparbeiter auf einige Zeit zu uns kommen darf und dann lernen wir von ihm, was wir nur können.

Otto.

Zweiundzwanzigster Sonntag.

Tante, die liebe Tante Susanne, hat ihre Schnurre erzählt, und wir saßen mit ihr in unserem Garten, wo es schon schattig und sehr hübsch ist. Die kleine Geschichte heißt:

Das Buchweizenfeld.

In einer großen Stadt beschloß an einem schönen Nachmittage die Frau eines reichen Kaufmanns, eine Spazierfahrt zu unternehmen. Sie ließ sich von ihren drei hübschen Töchtern Bertha, Flora und Rosa begleiten, und befahl dem Kutscher, einen ganz ländlichen Weg zu wählen, und, wie sie sich ausdrückte, ins Land hinein zu fahren. „Es ist stets so viel von der Natur die Rede," sagte sie zu ihren Töchtern, „man muß sie doch einmal ansehen.

Die Naturgespräche sind jetzt Mode, man muß doch Alles mitmachen, was sich für angesehene Leute schickt."

Nicht lange war man gefahren, als Flora äußerte: „Ach! welch ein Staub! Ich ersticke fast! Ich kann eigentlich nicht begreifen, was Staub ist und woher er kommt?" —

„Der Wind rührt den Staub auf und führt ihn weiter," erwiederte Rose.

„Der Wind? O, da irrst Du sehr; es ist oftmals Wind, wenn wir in unserem Garten sind, und ist doch kein Staub. Der Wind! Wo sollte der den Staub herbekommen!"

Die Mama blickte unwillig um: „In unserem Garten ist kein Staub, weil dort nicht gefahren wird; seid nicht so einfältig."

Nicht lange, so zeigte sich eine Heerde Kühe; „Rose," rief Bertha, „siehst Du, da sind schwarze Kühe mit darunter, das verstehe ich nicht! Mama, man sagt ja doch immer, bei Nacht sind die Kühe schwarz, wie kann man denn das sagen, wenn sie es auch am Tage sind?"

„Höre, mein Kind, man sagt mit Recht, Ein Dummer kann mehr fragen, wie zehn Kluge antworten; wie kann ich das wissen?" —

Weiterhin zeigte sich ein blühendes Flachsfeld; der Kutscher gab Auskunft darüber, daß es ein solches sei. „Ach!“ rief Flora, „das ist ja wunderhübsch! Das ist ein Blau! Solch ein Kleid wünsche ich mir. Mama, wird das Leinen aus dem Flachssamen bereitet?“—

Hier wußte die Mama Bescheid: „Aus den Stengeln,“ entgegnete sie unwillig „ich sage Dir, sei nicht zu dumm, ich muß mich ja schämen.“

Nach längerer Fahrt erreichte man ein Buchweizenfeld, welches eben in voller hellröthlicher Blüthe stand. „Was ist das? Was ist das?“ fragten Alle. Der Kutscher berichtete, es sei schwarzes Korn, oder Buchweizen, wie man es auch nenne. „Was, so wächst die Buchweizengrütze? Das ist ja ganz reizend! Aber so schöne hellrothe haben wir nie gehabt. Mama, weshalb kauft denn die Müller keine hellrothe Grütze? Das sage ihr doch, daß sie das thut.“

„Liebe Mama,“ rief Bertha dazwischen, „laß uns doch von der schönen frischen Grütze kaufen, ich esse sie so gern! Dort steht ein Mann, dem gehört das Feld sicherlich.

„„Mein Freund, wollt Ihr uns wohl ein Gericht Buchweizengrütze verkaufen?““ Der Mann blickte verwundert auf: „Wenn ich bei Haus wäre, gern.“

„Nein, seht, von dieser frischen Grütze.“ Der Bauer lachte: „Ja so!“ Er dachte, das sind Städter, wenn die heraus kommen, gefällt ihnen Alles, und sie wollen Alles haben. Ein Gericht Grütze verspille ich leicht, wenn ich von den Blumen abschneide, aber das schadet ja nicht. Er schnitt einen Strauß ab und gab ihn den Fräulein. „Nein, mein Freund, daß ist nicht genug.“

„Nicht genug? Ei, so schön sind die Blumen da doch nicht.“

Die kleinen emsigen Bienen flogen zwischen dem Buchweizen hin und her, und man hörte sie summen „Summ, summ, summ, wie dumm, wie dumm.“ Endlich war ein Bündel Blüthen abgeschnitten und in den Wagen gelegt, „Kinder,“ sagte die Mama, „ich schäme mich nur, gleich einer Hökerfrau mit der Grütze zu fahren.“

Der Bauer wollte sich für die Grütze nicht belohnen lassen; er lachte über die spaßhaften Leute, Alles für Scherz

nehmend. Was die Müller zu der Grütze gesagt, hat man nicht erfahren. —

Den Buchweizenblüthen waren jedoch völlig die Köpfe verrückt. „Wir sind hübsch!" rauschten sie einander zu, „man kommt zu Wagen weit her, uns zu sehen; hellröthlich muß man aussehen, das läßt gut! Was will das Volk, was wollen die blauen Kornblumen und die scheinenden Klatschrosen zwischen uns? Weg mit ihnen, wir sind hübsch! Schade, daß wir nicht Alle mit in die große Stadt konnten; was werden die lieben Schwestern dort erfahren! Alle Welt wird hellröthliche Kleider haben wollen, wie wir sie tragen. — Von den andern Kornarten ist gar nicht zu reden; man sieht ihre Blüthen kaum, und wie sehen sie aus! grasgrün, wie alles andere Kraut auch, das ist doch zu gering!" —

Ueber Nacht zog ein Wetterleuchten auf; in zackigen Blitzen fuhr es über das blühende Feld dahin. Am nächsten Morgen kam der Bauer, nach seinem Buchweizen zu sehen; „O je," sagte er, „da hat mir sicherlich der Blitz die Blüthen taub gemacht; es giebt kein elender Korn, man hat nichts als Sorgen davon."

Das verdroß den Buchweizen sehr, und als er um einige Tage wiederkehrte und sagte: „Richtig! ganz taub!“ da sprach ein Nachbar: „Wie schön sah das Feld aus, so dicht und weiß und roth!“ Der Bauer aber entgegnete: „Ach, was weiß und roth, davon wird man nicht satt; der verwünschte Buchweizen macht nichts als Herzeleid.“ —

Darüber ärgerten die Blüthen sich so sehr, daß sie noch an demselben Tage ganz gelb wurden, und wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn man einmal häßlich wird, daß dies schnell zunimmt, wurden sie nun mit jedem Tage gelber und schwärzlicher, bis sie zuletzt recht grundgarstig waren. Sie erlebten, daß Vorübergehende sagten: „Nein, wie häßlich ist doch ein Buchweizenfeld! Ja, in der Blüthezeit sieht es schön aus, aber die Zeit der Blüthe ist kurz: freilich ist es ein nützliches Korn, daran muß man denken, wenn man es neben den prächtigen Weizen- und Gerstenfeldern nicht ansehen mag.“ Dann nahmen wohl die Wanderer Büschel in die Hand, und riefen verächtlich: „Was? und taub ist er auch? — Sieht so schlecht aus, und ist nicht einmal nützlich!“ —

„Ja,“ seufzte der Buchweizen, „die Zeit der Blüthe ist

kurz, und Ein Wetterleuchten fährt immer darüber hin und bringt sie zu Ende; das ist die Zeit. Wäre ich nur nicht hochmüthig gewesen auf meine Schönheit! Jetzt schäme ich mich vor den kleinen niedrigen Feldblumen, die mit mir jung waren, niemals viel Geräusch machten und immer noch gut aussehen. Zu ihnen wendet sich jetzt Mancher mit Wohlgefallen, und mich schaut Keiner an. Ach, könnte ich wieder jung werden, wie bescheiden wollt' ich sein! Aber ich hatte nur eine Jugend, und die ist dahin."

„Nun, Marie," fragte Tante, als sie geendet hatte, „wie gefällt Dir denn meine Schnurre?" —

„Ja, Tante, ich habe gerne zugehört, und es ist auch Spaß darin, aber eine rechte Schnurre fängt lustig an und endigt lustig; das thut Deine aber nicht."

„Also nicht schnurrig genug? Ja, es ist jetzt schwer, es den Leuten recht zu machen! Aber gelegentlich will ich doch versuchen, ob es nicht möglich ist, Dich zu befriedigen, Du kleines, lustiges, schnurriges Geschöpf." — Dabei küßte Tante Susanne mich und war ganz freundlich. —

Gestern war ein furchtbares Gewitter; es zog ganz

langsam, langsam herauf, und wir hörten lange den Donner rollen, bevor wir den Blitz sahen; aber da brach es plötzlich los! Donner, Blitz, Hagel, Regen; ich wäre gerne unter das Sopha gekrochen, aber Mama streckte mir die Hand entgegen, zog mich an sich und fragte so liebreich: „Denkt denn meine Marie nicht an den allmächtigen Herrn im Himmel, der die Wetter lenkt, der nicht allein unser Herr, der unser Vater ist?" — Das machte mich viel ruhiger; schon daß Mama mir die Hand hinstreckte, und ich sie fassen konnte. Der Blitz hat eine große schöne Tanne im Walde gespalten, und wir waren hin, das zu besehen. So, nun ist's genug."

Marie.

Dreiundzwanzigster Sonntag.

Die verflossene Woche hat viel Gutes gebracht; einen Brief des lieben Papa, welcher seine Rückkehr in den nächsten Wochen anzeigt, und einen Brief von Herrn Flohr an mich, den ich hier abschreibe, denn dann bleibt er doch gewiß aufbewahrt.

„Lieber Wilhelm! Dein Brief und die Cigarren, welche Ihr mir gemeinschaftlich gesandt, Beides hat mir das größte Vergnügen verursacht. Die Neigung, gerne zu erfreuen, ist Euch von Euren Eltern angeerbt, und ich möchte sie mit einem Ausdruck bezeichnen, dessen öfterer Gebrauch sich vielleicht für einen Mann nicht wohl schickt. Nicht mit dem Munde also, aber im Herzen nenne ich diese Neigung lieblich.

„In der Art und Weise, seine Gedanken auszudrücken, liegt gar viel Bezeichendes, man erkennt daran den Grad innerer Bildung, Vernachlässigung, Mangel an Geschmack, und nicht selten Grundzüge des ganzen Wesens. Immer ist mir weh' ums Herz geworden, so oft ich mit Personen zusammengetroffen bin, welche sich in blumenreicher Weise ausdrücken, und doch liegt wiederum in dem, ich möchte sagen, unbewußten Vermeiden unfeiner oder anstößiger Worte etwas unendlich Wohlthuendes. So seltsam das klingen mag, es giebt durchaus richtig bezeichende, angenehme Ausdrücke, welche sich nicht für Jeden schicken. Wie nicht jede Farbe Alle gleich gut kleidet, so auch giebt es Worte, welche sich nicht in jedem Vortrage wohl ausnehmen. Dazu rechne ich für mich das Wort lieblich; es klingt ganz fremdartig in meinem Munde und paßt nicht zu mir, und doch, wie sehr schätze ich den Begriff! Du denkst nun sicherlich, das ist nicht der Grenadier, der zu mir spricht, das ist der Lehrer. Hinweisen möchte ich Dich immer auf Alles, was der Beachtung werth ist; man muß sich früh ans Umschauen und Aufmerken gewöhnen, wenn man in rechter Weise fort will in der Welt. —

„Nun kommt der Grenadier! Ich schrieb an Otto, daß wir die Garnison gewechselt hätten, seitdem aber sind wir abermals in langen, anstrengenden Tagemärschen zwanzig Meilen weiter vorgerückt. Glaube nur, ein solcher Marsch durch Hitze und Staub ist kein Spaß! Der letzte Tag, bevor wir B . . erreichten, war sehr anstrengend; die Offiziere thaten für die Mannschaft, was sie vermochten, aber da läßt sich nicht viel thun. Mancher trug das Gepäck eines besonders schwachen Burschen Stunden lang, aber wir litten Alle. Eine Viertelstunde vor der Stadt ward Halt gemacht, und wir putzten und bürsteten an uns herum, um stattlich einziehen zu können. Was Eitelkeit nicht thut! Mancher todtmüde Mann strich den Bart und richtete sich, und da wir einzogen, hörte man auf allen Gassen und aus allen Fenstern: „Welch wunderschönes Bataillon!" Das stärkte bedeutend. —

„Der erste Lieutenant der Compagnie, bei welcher ich stehe, ist ein sehr schöner Mann von etwa dreißig Jahren. Er mag schon Manches erlebt haben, und war vielleicht oftmals das Schoßkind des Glücks. Mit ihm zugleich bekamen ich und sieben Kameraden Billete auf dasselbe

Quartier. Er bemerkte es, winktemir, ihm zu folgen und sagte: „Kommen Sie nur gleich mit, und nur rasch vorwärts; ich bin wie desperat von der Hitze!" Die Kameraden schlossen sich uns an, und so gings im Sturmschritt, bis wir nach ziemlich langem Wege das bezeichnete große und schöne Haus erreichten.

Der Lieutenant athmete auf. „Ach!" sagte er befriedigt. Die große Vordiele war angenehm kühl, aber auf derselben trat uns nur eine ältliche, ziemlich mürrische Frau entgegen, welche, ohne den Offizier zu beachten, sich unsere Billete zeigen ließ. „Geschwind, Madame, mein Zimmer! seien Sie so gut, es mir anzuweisen, ich bin todtmüde."

„Sie können hier nicht bleiben, daß muß ein Irrthum sein, Offiziere können wir nicht aufnehmen."

„Hier ist mein Billet."

„Das ist möglich, aber ich sage Ihnen, es geht nicht." Bei diesen Worten winkte uns die Haushälterin und ging gelassen die Vordiele hinunter. Alles Blut war dem Lieutenant zu Kopfe gestiegen; wie ein Rasender stürzte er ihr nach und rannte sie über den Haufen. Es geschah so rasch, so plötzlich, daß er, glaube ich, selber erschrocken war.

Ohne sich weiter nach dem niedergeworfenen Feinde umzusehen, riß er eine Thür auf und setzte sich in den Besitz eines sehr schönen Zimmers. Ich half der Madame, die sehr bestürzt war, sorglich auf, und sie wies mir und den Kameraden unsere Wohnung an, ohne über den Vorfall ein Wort zu äußern.

Eine Stunde später ließ der Lieutenant mich zu sich bescheiden. Man hatte ihm zwei sehr hübsche Zimmer eingeräumt, und er lag umgekleidet und erfrischt auf einem Divan. Bei meinem Eintreten brach er in lautes Lachen aus; ich lachte gleichfalls. „Nein, Flohr, das ist doch zu toll! Renne ich die alte Person nieder gleich einem Besessenen. Aber ich sage Ihnen, ich war in solcher Wuth, eine Compagnie hätte ich niederwerfen können. Nun, es wird noch Mancher hier ein gutes Quartier bekommen, und nicht wissen, daß er es mir zu verdanken hat." Er erkundigte sich darauf, ob das Opfer seines Zornes Schaden genommen? Als ich dies verneinte, sagte der Lieutenant: „Ja, ich würde mich gerne entschuldigen, oder der grämlichen Madame ein Geschenk machen, aber es geht nicht; mein Nachfolger würde es entgelten müssen, sie würde dann

denken, daß er eben ein solcher Narr sei; es ist nichts dabei zu machen."

„Ich denke, diese Begebenheit wird besonders für Otto sehr anziehend sein, denn in ähnlicher Lage — wer weiß! Unwillkürlich mußte ich seiner gedenken. — Wir sind noch hier, erwarten aber täglich Befehl zum Aufbruch. Abends in meinem Zimmer habe ich schon manche Eurer Cigarren geraucht, und wie sollte ich Eurer nicht dabei gedenken! Für Deine verehrte Mama lege ich ein Briefchen ein; Otto und Marie finden hier tausendfältige Grüße, alle Hausgenossen den besten Gruß. Lebe wohl, mein junger Freund; der nächste Brief ist für Otto.

F."

Otto war, wie Herr Flohr dies auch vorhergesehen, ganz glücklich über den Inhalt des Briefes, sagte jedoch: „Einen Mann hätte ich in ähnlicher Lage sicherlich niedergerannt, eine Frau — das glaube ich doch nicht; dazu gehört schon ziemlich viel Verrücktheit."

Wilhelm.

Vierundzwanzigster Sonntag.

Schon wieder die Reihe an mich! man sagt wohl, die Zeit geht schnell, mir scheint, sie *fliegt* schnell. Also:

Blauer *Montag*! jedoch ohne unsere Schuld; Herr Reward wünschte im nächsten Städtchen mit einem Freunde zusammen zu treffen, und ersuchte zu diesem Zwecke Mama um ein Reitpferd. Mama sah ein wenig verlegen aus: „Ziehen Sie nicht vor, zu fahren?“ fragte sie, denn ich glaube, Mama fürchtete, er werde vom Pferde fallen. Herr Reward beharrte bei seinem Wunsche: das älteste, sinnigste Pferd war für ihn gesattelt, und er ritt fort, aber doch so wie Einer, der es nicht gewohnt ist; namentlich war die Haltung zu steif und aufrecht. Wilhelm und ich arbeiteten unsere Aufgaben aus, und hatten später sammt Tante und

Marie einen ganz seligen Tag, denn Mama bestellte das Mittagessen früher, und fuhr mit uns zum Förster in den Wald. — Die beiden jüngeren Pastorenkinder, deren Versäumniß nicht hoch angeschlagen wird, wurden mitgenommen, und dann ging es vorwärts. Das jüngste Kind, ein Knabe, schlief gleich ein; als wir jedoch davon sprachen, daß wir schon früher einmal beim Förster Kaffee getrunken hätten, reckte er den Kopf in die Höhe und fragte schlaftrunken: „Waren auch Zwiebäcke bei?" — Das belustigte uns Alle sehr.

Wie war es im Walde! wie frei, frisch und selig! und für mich war es ein wichtiger Tag, denn ich entschloß mich ganz fest, Forstmann werden zu wollen. Ich muß etwas unternehmen, wobei ich mich rühren und regen kann; Soldat will ich lieber nicht werden, dazu bin ich wohl zu toll und wild. Der gute dicke Herr dachte freilich anders und meinte, es würde mir sehr heilsam sein, mich beugen zu müssen, aber Alles wird mir auch nicht nach Sinn gehen, wenn ich Forstmann bin, und Waffen kann ich dabei auch in die Hand nehmen. Schießen aber will ich lernen! Es soll keinen besseren Schützen im Lande geben. Es ist

wunderlich, wie zahm ich immer werde, wenn ich in den Wald komme. Da kommt mir Alles so still und heilig vor.

Schade, daß der Förster und seine Frau nicht zu Hause waren, es sind so gar gute Leute. Nur ein Dienstmädchen und ein Bursche hüteten ein. — Zuerst suchten wir einen Kaffeeplatz aus nnd wählten ihn auf einer Höhe, von wo man in ein enges Thal herabsieht, durch welches ein kleiner Bach rauscht, den man hier und da abgedämmt und dadurch kleine Wasserfälle gebildet hat. Mit dem Niagara haben sie wohl nicht viel Aehnlichkeit. —

Der Bursche und wir Knaben trugen Holz und alles Geräthe dorthin und fachten ein Feuer an. Marie und die kleine Pastorentochter schleppten gemeinsam einen kleinen Kasten, den Mama ihnen anvertraut; schwer war er gewiß nicht, aber sie thaten sehr wichtig und als ob sie es höchst sauer hätten. Tante Susanne trug, wie sie sich ausdrückte, Mama's Sopha, das heißt zwei Stuhlkissen, aus denen sie einen bequemen und etwas erhöhten Sitz herstellen wollte, und am Ende war diese Mühe ganz vergeblich, denn wir hatten schon einen Tisch und eine Bank dorthin geschafft. Der Spaß des Kaffeekochens war sehr

groß, und als Alles bereit war, sagte Mama: „Jetzt gebt mir den Kasten her.“ Wir machten Alle lange Hälse, da er aufgeschlossen ward, und jubelten darüber, daß er Schieberkuchen enthielt und schöne Oblaten. — Es war ein lustiges Fest! Hernach saßen wir noch still beisammen, und horchten auf den Gesang und auf den Ruf der Vögel, den ich oft noch melodischer finde als das Singen. Sehr niedlich sind doch auch unter den Vögeln die kleinen munteren Bursche, die nur zwitschern und hüpfen, es läßt ihnen so gut! — Ach ja, der Wald! Seit ich weiß, daß er meine Heimath sein wird, ist er mir noch einmal so lieb. Vom Montag sage ich nichts mehr, ich werde sonst nimmer fertig, der Dienstag muß den Rest mit übernehmen. —

Dienstag. Wir kehrten ziemlich spät zurück; Mama fragte, als wir ausstiegen: „Ist Herr Reward heimgekehrt?“ und erhielt eine verneinende Antwort. Sehr bald darauf sahen wir ihn zu Fuß heimkehren, und Mama trat ganz erschrocken auf den Balcon hinaus, denn sie dachte, er habe einen Unfall gehabt. Der Kutscher ging auf Herrn Reward zu und fragte nach dem Pferde. „Was für ein Pferd?“ „Das, auf welchem Sie nach der Stadt geritten sind.“

„Das — das —“ entgegnete Herr Reward, „das wird wohl noch da stehen.“

Mama wollte der Unterredung gern ein Ende machen und ersuchte Herr Reward, hineinzugehen, da er sicherlich sehr erhitzt sein müsse. Nachdem er dies gethan, gab sie Befehl, das Pferd abzuholen. —

Tante Susanne war ganz außer sich: „Nein,“ rief sie, „daß man über solche Begebenheiten nicht lachen, keine Miene zum Lachen verziehen darf, das ist doch himmelschreiend! und dabei lachte sie recht nach Herzenslust. Mama lächelte: „Du bist nun einmal ein unverbesserliches Kind und ich habe dich nicht erzogen. Ein sehr zerstreutes Wesen reizt allerdings zum Lachen, und man darf auch flüchtigen Spaß daran haben, wenn man Sache und Personen zu trennen versteht, das heißt, wenn man lachen kann, ohne die Achtung aus den Augen zu setzen. Als Papa hier war, Ihr lieben Söhne, sprach ich mit ihm über Herrn Rewards mitunter auffälliges Benehmen; er entgegnete mir: „Reward ist ein sehr unterrichteter, frommer und rechtschaffener Mann, mehr bedarf es nicht. Es ist nicht nothwendig, daß meine Herren Söhne es so bequem

haben, in ihrem Lehrer zugleich auch ihren liebsten Freund zu sehen. Sie müssen sich früh gewöhnen, auch durch Zustände gehen zu können, die ihnen nicht gefallen. Sie sollen einmal Männer werden und Charakter bekommen; dazu gehört, daß man sich nicht verweichlicht. Bezeigen sie Herrn Reward um kleiner Schwächen willen nicht die Achtung, welche er begehren darf, so werde ich ein sehr ernstes Wort darein reden."

Mama ließ Herrn Reward fragen, was er zu seiner Erquickung wünsche? aber er lehnte Alles ab, und hatte sich eingeschlossen. Der arme Herr Reward! Es war ihm gewiß so unangenehm mit dem Pferde. Am folgenden Morgen sagte Tante Susanne: „Hört, ich hoffe, Herr Reward hat vergessen, die Thür aufzuschließen, und dann habt Ihr frei, und wir wollen uns wieder einen lustigen Tag machen." Die Thür war indessen offen, aber Herr Reward machte bei sein en Vorträgen sehr lange Pausen, und ich glaube, er dachte an das Pferd; ich hätte ihm gerne gesagt, daß es wieder im Stall stehe, aber das ging doch nicht.

Der Tag verging ganz gewöhnlich, wir besuchten aber wiederum einmal unsere Wippe, und belustigten uns sehr damit.

Mittwoch. Es erging uns eigentlich ganz miserabel. Man hatte versprochen, am Nachmittag, nach den Stunden, einen langen Spaziergang mit uns machen zu wollen. Wir standen glücklich und ganz gerüstet bereit, und Mama nahm eben ihren Sonnenschirm, da fuhr ein Wagen vor, und unser Nachbar, Herr Röder, stieg aus demselben. Mama legte schnell Hut und Schirm ab; wir Anderen waren so erschrocken, daß wir verdutzt stehen blieben. Es ist ein alter Herr, der schlecht sieht; nach der ersten Begrüßung setzte er seine Brille auf, betrachtete uns und sagte: „Ihr wollt wohl einen Spaziergang machen, Ihr jungen Leute? Nun, Glück auf den Weg, ich bleibe hier bei der Frau Mama.“ Wir gingen sehr geschlagen fort; Tante Susanne lief in ihr Zimmer und rief mir zu, stehen zu bleiben und sie zu erwarten. Sie kam auch sehr bald und mit einer Elle zurück, und rief lachend: „Ich wollte nur messen, wie lang Dein Gesicht ist.“

Donnerstag. Mama ergriff die Gelegenheit beim Frühstück, davon zu reden, wie heilsam Fehlschlagungen mitunter sein könnten. „Ja“ sagte Tante, „sie sind das

für die Moral, was bittere Arzenei für die Gesundheit ist; man schluckt sie hinunter, aber angenehm ist es nicht."

„Es soll auch im Leben nicht Alles angenehm sein," entgegnete Mama; „wir sind Wanderer auf der Erde, und solche Leute müssen durch gute und böse Stunden."

Christian kam Abends in seiner Freizeit, übte sich im Turnen und zeigte seine Zeichnungen vor; später fuhren wir mit ihm nach der Mühle, wo wir sehr lange nicht gewesen waren. Der Müller beschenkte uns mit Kirschen, und gab uns einen Zweig voll schöner Kirschen für Marie mit.

Freitag kam ein Brief von Papa; er kommt in acht Tagen. Als Tante Susanne die gute Nachricht hörte, rief sie: „Heute müssen wir ein süßes Gericht haben, einen Kirschkuchen mit einem Rahmguß; laßt mich nur machen, heute schlägt Mama keiner Seele etwas ab." Als Mama den Vorschlag hörte, erwiederte sie: „Eine Freude ist genug; Ihr habt die liebe Nachricht, da braucht Ihr keinen Kuchen." Tante bat nun so sehr um den Kuchen, und Mama sagte endlich: „Lieber Schatz, wenn Du nicht so leichtsinnig durch die Küche gelaufen wärst, würdest Du wissen, daß man

keinen Kirschkuchen mit einem Rahmguß in einer Stunde backt. Morgen ist auch ein Tag." Damit mußten wir uns zufrieden geben.

Sonnabend. Natürlich Kirschkuchentag! Ich hatte nur etwas Mißgeschick dabei; als ich eben ein schönes, großes Stück Kuchen auf meinem Teller hatte, ward meine Aufmerksamkeit durch Herrn Reward abgelenkt, und ich warf durch einen Stoß mit der Hand Teller und Kuchen unter den Tisch. — Ihn aufzuheben, wagte ich nicht, denn ich wußte, Mama werde es verbieten; sie that ganz, als ob nichts vorgefallen wäre, aber ein anderes Stück Kuchen bekam ich nicht. Tante, Wilhelm und Marie schielten mitleidig zu mir hin, aber sie sagten nichts, bis Marie plötzlich in Thränen ausbrach. Mama fragte: „Weßhalb weinst Du, Marie?" — Marie trocknete ihre Thränen und sagte: „Soll der arme Otto gar keinen Kuchen haben?" — „Er hat ein Stück bekommen, Marie, aber siehst Du, er ist ein schlechter Haushalter gewesen und hat ihn unter den Tisch geworfen; das ist seine Sache." Abends bekam ich aber doch ein sehr ansehnliches Stück Kuchen.

Otto.

Fünfundzwanzigster Sonntag.

Hurrah! Victoria! Ich habe einen Brief von Herrn Flohr. Als Tante die Posttasche aufschloß, standen die Brüder daneben und fragten: „Kein Brief an mich? Kein Brief an mich?“ Ich stand am Fenster und sah den kleinen Sperlingen zu, die immer so dreist sind und von dem Taubenfutter pickten. Da rief Tante: „Hier ist — hier ist —“ und sie hielt den Brief hoch in die Luft, „hier ist ein Brief für — Marie!“ Die Brüder hielten es für Scherz und lachten, aber es war Ernst, und solch ein lieber Brief. Ich nahm eine Scheere und schnitt das Siegel ab, wie Mama immer thut; darüber ward Otto so ungeduldig, daß er mir einen kleinen Schlag versetzte, ich war aber so vergnügt, daß ich nichts dazu sagte.

Hier ist nun der Brief, hier ist er!

„Meine kleine, liebe Marie! Wenn man eine Wohlthat von Jemandem empfangen, ist es sehr natürlich, des Gebers in dem Augenblicke zu gedenken, wo man Nutzen von derselben zieht. Das ist jetzt mit der Chocolade der Fall gewesen, und ich habe Deiner dankbar und freundlich gedacht. Du sagst nun zuverlässig: „Ach, der arme Flohr! Nun hat er Hunger und Kummer ausgestanden, und wo das wohl gewesen sein mag?" — Ich will Dir Alles erzählen.

Wilhelm wird Dir mitgetheilt haben, daß ich in einem großen, schönen Hause einquartiert war, wo es mir sehr wohl erging, obgleich ich mein Zimmer mit drei Kameraden theilen mußte. An solche Dinge muß man sich gewöhnen, und thut es um so leichter, weil der Soldat sich von jedem gegenwärtigen Zustande, und größtentheils mit Recht, sagt: „So gut wird's nicht bleiben!" Nach drei Rasttagen mußten wir von dort aufbrechen; die alte Haushälterin sah uns ungern scheiden, weil wir, wie sie sich ausdrückte, schickliche Leute wären. „Der Herr Offizier," fügte sie hinzu, „kann ja vielleicht auch recht gut

sein, wenn man sich an seine Manieren gewöhnt hat." Bei diesem Ausspruche ward es mir nicht schwer, zu lachen.

Nun ging es vorwärts durch Dörfer und kleine Städte in eine ziemlich unwirthbare Gegend, wo wir uns jetzt noch befinden und in benachbarten Dörfern einquartiert sind. Die nächste kleine Stadt liegt sechs Meilen von hier. Dort war ich bei einem Brauer einquartiert, der mich, weil er erfahren, daß ich nur mein Dienstjahr abdiene, beständig Herr Studios nannte. — Wo ich mich jetzt befinde, würde es Dir nicht gefallen; schlechte, unreinliche Häuser, dürftige, vernachlässigte Gärten, in denen fast keine Blume blüht, wenig Bäume, und zwar gutmüthige aber wenig intelligente Einwohner, die nicht viel vom Leben begehren und es sich nicht sauer werden lassen, dasselbe zu verschönern. Du hättest nur sehen sollen, wie meine Kameraden und ich den uns angewiesenen Raum gereinigt, gewaschen, gefegt, gebürstet haben. Jetzt sieht es leidlich bei uns aus. —

Unser Oberst ist ein gar prächtiger alter Herr, aber er ist den Entbehrungen des Lebens sehr abgeneigt. Er

war stets gütig gegen mich, und läßt mich hier mitunter Abends rufen, Schach mit ihm zu spielen. Vorgestern Abend, wo dies auch geschah, sagte er mir: „Ein solches Leben, Flohr, als wir hier führen, ist doch eine ganz abscheuliche Erfindung, denn eine Erfindung nenne ich es, weil Alles so viel Anders sein könnte. Das Nest hier könnte doch reinlich und ein bischen hübscher sein, und nun gar ihre Speisen! Mein Bedienter kann leidlich kochen, aber es ist nichts zu haben; wenn er ein altes Huhn erwischt, was ich nachher doch nicht beißen kann, meint er Wunder, was ich für ein glücklicher Mann bin. Und morgen, da ist mein Geburtstag; ich habe ihn stets dadurch gefeiert, daß ich an dem Tage Chocolade trank, weil es mir eine so heilige Jugenderinnerung war, eine Erinnerung an die Liebe meiner Mutter; morgen — nun, daran will ich nicht weiter denken, aber eins gehört zum Anderen."

Ich forschte weiter nach: „Also Sie trinken gerne Milch-Chocolade, Herr Oberst?" „Milch?" — das Wort erstarb ihm im Munde; „Milch? — hören Sie, Flohr, ich hätte ihnen mehr Verstand zugetraut. Milch? ich! Nein lassen Sie sich das für alle Zeit gesagt sein, ein ver-

nünftiger Mensch trinkt Chocolade in Wasser, mit Eiern abgerührt. Brrrrr, Milch-Chocolade!"

Nun kennst Du das Schicksal Deiner Chocolade, kleine gute Marie, die Du für Deinen verschmachteten Freund bestimmt hattest. Aber siehst Du, er ist jung, und da trägt die Last des Lebens sich leichter. Gönne sie dem alten Manne. Eigentlich war es meine Absicht gewesen, sie selber zu bereiten, davon stand ich jedoch ab und überlieferte am nächsten Morgen in aller Frühe die Täfelchen dem Diener des Obersten mit der Anweisung, sie für seinen Herrn zu bereiten. Später ließ der Oberst mich rufen: „Muß Ihnen doch meinen Dank abstatten, haben mich recht überrascht. Also die Herren Grenadiere führen Chocolade mit sich, während ihr armer Teufel von Oberst nichts dergleichen hat?"

Ich erklärte ihm lächelnd den Zusammenhang; er lachte: „Das Kind aber wird sehr ungehalten auf mich sein, ein alter Kerl mit grauem Barte kommt ihnen ohnehin wie eine Vogelscheuche vor. Nun, schreiben Sie ihr, käme ich heim, da wollte ich meinen Dank mit der schönsten Puppe abstatten, die für Geld zu haben ist."

Freue Dich nur darauf, Marie, denn was der Oberst zusagt, hält er. — Der Dienst ruft, ich muß Dir Lebewohl sagen. Die besten Empfehlungen und Grüße sendet Dein Freund allen, die Dich umgeben, und deren er mit Ehrfurcht und Liebe gedenkt. Lebe wohl, lebe wohl, Du kleine gute Marie, und wenn es Dir gut geht, denke nur, daß ich es Dir von Herzen gönne, aber mitunter theilen möchte.

Dein Freund F."

Nein, es verdrießt mich gar nicht, daß der alte Oberst die Chocalade bekommen hat, denn nun wird er gewiß noch freundlicher für den guten Flohr sein. In acht Tagen kommt Papa! Das wird eine Freude werden!

Nun kann ich nicht mehr schreiben.

Marie.



Sechsundzwanzigster Sonntag.

Otto hat mit mir über seinen Plan gesprochen, Forstmann werden zu wollen, das thut mir doch sehr leid, denn es wird uns ganz auseinander bringen. Ich sagte ihm, ich habe mir oft gedacht, wir würden einmal neben einander in demselben Fache angestellt werden können. „Was dachtest Du Dir eigentlich dabei?“ fragte er, „wolltest Du mein Vorgesetzter werden, oder sollte ich Deiner sein?“ Das verdroß mich ein wenig, ich bin doch der Aeltere! Ich faßte mich jedoch und sagte, das werde wohl davon abhängen, wer am meisten gelernt habe. „Ja,“ entgegnete er, „und wer am meisten Glück hat.“ Wir sprachen noch viel mit einander darüber, und das machte uns Beide weich. „Sieh,“ sagte ich ihm, „wir werden Beide viel entbehren,

wenn wir nicht auf Schulen, nicht auf Universitäten mit einander sind. Zwei Brüder sind doch geborene Freunde, und jeder weiß denn doch, auf wen er sich zu verlassen hat in Krankheit, in Noth und in Tod. Mit einander werden wir uns nimmer verlassen fühlen."

„Ja," sprach Otto, „wenn es nur geht! Es ist mir manchmal Alles zu eng und zu gebunden; wenn ich's nur aushalte am Schreibtisch! Wenn ich so einen Jäger durch den Wald schweifen sah, frisch und blank, die grüne Mütze eben auf's Haar gedrückt, die Büchse über der Schulter, den Hund zur Seite, da ward mir stets so heimisch zu Muthe, so, als ob ich mit dazu und dabei gehöre. O, wie anders athmet sich's im Freien! Das bedenke doch und folge mir lieber in den Wald. Da kannst Du auch eine Feder hinters Ohr stecken, aber um das Gewehr damit zu putzen."

„Das würde Papa doch nicht wünschen; ich denke so, Dein Entschluß würde ihm nicht gefallen. Zum Jäger schicke ich mich schlecht, ich mag kein Thier tödten; aus Pflicht müßte ich es thun, aber zum Spaße thue ich's nimmer." „Ho! eine recht ordentliche Jagd, das muß

ein Vergnügen sein! — am liebsten machte ich einmal eine Tiger- oder wilde Büffeljagd mit. Laß uns jetzt nicht weiter darüber reden, Papa soll entscheiden."

Ich mag gar nicht daran denken, wie es einmal sein wird, wenn ich Otto nicht mehr jeden Tag habe. Keinen in der Welt kann ich jemals so lieb haben und es kommt mir immer vor, als ob er mich auch nicht werde entbehren können. Wenn er recht glücklich würde, wollte ich mich trösten, aber wenn er traurig wäre und ich könnte nicht zu ihm, das hielte ich nicht aus.

In dieser Woche hatte Otto viel Mißgeschick gehabt; vorgestern war Herr Reward ganz besonders zerstreut in der Geschichtsstunde, und Geschichte ist eben Otto's Element. Der siebenjährige Krieg war verhandelt; Otto war dabei ganz Feuer und Flamme, er hätte Friedrich der Große sein mögen. Herr Reward war in eben dem Maße kühl und gemessen, und mitunter machte er sehr lange Gedankenpausen eben an den interessantesten Stellen. Otto arbeitete sich in seiner Ungeduld mit einer Rechentafel ab, und ich dachte, er werde sie zerbrechen; endlich aber, als Herr Reward mitten in einem Siege stecken blieb, warf er die Tafel

aus lauter Tollheit auf die Erde. In demselben Augenblick packte Herr Reward meinen Herrn Bruder beim Kragen und setzte ihn vor die Thür. Ich glaube, Otto hätte eher des Himmels Einsturz erwartet, als ein solches Ende. Herr Reward setzte sich gelassen wieder hin und fuhr in seinem Unterrichte fort. Nach der Geschichtsstunde öffnete er die Thür und winkte Otto näher zu treten, der sich schweigend an seinen Platz setzte und eine sehr schwierige Rechenstunde zu bestehen hatte, die ihn vollends abkühlen konnte.

Als wir mit einander fortgingen, sagte Otto: „Das mag ich leiden; Herr Reward hat mir nie so gut gefallen, wie heute. Trag' mein Buch mit fort, ich will zurückgehen und mich entschuldigen."

Als er wiederkam, fragte ich: „Nun, wie ist es Dir ergangen?" — „Eigentlich recht schlecht; Herr Reward schien die ganze Geschichte vergessen zu haben; ich wollte lieber, daß er gesagt, ich wäre ein Esel, ein unnützer Bengel, und mich dann hernach freundlich entlassen hätte, eben weil ich doch als reuiger Sünder zu ihm kam; aber das versteht er nicht. Herr Flohr würde mich ganz anders geschüttelt

haben, aber hernach hätte er mich doch wieder lieb gehabt." Tante Susanne, die ihre innere Schelmerei nie hinreichend auslassen kann, machte sich seit einiger Zeit einen neuen Spaß. Sie schenkte sich beim Nachtisch etwas Wasser ein, trank davon und schwippte sehr geschickt den Rest mir oder Otto in's Gesicht; Marie, die für ihr Leben gern Alles gehabt hätte, bekam selten einen Tropfen, weil sie neben Mama sitzt. — Da diese that, als ob sie Nichts sähe, verhielten wir uns auch still, damit Tanten, und eigentlich uns auch, der Scherz nicht verdorben würde.

Gestern Nachmittag sagte Marie: „Seht doch, wie Tante hübsch aussieht in ihrem weißen Kleide; darf ich nicht Rosen pflücken in unserem Garten und einen recht schönen, dicken Kranz für Tante binden?" Otto und ich gingen mit ihr dorthin, und sie bekam einen ganzen Korb voll hellrother und dunkelrother Rosen, aus denen sie einen allerliebsten Kranz band. Als er fertig war, gingen wir, Tante aufzusuchen. — Sie saß im Garten auf dem Steinrand des Brunnens und hatte ihren Kopf gegen das Eisengitter gelehnt, welches ihn umgiebt. Das Gitter soll aus alter Zeit herstammen und ist sehr kunstreich gearbeitet,

und über demselben wölbt sich eine eben so künstlich angefertigte Kuppel. Marie stieg auf den Steinrand und setzte Tante Susanne den Kranz auf. „O," rief Marie, „jetzt bist Du wunderhübsch!" — Tante lachte und sagte, sich zu uns wendend: „Könnt Ihr mich nicht auch bewundern, Ihr ungeschickten, jungen Herren?" — Und so sagend, nahm sie einige Rosen, die im Korbe liegen geblieben waren, tauchte sie in's Wasser und spritzte uns dasselbe sehr freigebig ins Gesicht. Die Versuchung war für Otto zu groß, er nahm ebenfalls von den Rosen, und jetzt begann ein Kampf, der anfangs zierlich und geschickt, dann aber mehr und mehr durch ziemlich massenhafte Güsse fortgesetzt ward. Marie rief immer dazwischen: „Tante, liebe Tante, bespritze mich doch auch, ich mag es so gerne, ich will Dir auch nichts wieder thun, Tante." Ich verhielt mich ganz ruhig und warnte nur mitunter: „Otto, mache es nicht zu arg."

Plötzlich rief Mama aus einem nahen Gebüsche: „Otto, Susanne!" Beide blickten sich etwas verdutzt an. „Kommt nur hierher, Ihr zwei Schuldigen!" rief Mama weiter. Das mußte nun freilich geschehen. Mama saß dort mit

ihrer Arbeit, und als Tante triefend vor ihr erschien, sagte sie: „Geh' nach Haus, Susanne, und kleide Dich um, Du wirst Dich sicherlich erkälten." Tante ließ sich das nicht zweimal sagen und machte sich eilfertig davon. Otto wäre, das sah man ihm an, für sein Leben gern mitgelaufen. „Du wirst wohl so zart nicht sein," fuhr Mama fort, „daher bleibe nur. Sieh, Otto, ich hätte früher Einhalt thun können, aber ich wollte sehen, wie weit Du es treiben würdest. Jedenfalls bist Du zu weit gegangen. Ein Knabe, mit welchem ein junges Mädchen spielt, ein Mann, mit dem es scherzt, darf sich niemals bis zur Rohheit vergessen. Frauen gegenüber muß man sich immer mäßigen können, und in Dir liegt so viel ritterliches Gefühl; ich hatte gedacht, Du werdest Dir das selber sagen. Es giebt Knaben, welche jeden Scherz, den Mädchen sich erlauben, als eine Herausforderung betrachten und ihn mit Grobheit vergelten: die jede kleine Schelmerei plump und ungeschickt aufnehmen, so aber, und das weiß ich, denkt mein Sohn nicht, deshalb dachte ich, werde er die Probe bestehen."

Otto war sehr beschämt; Mama reichte ihm die Hand

und sagte: „Laß Dir die Erinnerung an diesen Tag zur Warnung dienen; Heiterkeit und Scherz verschönern das Leben, deshalb muß man mit denen, welche diese besitzen, und jenen treiben, nicht allzu strenge rechten, und ab und zu einen kleinen Muthwillen gestatten. Gleiches mit Gleichem vergelten wollen, sollte im Allgemeinen nur Anwendung finden, wenn es sich um angenehme Dinge handelt. Ich weiß, daß Susanne gar nicht ungehalten auf Dich ist, und eigentlich auch kein Recht hat, es zu sein, und doch wiederhole ich, Du bist viel zu weit gegangen. Glaube mir, lieber Sohn, es hat etwas unendlich Einnehmendes, mit einem Knaben, mit einem Manne mit Sicherheit scherzen zu können; es ist der Probierstein des Charakters und der Erziehung."

Tante Susanne erschien später ganz umgekleidet; sie ging auf Otto zu und sagte: „Otto, bist Du ungehalten auf mich? denn ich habe Dir noch Vorwürfe zugezogen." Mama lächelte. „Siehst Du, Otto, so lieblich ist das Gemüth der Frauen, und deshalb darf man ihnen wohl etwas Unbill zu Gute halten."

Heute Nachmittag gehen wir mit Tante Susanne zu

der Pastorfamilie. Mama wollte sie hierher bitten, aber wir sind so gern dort. Es ist solche hübsche Abwechselung, sich einmal in anderen Räumen zu bewegen, und die Lebensweise ist auch ganz anders, das macht uns eben Spaß. Dort ist so viel Einschränkung und Einfachheit, aber Alles so reinlich und gut, und wird so gerne gegeben. Die Kinder sind ebenso gastfrei wie die Eltern, und so vergnügt, wenn es uns schmeckt. Wenn wir kommen, backt die älteste Tochter stets Kuchen für uns, und die Kleinen hüpfen dann herum und freuen sich mehr für uns als für sich darauf. — Heute Morgen fahren wir erst zur Kirche und wären gerne gleich dort geblieben, aber das wünscht Mama nicht. Ich bin früh aufgestanden, um schreiben zu können; nach der Kirche muß ich meine Pflanzensammlung ordnen.

Wilhelm.

Siebenundzwanzigster Sonntag.

Am vorigen Sonntage predigte der Pastor über die Verleugnung des Petrus. Der Text geht mir stets sehr zu Herzen; daß man etwas so fest, mit so viel Ueberzeugung geloben kann, und doch nicht halten, macht mich stets ganz nachdenklich. Immer, wenn ich im Evangelium Lucä die Worte gelesen: „Der Herr sah ihn an“ — und ferner: „Petrus ging hinaus und weinte bitterlich,“ habe ich das Gefühl gehabt, daß ich auch weinen möchte. Mit anderen Wortbrüchigen habe ich nicht viel Mitleid, mit Petrus so viel! Armer Petrus, Du glaubtest so fest an Deine Treue, und warst doch nur ein schwacher, furchtsamer Mensch! Vielleicht wurdest Du durch diese traurige Erfahrung später so stark und treu. Ich kann mir das

so gut denken, denn wenn ich einen Fehler begangen habe, ist es mir nachträglich eine so ernste Warnung.

Der Sonntag-Nachmittag verging prächtig; Wilhelm und ich gingen mit den Knaben spazieren, und wir übten unsere Kräfte etwas, versuchend, wer den Anderen in den Graben werfen könne, in welchem eigentlich kein Wasser, sondern nur Gestrüppe vorhanden war. Der ganze Spaziergang war nur eine Balgerei, aber wir waren sehr lustig, und schonten unsere Kleider so viel als möglich. Wilhelm und ich packten deshalb die Knaben auch nicht, wie wir sonst wohl gethan hätten. Wir fürchteten, ihnen Verdruß zuzuziehen. Nach der Bewegung und dem Lachen kamen wir mit Löwenhunger nach Haus, und die gute Pastorin hatte auch reichlich für uns gesorgt.

Später Abends kam ein junger Verwandter des Pastoren, welcher allerliebst sang und sich mit einzelnen Accorden auf dem Fortepiano begleitete. Ein Lied gefiel mir besonders, und er schrieb es für mich ab.

„Eine hohe Hahnenfeder
Steck ich auf meinen Hut;

Mein Hut hat grüne Farbe,
Mein Herz hat frischen Muth.

Was will die Hahnenfeder?
Sie ruft zu Kampf und Streit,
Sie ruft: Ich lieb die Beste
Im Lande weit und breit.

Und muß ich unterliegen,
Und lieg' ich auf dem Sand,
Ich halt' auf meinem Spruche
Zeitlebens festen Stand.

Und ist Dein Dirnel schöner,
Trag's in die Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkaufe,
Für's Dorf ist's halt zu fein!"

Die Sitte der Tyroler, Kampffedern an den Hüten zu tragen, hat mir stets sehr wohl gefallen, und wer drei Federn tragen darf, ist ein ganzer Bursch'.

Ueber den Sonntag hätte ich fast vergessen den

Montag. Ganz gewöhnlicher Tag, Arbeit, Erholung und eine ganz unbedeutende Rauferei mit meinem Bruder, der Manches an Friedrich dem Großen zu tadeln fand. Dafür mußte ich eine Lanze einlegen, und der Heldengeist des großen Königs war mit mir, ich blieb Sieger.

Dienstag kam die bestätigende Nachricht, daß wir Papa am kommenden Sonntag erwarten dürfen, und darüber war Freude im ganzen Hause. Die Spazierwege in den Waldungen werden gereinigt, und in Haus und Garten Alles geordnet und geschmückt. Marie will mit Christians Hülfe eine Ehrenpforte in unserem Garten bauen; der Bogen steht bereits und wird Papa ungefähr bis an die Brust reichen; daß Marie so wenig Nachdenken hat, ist allenfalls zu verzeihen, Christian müßte aber eigentlich für diese Einfalt ein paar Jagdhiebe bekommen, das würde ihn lehren, seine Gedanken besser beisammen zu haben. Wilhelm belustigt sich prächtig über diese Kinderei, und beschwört mich immer, die Beiden nicht zu stören. —

Mittwoch kam eine Vagabondenfamilie hier durch, welche zurück in ihre Heimath transportirt werden sollte. Das war ein trauriger Anblick! In den Kupferstichläden

ist ein Bild mit ausgestellt, welches eine solche Familie darstellt; Herr Flohr konnte sich ganz in den Anblick dieses kleinen Bildes vertiefen, und wir haben öfter mit ihm vor demselben still gestanden. Es stellt eine Winterlandschaft dar, oder vielmehr eine öde Gegend mit Schnee überzogen; die Frau, die ein sehr gutes Gesicht hat, aber vergrämt und verkümmert aussieht, trägt das kleinste Kind auf dem Rücken, und hält ein anderes kleines Kind an der Hand; ein älteres Mädchen geht hinterher, mit einigen Habseligkeiten beladen; der Mann geht, beide Hände in den Taschen, mit einem vertrunkenen Taugenichtsgesichte, der Frau zur Seite. Der höchste Ausdruck der Armuth, Hunger und Frost ist auf allen Gesichtern ausgeprägt. — Herr Flohr stand oft und sagte: „Seht doch den Ausdruck in allen Gesichtern, den Mann, die Frau, die Kinder, welche Wahrheit! Wie sieht man ihnen an, was sie denken und leiden!"

Hier war es nun fast eben so; der Mann, recht das Bild eines vertrunkenen Müßiggängers, die Frau, die Kinder sahen aus, wie auf dem Bilde. — Alle waren fast in Lumpen, aber, was Mama sehr für die Frau einnahm, in reinliche Lumpen gekleidet. Wir wollten alle so gerne

etwas für sie thun, aber wir hatten leider kein Geld. Mama ließ die Pächterin ersuchen, ihr von den getragenen Kleidern ihrer Kinder für die armen Kinder zu überlassen, und versprach, jene durch neue Kleidungsstücke entschädigen zu wollen. Das geschah, und die Mädchen im Hause brachten für die Frau einen ganz guten, vollständigen Anzug zusammen. Wilhelm, Marie und ich standen allein mit leeren Händen da, und hätten doch im Geben voran gehen sollen. Wir baten Mama inständigst, uns Geld zu leihen, welches wir dann der Frau heimlich geben wollten, damit sie nicht ganz als Bettlerin in der Heimath ein neues Leben anzufangen brauche. Mama schlug es standhaft ab. „Es sind entschieden schlechte Wirthe," sagte sie, „die bei jedem Anlaß ihr Geld gänzlich ausgeben, und sich dadurch genöthigt sehen, Schulden zu machen. Von mir bekommt Ihr nichts." Da wir nun sehr niedergeschlagen waren, sagte Mama: „Gut, ich will Euch einen Vorschlag machen; in vierzehn Tagen ist Markt in N. Ihr wißt, daß Ihr stets dorthin kommt und Marktgeld erhaltet: wollt Ihr dies Geld der Frau schenken, so gebe ich es Euch im voraus. Eines sage ich Euch aber ganz

fest, Keines von Euch bekommt nur einen Pfennig zum Markte, und wenn Papa Euch sollte beschenken wollen, werde ich es entschieden verbitten. Wollt Ihr ein Opfer bringen, so soll es wirklich eins sein, wollt Ihr es nicht, bin ich auch damit zufrieden. Jetzt bedenkt Euch."

Das war eine harte Nuß! Wir rangen förmlich die Hände, denn der Markt in N. ist der Hauptspaß des ganzen Jahres. Marie war zuerst entschlossen: „Ich will das Geld hergeben," sagte sie. Wilhelm und ich seufzten, daß es einen Stein hätte jammern können, aber der Frau nichts geben, um uns einen guten Tag zu machen, war doch zu miserabel. Wir willigten also ein.

Als Mama uns das Geld gab, sagte ich: „Den Kerl von Vagabonden könnte ich durchprügeln! erst macht er Frau und Kinder unglücklich, und jetzt uns auch."

Mama lachte hell auf: „Laß Dir das gesagt sein, guter Otto," entgegnete sie, „es ist das erste Kennzeichen einer Vagabondennatur, wenn man nie Geld hat. Werde ein besserer Wirth, mein Herr Sohn, so kannst Du Dir und Anderen zu gelegener Zeit einen guten Tag machen."

In dem Augenblicke, als wir der Frau das Geld gaben,

vergaßen wir Markt und Opfer. „Sagen Sie Keinem, daß Sie das Geld haben," sagte ich der Frau. Sie verstand mich wohl, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie schüttelte den Kopf. Solche arme Frau, die sich ihres Mannes schämen muß! Ich sagte hernach zu Wilhelm: „Du sagst immer, daß Du heirathen willst, wenn Du einmal ein Amt hast, nun siehst Du, was für Elend daraus entstehen kann; die armen Kinder!" — Er sah mich ganz erstaunt an: „Aber, Otto, werde ich denn ein Vagabond sein, der sein Geld verspielt und vertrinkt?" — Er hatte recht, es war dumm von mir, und wir lachten Beide; darauf gaben wir uns aber das Wort, daß von dem Markte in N. und von dem Gelde nie mehr die Rede sein solle, denn das wäre geradezu erbärmlich.

Donnerstag. Für mich war es ein Tag voll ernster Beschäftigung, denn nachdem die Stunden vorüber, die Ausarbeitungen gemacht waren, schrieb ich einen langen Brief an Herrn Flohr. Der Brief macht mich stets traurig und froh zugleich. Wenn ich doch bald Antwort bekäme! Ich glaube, man muß noch Kind sein, um Briefe

so recht von Herzen schätzen zu können, Erwachsene geben oft nicht viel darum.

Freitag. Die liebe Großmama kam ganz unerwartet; Mama und Tante Susanne trugen sie fast ins Haus. Sie bleibt nur zwei Tage, und hat sich zu der Reise entschlossen, um ihre einzige Schwester noch einmal zu besuchen, welche älter ist und nicht mehr reisen kann. Großmutter ist eine so schöne, alte Frau, und sieht so ehrwürdig aus. — Wir küßten ihre Hände mit solcher Liebe, und sie war sichtlich erfreut uud gerührt. Jedem brachte sie eine Gabe mit, Wilhelm und mir schöne Bücher, Marien allerliebstes Küchengeräthe und ein Kleid; Mama und Tante erhielten jede ein schönes Armband. Großmutter vermißt Herrn Flohr sehr, denn Herr Reward, der theils zerstreut, theils blöde ist, läßt sich in kein Gespräch mit ihr ein. Sie gab Wilhelm und mir ein Reisebesteck für Herrn Flohr, welches in enger Räumlichkeit vieles enthält. „Schickt es ihm nach auf meine Kosten," sagte sie freundlich. Die herzensgute Großmama!

Sonnabend. Der Tag verging ganz still; wir lebten alle nur für Großmama, und gingen nicht über den

Bezirk des Gartens hinaus. Diesen besah Großmama, und auch unseren Garten, den sie sehr niedlich fand, und uns zur Anschaffung von Bäumen und Sträuchern drei Thaler schenkte. Nun haben wir auch eine Gartenkasse, die uns gänzlich fehlte.

Carrikaturen zeichne ich ganz leidlich und gebe ebenso leidlich Aehnlichkeiten wieder. Das Bild des Vagabonden steht lebendig vor mir; es ist fest beschlossen, ich zeichne den Kerl und rahme ihn ein. Marie war bei mir auf meinem Zimmer und erwiederte ganz erstaunt, als ich es ihr mittheilte: „Das wird ein garstiges Bild, wozu doch?“ — „Ich zeichne ihn und gebe das Bild an Christian als Warnung.“ „An Christian — da frage ich wieder, wozu? behalt' es doch selber.“ Kaum hatte die theure Marie diesen guten Rath gegeben, als sie außerhalb der Thüre stand uud diese geschlossen und verschlossen ward. Sie heulte jämmerlich, aber ich blieb ungerührt. „Marie, wenn Du nicht augenblicklich gehst, trage ich Dich die ganze Treppe hinunter.“ Das half auf der Stelle und ändern konnte ich es nicht, sie darf doch nicht anzüglich gegen ihren älteren Bruder sein.

Otto.

Achtundzwanzigster Sonntag.

Heute ist die liebe Großmama wieder abgereist; das war eine kurze Freude, aber doch so lieb! Großmama fuhr mit uns zur Kirche, ließ dahin ihren Reisewagen nachkommen, und fuhr nach dem Gottesdienste fort. Mama fürchtete, es werde Großmama zu sehr angreifen, aber sie entgegnete: „Im Gegentheil, ich will mir eine Stärkung mit auf den Weg nehmen. Hört nur zu, Ihr lieben Kinder, ich will Euch einen hübschen Vers lehren:

„Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh' ohne Steuer nicht zur See,
Geh' ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus Deinem Hause fort."

„Ach!" rief Wilhelm, „der Vers ist von Rückert." Großmama nickte freundlich. „Also kennst Du ihn? Nun, da ist das Behalten und das Daran-sich-halten schon leichter."

Tante Susanne sprach viel mit Großmama darüber, daß sie gründlich kochen lernen wolle, denn sie könne nicht verschmerzen, daß ihr bei Gelegenheit eines Kirschkuchens mit Rahmguß vorgeworfen worden, daß sie nur leichtsinnig durch die Küche gelaufen sei. „Ueberdies," sagte sie, „kann ich nicht leiden, daß die arbeitende Klasse uns Andere für Wesen hält, die nichts schaffen können und nichts schaffen mögen. — Ich kann versichern, daß ich niemals ganz müßig bin, und wäre es die Aufgabe meines Lebens, mir meinen Unterhalt durch Graben oder irgend andere Arbeit erwerben zu müssen, so würde ich das getrost thun, so weit meine Kräfte reichten. Was ich jedoch in meiner Lage in Anwendung bringen kann, will ich Alles erlernen, wenn Du es erlaubst."

Großmama willigte ein und schenkte Tanten Geld zu Küchenschürzen: „denn die Ausgabe könnte Deine Geldangelegenheiten wohl in Unordnung bringen," sagte sie lächelnd. „Ach, Mama, die sind niemals glänzend!" „Das

höre ich ungern, Du hast gar nicht wenig, Susanne. Zeige mir Dein Rechnungsbuch."

Tante brachte es, und Großmama mußte wohl Manches darin finden, was ihr gefiel, denn sie küßte Tante Susanne und streichelte ihre Wangen, doch aber sagte sie: „Du mußt Deine Ausgaben besser berechnen nach der Zeit, wo wieder Einnahme kommt; es ist sehr übel, wenn man zeitenweise gar kein Geld hat. Nun, ich will sehen, ob ich Deine Finanzen wieder in Ordnung bringen kann. Das Jahr soll diesmal fünf Quartale für Dich haben, und hier ist das fünfte."

Tante sprang und tanzte im Zimmer umher: „O," rief sie „nun will ich ein Muster von Ordnung werden!" „Darauf rechne ich fest," entgegnete Großmama, „aber nun will ich Euch erzählen, wie es mir erging, als ich meine Küchenstudien machte. Ich war damals sechszehn Jahre alt, und auf Monate zum Besuch bei meiner Großmutter; sie war eine reiche Frau und hielt einen Koch. Ich war damals ein zierliches Fräulein, aber dennoch begehrte meine Großmutter, daß ich kochen lernen solle. Es wurden feine Batistschürzen für mich genäht, und der Koch davon in

Kenntniß gesetzt, daß ich bei ihm Unterricht in der Kochkunst zu nehmen wünsche.

Der große Tag erschien; ich sehe mich noch in einem rosa Jaconet-Kleide, mit schneeweißer Schürze. Ich dachte mir, was Alle für Augen machen würden, wenn das Fräulein in die Küche käme. Die Mädchen ließen in der That einen Augenblick ihre Arbeit ruhen, der Koch grüßte höflich. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, zuzusehen, wie ein Kuchen oder Backwerk angerührt werde, wie man Früchte oder Gelée's in Zucker bereite, höchstens war ich gesonnen, gelegentlich eine Citrone oder Orange zu schälen. — „Kann ich schon etwas sehen?" fragte ich. „Noch nicht, es ist für das Backwerk noch zu früh; wollen gnädiges Fräulein so gut sein, bis zu der Zeit diese kleinen Vögel zu rupfen?" Und damit schob er mir die Leipziger Lerchen hin, welche meine Großmutter eben zum Geschenk erhalten. Ich war versteinert und zweifelhaft, was ich thun solle, aber meine Großmutter war eine sehr ernste Frau, und ich dachte, sie habe Alles mit dem Koche verabredet. — Ich mußte nun demüthig um Anweisung bitten, und war Anfangs sehr ungeschickt; da flogen mir die kleinen Federn ins

Gesicht und in die Haare, das war ich nicht gewöhnt; es war ein trostloser Zustand. Nach drei Stunden durfte ich gehen, und ging zu der Großmama, ihr zu berichten. „Das sage ich immer," entgegnete diese, „Keßler ist ein durch und durch vernünftiger Mensch, bei dem wirst Du etwas lernen; ich freue mich recht auf die kleinen Vögel, welche meine Charlotte gerupft hat."

Als diese auf der Tafel erschienen, war mir doch ganz eigen zu Muthe; zum ersten Mal im Leben hatte ich in der Küche Hand angelegt. Die Großmama nahm zwei kleine Lerchen, betrachtete sie von allen Seiten und sagte: „Sehr gut gerupft, und das ist nicht ganz leicht." Ich war stolz, meine Brust hob sich freudig; später erschien das Backwerk, welches ich mit hatte rühren müssen, und davon aß ich mit solcher Befriedigung, daß es hieß: „Die Kuchen sollen für Fräulein Charlotte bewahrt werden, sie ißt sie so gern." Seht, wenn Ihr zu mir kommt, da sagt Ihr oft, daß bei mir Alles so gut und wohlschmeckend sei, das aber kommt daher, daß Eure Großmama recht ernstlich durch die Wissenschaft der Kochkunst gegangen ist; sie weiß, wie es angefangen werden muß, und kann es Anderen

lehren. Mich freut, daß meine Susanne so gute Vorsätze hat, und höre, liebe Tochter, sind eben keine Leipziger Lerchen vorhanden, so rupfe Du geduldig ein altes Huhn oder eine Gans."

Heute, heute kommt Papa, und ich habe eine Ehrenpforte für ihn — nur für ihn aufgebaut — ist ihm, glaube ich, noch nicht vorgekommen. O, was ist es für ein Spaß! Keiner ist hindurch gegangen, seit sie fertig ist; das sagte ich gleich: „Christian, Du darfst nicht hindurch gehen, das thut Papa zuerst." Wenn wir Beide in den Garten wollen, müssen wir von der Seite hinein springen; Christian ist auf eine kleine Trittleiter gestiegen und hat die Blumen an der Pforte mit der Gießkanne besprengt, damit sie frisch bleiben. Er ist so vernünftig und ein Vagabonde wird er nicht; weshalb Otto das nur denken kann, das verstehe ich nicht. Man ist doch nicht gleich ein Vagabonde, wenn auch die Kleider aus Altersschwäche Risse und Löcher bekommen; ich muß mich doch seiner annehmen.

Marie.

Neunundzwanzigſter Sonntag.

Papa kam am verfloſſenen Sonntag ganz unerwartet zu Mittag. Mama eilte ihm entgegen und rief lachend: „Das iſt viel zu früh; ich habe gar kein ſchönes Mittageſſen." „Schadet nicht," entgegnete Papa, „die Freude wird mich ſättigen." Gegen Abend gingen wir Alle mit ihm in den Garten, und Marie führte Papa triumphirend zu der Ehrenpforte: „Die iſt für Dich!" ſagte ſie und ſprang vor Vergnügen umher. Papa zog ſein Tuch aus der Taſche, breitete es auf den Boden und rutſchte auf dieſe Weiſe unter dem Bogen durch. Marie ſah erſtaunt zu. „Ach," ſagte ſie und machte große Augen, „der Bogen iſt wohl zu niedrig? Nun brachen wir Alle in lautes Lachen aus; Papa aber küßte Marie und ſagte: „Es iſt mir ein wenig

sauer geworden, das kann ich nicht leugnen, aber eine solche Ehre ist mir auch noch niemals zu Theil geworden, und ich danke schön." Marie war ein wenig beschämt, aber doch sehr vergnügt; sie stieß Otto und mich heimlich mit den Ellenbogen und sagte: „Ihr großen Jungen habt gut lachen, Ihr habt nichts für Papa's Empfang gethan, ich habe mir doch wenigstens Mühe gegeben."

Als Papa hörte, daß Christian den Aufbau der Pforte mit vollführt, schenkte er diesem einen Thaler in seinen Spartopf. Der Jahrmarkt in N. war heran gekommen: Otto und ich hatten kein Wort mit einander darüber geredet, aber wir sahen uns mitunter an und verstanden uns. Am Vorabend des Marktes sagte Papa: „Wilhelm, sage, daß Heinrich morgen um 8 Uhr vor der Thüre halten soll; er soll vier Pferde nehmen und den offenen Wagen, denn Ihr wollt sicherlich Alle gerne zu Markte. Sie doch auch?" und die Frage galt Tante Susannen. Tante warf uns einen kläglichen Blick zu und sagte: „Sehr gerne." Jetzt ward Herr Reward befragt und gab ebenfalls eine zustimmende Antwort. Tante flüsterte mir zu: „Ach! ach! wenn wir Den nur nicht verlieren." Papa

hörte es, und machte eine scherzhaft drohende Bewegung gegen Tante.

Als ich am folgenden Morgen von Mama Abschied nahm, sah sie mir so tief, so tief in die Augen, als ob sie sagen wolle: „Verstehst Du Deine Mama auch? Siehst Du es ein, daß sie nur zu Deinem Besten beharrlich ist?" — Ich küßte Mama's liebe Hand noch viel öfter, viel zärtlicher als sonst wohl. Herr Reward ließ so lange auf sich warten, daß wir erst um 9 Uhr fortkamen. Papa sagte lächelnd zu Tante: „Bringen Sie nur Alle wohlbehalten wieder mit." Tante Susanne zuckte die Achseln und erwiederte: „Ich übernehme keine Verpflichtung."

Während des Weges waren wir sehr lustig; überall auf den Straßen sah man geputzte Leute, welche der Stadt zuwanderten. Ein paar kleine Kinder, welche müde geworden waren, nahmen wir im Wagen auf. Weil Heinrich mit vier Pferden fuhr, sagte er nichts dagegen, und sie wogen auch sicherlich nicht schwer. Tante ließ sich Alles erzählen, wie sie hießen, wie alt sie wären und was sie kaufen wollten? — Die Antwort lautete: „Semmeln." „Keine Zuckerpuppen? — Keine Brezeln?" Die beiden

Knaben antworteten nicht; der Eine öffnete jedoch seine fest geschlossene Hand ein wenig und ließ die darin enthaltenen drei Pfennige sehen. Das war auch eine Antwort. Sie gingen übrigens ganz auf eigene Hand; Vater und Mutter waren schon seit früh Morgens in der Stadt, um Gemüse und Hühner zu verkaufen! die Kleinen hatten sich Zeit gelassen.

Als wir ausstiegen, faßte Herr Reward die Knaben an der Hand und sagte, daß er mit ihnen auf den Markt gehen wolle. Otto und ich folgten, Tante und Marie gleichfalls in einiger Entfernung. Herr Reward ging mit den Kindern zu Brod- und Kuchenbuden und beschenkte sie sehr reichlich; darauf schenkte er Jedem eine kleine Flöte und eine Schachtel mit allerlei Spielzeug. Otto und ich gingen schweigend nebenher; es rührte uns, Herrn Reward handeln zu sehen, wie einen anderen Menschen auch. Otto flüsterte mir zu: „Heute fällt es Herrn Reward gewiß ein, daß er auch einmal ein Kind gewesen und selbst noch jung ist; ich wollte, er hätte heute einmal einen rechten Spaß!"

Der gute Wunsch fand augenblicklich seine Belohnung.

Herr Reward blickte nach uns um und fragte: „Wollt Ihr nichts kaufen?“ Wir verneinten es. „Weshalb nicht?“ — „Wir haben kein Geld.“ Herr Reward schwieg, kaufte jedoch in der nächsten Bude sehr schöne Kuchen, welche er uns schenkte; auch Tante und Marie brachte er sehr freundlich von den besten Kuchen. Marie war überglücklich: Tante flüsterte mir zu: „Das ist Alles sehr schön, aber Herr Reward glaubt nun sicherlich, daß ich ein eben so armer Teufel bin wie Ihr. Beiläufig gesagt, solche Ausdrücke dürft Ihr nicht gebrauchen, das darf ich nur.“

Marie hatte in ihren Kuchen eingebissen, als sie mit einem Male ganz bedenklich ward. „Liebe Tante, darf ich den Kuchen aufessen? Mama wollte ja eigentlich nicht, daß wir einen Spaß haben sollten.“ „Mama wollte nicht, daß Ihr Geld haben solltet, einfältiges Kind, aber sie begehrt nicht, daß wir Alle todthungern sollen. Wäre das der Fall, so wäre ich wenigstens nicht mitgefahren.“ Tante kaufte Mancherlei ein, theils im Auftrag von Mama, theils für sich, Geschenke für die Pastorenkinder, für die Leute im Hause und für Christian. Wir mußten Alles tragen, und Jedem gab sie, was sich am wenigsten für ihn schickte.

Ich mußte Tücher, Bänder und eine Haube für die Haushälterin tragen, Marie dagegen eine Pfeife für den alten Gartenknecht, einen Stock für Christian u. s. w. Herr Reward hatte sich von uns getrennt, und Tante ersuchte ihn, sich um fünf Uhr in dem Gasthofe einzufinden, weil wir dann fahren müßten. Nachdem die Einkäufe besorgt waren, ließ Tante dort ein warmes Frühstück für uns anrichten, und nachdem wir dies genossen, gingen wir in der Stadt und in den Spaziergängen umher; überall tönte Musik, überall sah man geputzte und oft auch fröhliche Menschen.

Wir fanden uns pünktlich in dem Gasthofe ein, und auch Herr Reward war vor fünf Uhr dort. Es fiel uns auf, daß er ungewöhnlich blaß aussah. Tante fragte: „Ist Ihnen nicht wohl?" „Nein," entgegnete er, „mir ist ganz jämmerlich zu Sinne." Tante hieß mich ein Glas frisches Wasser holen; Herr Reward trank dies aus, und dann fuhren wir fort. Während des Weges ward er immer bleicher; Tante befürchtete, er werde eine Ohnmacht bekommen, und bot ihm Eau de Cologne, welches jedoch ohne Erfolg angewandt ward. Plötzlich schien Tanten ein Licht

aufzugehen: „Haben Sie bei Ihren Bekannten zu Mittag gegessen?“ fragte sie. „Nein.“ „Ueberhaupt nicht gegessen seit unserer Abfahrt?“ Er besann sich ein wenig: „Nein, ich habe es vergessen, und besinne mich jetzt, daß ich auch zu Hause nicht gefrühstückt habe.“ Tante Susanne lächelte: „Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen mit Ihren eigenen Wohlthaten das Leben rette.“ Damit bot sie Herrn Reward von dem Kuchen, welchen er ihr gebracht und der sich in ihrer Reisetasche befand. Herr Reward aß Anfangs wie ein Kranker, erholte sich aber sichtlich, lachte zuletzt und sagte: „Ach, wir Gelehrte sind doch traurige Subjecte! Das Leben wird mit uns fertig, aber wir verstehen nicht, mit dem Leben fertig zu werden.“ Tante Susanne sprach noch längere Zeit freundlich mit Herrn Reward, und als wir zu Hause anlangten, sagte sie zu Papa: „Ich habe meine Aufgabe erfüllt, es fehlt kein einzig Haupt.“

Papa war sehr betrübt, daß Großmama seine Rückkehr nicht hatte abwarten können, denn er liebt sie sehr. „Mußte es denn sein? konnte Mama denn meine Ankunft nicht abwarten?“ fragte er wieder und wieder, und empfing stets die Versicherung, daß es um mancher Umstände willen

unmöglich gewesen sei. — Großmama hat vom ersten Nachtquartier aus geschrieben, und ein Päckchen mit Nürnberger Kuchen für Papa geschickt, weil es die einzigen Kuchen sind, welche er gerne ißt. Papa freute sich wahrhaft darüber, als sie jedoch Abends beim Thee erschienen und er sie gekostet, tadelte er sie sehr, aß aber während des Tadelns ein Stück nach dem anderen. Mama lachte herzlich und sagte: „Es ist mir wirklich außerordentlich lieb, daß die Kuchen nicht nach Deinem Sinn sind, denn sonst könntest Du zu viel davon essen.“ Papa entgegnete lächelnd: „Da sie einmal da sind, müssen sie doch jeden Abend erscheinen; laß sie recht sorglich bewahren.“ Wir bekamen auch Alle davon und fanden sie wunderschön.

Wilhelm.

Dreißigster Sonntag.

Wilhelm hat vom Jahrmarkt erzählt, aber vergessen zu berichten, daß ein Abendessen für uns zugerichtet war, und daß Herr Reward sich während desselben ganz erholte. Papa drang darauf, daß Herr Reward ein Glas Madeira trinken mußte, und diese Sorge für ihn schien ihn sehr zu rühren, denn er sah lange vor sich hin mit Thränen in den Augen. Mama sprach am folgenden Morgen noch mit mir über den Markt: „Die ganze Sache," sagte sie, „ist eigentlich nicht der Mühe werth, darüber zu reden, denn wer kein Geld hat, kann für sein Vergnügen nichts ausgeben, aber ich möchte so gern, daß Du so recht von der Nothwendigkeit durchdrungen würdest, einmal in aller Beziehung ein ordentlicher Mensch sein zu wollen. Wer das ernstlich will, muß früh anfangen. Der Apostel

sagt: Der Herr, unser Gott, ist kein Gott der Unordnung, und welch ein tief wahrer Ausspruch ist das! Daran denke nur oft, Du herzlieber Knabe. Glücklich sind die, welchen man statt aller Ermahnung ein einfaches Bibelwort sagen kann, worin sich enthalten findet, was ihnen Noth thut, denn es wird tiefere Wurzel schlagen, wie manches andere Wort."

Montag. An dem Tage erfuhren wir, daß zwei kleine Lithauer sich für uns auf dem Wege hierher befinden. Papa sagt, allerliebste kleine Pferde, beide braun ohne Abzeichen, und so gleich von Größe, daß sie zugleich ein kleines hübsches Gespann abgeben würden. Das ist doch ein ungeheuer großer Spaß! Um Marie zu entschädigen, schenkten wir ihr beide Esel, und das machte ihr sehr viel Freude. Sie fuhr noch an demselben Abend allein, nur in Begleitung ihrer Puppen, spazieren, freilich nur in den Alleen am Hofe, und Christian, der schon frei hatte, mußte hinter ihr sitzen, wie sie wohl gesehen hat, daß die vornehmen Kutscher es mit ihren Bedienten halten. Als ich dies bemerkte, ward sie sehr ungehalten, und erwiederte: „Er ist mein Pflegesohn und nicht mein

Bediente, und fährt nur zu meinem Schutze mit, Mama hat es gewollt."

Dienstag. Der Monat war zu Ende, und Papa gab uns unser Taschengeld. Als ich es nahm, sagte ich: „Das fällt auf einen heißen Stein." Papa entgegnete lächelnd: „Höre, lieber Sohn, ich glaube, daß Du ein Stein bist, der viele Tropfen einsaugen könnte, aber laß es sachte angehen, wer wenig bedarf, ist ohne Frage glücklicher, als derjenige, der viel gebraucht und, was doch leicht einmal auch Dein Fall sein könnte, wenig hat." Papa fragte dann, ob wir Schulden hätten? Das konnten wir glücklicherweise verneinen.

Mittwoch große Revüe gehalten über Stiefel, Schuhe, Handschuhe, Bürsten, Kämme, Seife, Papier, Bleifedern, Messer und Federn. Alle Invaliden wurden entweder in Ruhestand oder auf Wartegeld gesetzt, d. h. bei Seite gelegt, bis einmal die Noth am höchsten ist, dann hat auch das Schlechte noch seinen Werth. — Wilhelm und ich überlegten gemeinschaftlich, was wir würden neu anschaffen, was repariren lassen müssen, und theilten nach dieser Uebersicht unsere Kasse ein. Wir wollen von

jetzt an jeden Monat etwas Geld an Mama geben zu zukünftigen Ausgaben für Christian, damit, wenn er einmal in die Lehre kommt und mehr kostet, doch ein Nothschilling vorhanden ist. Wenn nur der Schuster nicht wäre mit seinen ellenlangen Rechnungen!

„Paar Stiepeln besohlt,
„Paar Stiepeln vorgeschuht,
„Paar neue Stiepeln für jungen Herrn Otto.“

So geht das in alle Ewigkeit fort, und macht ihn reich und mich arm, und obendrein muß ich mich schämen, einen Schuster zu haben, der nicht einmal richtig deutsch schreibt und in einer kleinen Winkelgasse wohnt. Die Wahrheit zu sagen, habe ich ihn genommen, weil er den Ruf hat, sehr wohlfeil zu sein. —

Donnerstag. Ein Brief von Herrn Flohr! Da ist er, ich schreibe ihn so gern ab. „Theurer Otto! Ich habe Deinen Brief mit einem Gefühle empfangen, mit welchem man sicherlich in der Wüste ein grünes Blatt gewahrt, oder besser noch, einen sprudelnden Quell. Ich lechzte, gleich einem Verschmachtenden, nach Nachricht aus dem, was der Mensch gewöhnlich Heimath nennt und was eigentlich

nur einen kleinen Punkt des Vaterlandes, eine Stadt, einen besonderen Bezirk bedeutet. — Seit acht Tagen haben wir im Umkreise unseres letzten Quartiers ein Lager bezogen. Unteroffizier Flohr, denn bis so weit bin ich avancirt, wohnt in einer Erdhütte; aber unser Lager ist ein trauriges, dem äußeren Anblicke nach, da hier grüne Büsche und Bäumchen fehlen, demselben ein heiteres Aussehen zu verleihen. Dessen ungeachtet geht es ganz fröhlich her; wo so viele junge Leute mit und bei einander sind, findet sich leicht Anlaß zu Scherz und Fröhlichkeit. Unser angenehmster militairischer Zeitvertreib besteht im Scheibenschießen, worin Einer den Andern zu übertreffen sucht. Auch darin zeigt sich die Verschiedenheit menschlicher Anlagen! Während Einige, nicht mehr geübt, wie ihre Kameraden, mit einer Sicherheit schießen, als ob sie niemals Anderes getrieben hätten, schießen Andere so grenzenlos schlecht, daß man nur darüber lachen kann. Unser alter Oberst schießt wunderbar gut, und es macht ihm Spaß, darin alle jüngeren Leute zu übertreffen. Für die Soldaten setzt er Geldpreise aus, damit der beste Schütze neben

dem Ruhm auch einen Spaß habe, für die Unteroffiziere eine Anweisung auf ein Buch oder einen Kupferstich. —

Wir haben uns einen Brunnen graben müssen, der glücklicherweise gutes Wasser enthält. Die gelieferten Lebensmittel sind leidlich gut, aber die Zubereitung derselben ist sehr verschieden, zum Theil, glaube ich, recht schlecht, auch wiederum nach dem Talente der Betheiligten. Mein Bursche kocht für mich und für sechs Andere, welche ihm ihre Vorräthe abliefern, und dann mit mir zusammen essen, was für sie und für mich angenehmer ist.

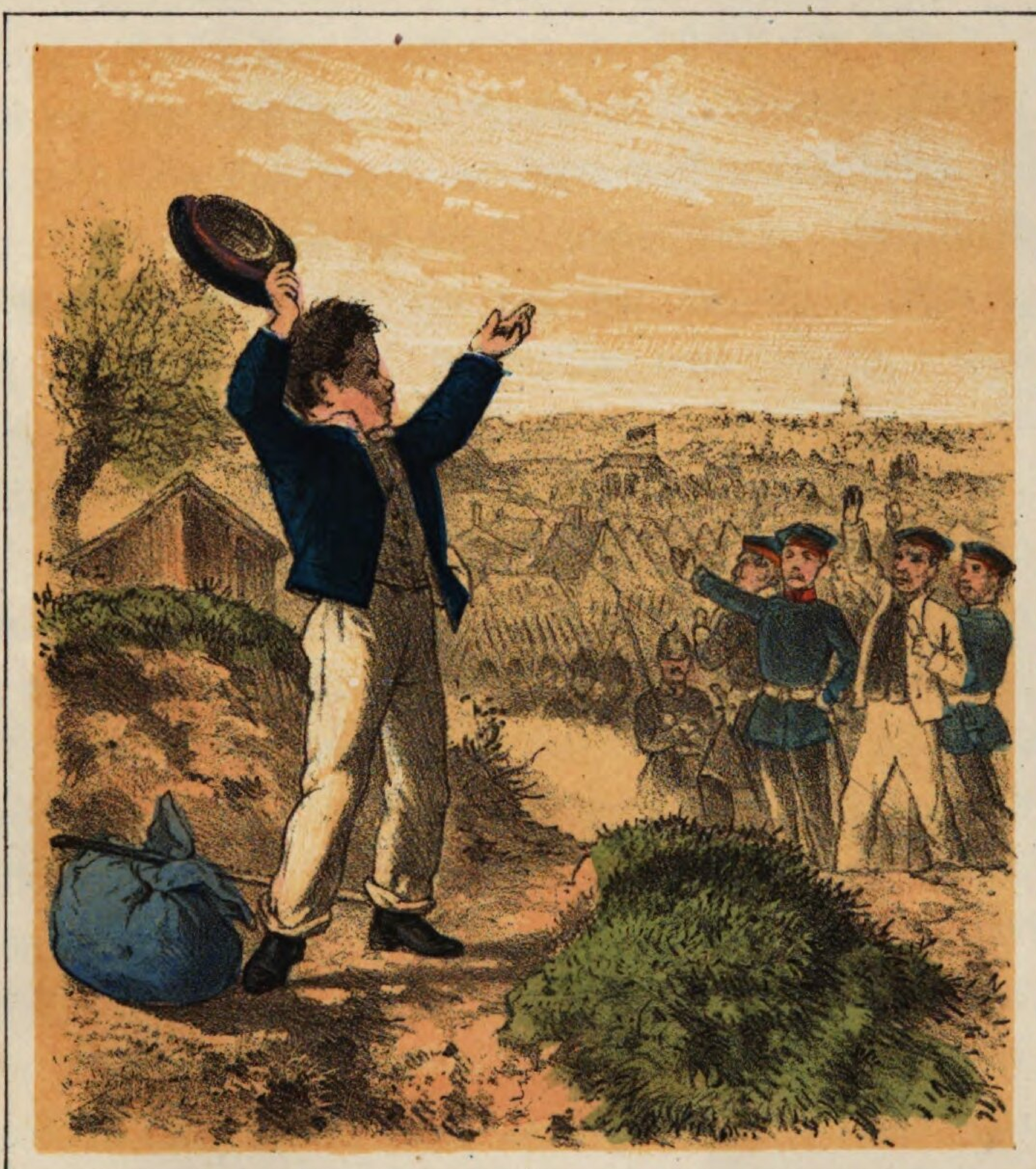
Es giebt in Wahrheit keine Lebenslage, die man nicht sich und Anderen angenehmer machen könnte, als sie dies ursprünglich ist.

Vor einigen Tagen hatte die Compagnie, bei welcher ich stehe, einen großen Spaß. Ich fand die Leute an der äußersten Spitze des Lagers beisammen stehen, während Einer in seiner Feldmütze Geld von ihnen einsammelte. Auf mein Befragen hieß es, ihnen sei ein Knabe zugelaufen, der sie um Brod angesprochen, es sei eine Waise und von den Armenvorstehern bei armen Leuten in die

Kost gegeben, welche ihm zu essen gäben, wenn sie selber hätten; an dem Tage aber hätten sie nichts gehabt und ihm daher gerathen, sich sein Mittagsessen zu erbitten, wo er eben wolle. Der Knabe ward nun vorgeführt; es war ein hübscher, in Lumpen gekleideter Junge, mit einem Gesichte voll bescheidener Offenheit. Die Leute legten zusammen zu einer neuen Bekleidung für den Knaben und baten mich, ein gutes Wort bei dem Hauptmann einzulegen, damit Einige unter ihnen, welche ihrer Profession nach Schuster und Schneider sind, in die nächste Stadt dürften, alles Erforderliche einzukaufen. Dieser ging zufällig vorüber, billigte den Plan, und warf einen Thaler in die Mütze des Sammelnden.

Aber die Unglücklichen, welche nun zur Stadt gingen! Jeder hatte ein Anliegen, und sie liefen zuletzt lachend davon, um weiteren Aufträgen zu entgehen.

Der Knabe mußte nach Hause gehen, um anzuzeigen, daß er einige Tage abwesend sein werde. Er ward vom Kopf bis zu den Schuhen auf allerliebste Weise gekleidet; Strümpfe waren gekauft, alles Andere fertigten die braven Burschen mit unermüdetem Eifer an; auch eine kleine



Mütze ward nicht vergessen. Als die Kleidung fertig war, ward der Knabe dem Hauptmann vorgestellt, der sich liebreich mit ihm unterhielt und ihm einen Katechismus schenkte, den er für ihn aus der Stadt hatte mitkommen lassen. — Lebensmittel, so viele der Knabe tragen konnte, wurden in Tücher gebunden und ihm mit auf den Weg gegeben; jede Kochmannschaft gab bereitwillig dazu von ihren Vorräthen her. — Als der Junge ging, riefen sie ihm ein lautes Hurrah! nach; der kleine Bursche legte sein Bündel auf den Boden und schwenkte seinerseits die Mütze über den Kopf. Die Leute riefen ihm nach, wiederzukommen, so oft er Hunger habe. —

Die kleine Begebenheit that Allen wohl; die Leute meinten, wenn sie in der Garnison eben Alle so bei einander wären, wie jetzt im Felde, würden sie den Knaben behalten und für ihn gesorgt haben. „Wir alle könnten doch wohl einen Jungen mit durchschleppen!“ meinten sie lachend.

Nun zu Deinem Briefe. Er hat mir Freude gemacht in aller Weise, denn er zeigt mir, wie Dein Herz sich durcharbeitet, wie Du mehr und mehr Herrn Reward Gerechtigkeit widerfahren lässest, und einsiehst, daß er ein

gewissenhafter und sehr gutherziger Mann ist. Daß er Dich zur Thüre hinausgesetzt hat, freut mich außerordentlich; ich hoffe, er wird es thun, so oft der Anlaß dazu sich darbietet. Du mußt so lange in Respect gehalten werden, bis Du Deine Leidenschaften beherrschen lernst. Ein so innerlich stolzes Herz, wie Du es hast, müßte in dieser Beziehung schon geförderter sein. —

Das Reisebesteck, welches Deine verehrte Großmama mir gesandt, ist mir aus ihren gesegneten Händen ein unendlich theurer Beweis des Wohlwollens. — Benutzen kann ich es in diesem Augenblicke nicht; es würde schlecht zu meiner ganzen Lage passen, aber bewahren will ich es wie einen Schatz, auf den ich oftmals mit dankbaren Gefühlen hinblicken werde. — Hätte mein Oberst dies schöne Geschenk gesehen, sicherlich würde er sagen: „Also meine Herren Grenadiere führen silberne Bestecke mit sich, während ihr armer Teufel von Oberst mit einer eisernen Gabel ißt?“

Lebe wohl, theurer Otto, Du kennst alle Ergebenheit und Liebe, welche mein Herz Deiner Umgebung bewahrt; sprich sie ihnen in diesem Sinne aus. Lebe wohl, Gott behüte Euch Alle. F.“

Freitag. Ruhig verlebter Tag ohne besondere Ereignisse. Zwei Kühe fielen in den Graben und wurden mühsam aber glücklich wieder hervorgezogen.

Sonnabend. Mama hielt an dem Tage unerwartet Haussuchung, wie sie es nennt. Alle Schiebladen mußten geöffnet, alle Kämme, Bürsten u. s. w. vorgezeigt werden. Im Allgemeinen fiel die Revüe befriedigend aus, und wir wurden mehr belobt als getadelt. Mama sah auch die Bücherschränke nach und bemerkte, daß verschiedene Bücher fehlten; auf unsere Bemerkung, daß sie verliehen seien, sagte sie: „Zeigt mir, wo Ihr angemerkt habt, wer sie Euch abgeliehen." — Das war eine schlimme Geschichte, denn es war uns nicht eingefallen, dies anzuschreiben. Dafür bekamen wir einen Strich im Ordnungsbuche, und vier Striche bedeuten einen Groschen, den wir in die Armenkasse zu legen haben. Diese Art der Wohlthätigkeit ist mir recht gründlich zuwider, sie steht auf gleicher Stufe mit den Soldaten, welche man gezwungene Freiwillige nennt. Wir sind die gezwungenen Wohlthätigen. Ich machte eine kleine Bemerkung darüber, und Mama entgegnete: „Es ist mir sehr lieb, daß Dir das so fatal ist, denn das

läßt mich hoffen, daß Du solche Notizen unnöthig machen wirst.“ —

Mama hat Recht, wie immer — das Nichtanschreiben ist eine große Nachlässigkeit; der Pastor hatte uns überdies gewarnt. „Hütet Euch, Bücher auszuleihen, ohne den Namen des Leihenden, das Jahr, Monat und Datum zu notiren. Ein Bekannter lieh, als wir Beide Studiosen waren, ein nicht unwichtiges Buch von mir; Jahre vergingen; ich bekam dasselbe, obgleich ich darum anhielt, nicht zurück. Endlich waren auf diese Weise sieben Jahre verstrichen; ich schickte ihm wohl versiegelt ein Blatt, auf welchem mit großen Zahlen und Buchstaben sein Name, Jahr, Monat, Datum standen, wo das Verleihen statt hatte. Buch und Antwort erfolgten nun umgehend!

Sonntag. Heute kommen die Lithauer! Wilhelm und ich zittern vor Freude. Sie kommen mit Sattel und Zeug; wir wollen ihnen am Nachmittage im Eselwagen entgegenfahren, und dann gleich auffitzen und nach Hause reiten. Dreimal Hurrah für die Lithauer!

Otto.

Einunddreißigster Sonntag.

Die Brüder fuhren letzthin ihren Pferden vergeblich entgegen, denn diese langten erst in der Nacht hier an. Ich hatte ihnen meine Esel zu der Fahrt geliehen, denn die gehören jetzt mir. Die kleinen Pferde sind allerliebst, und so munter und rasch. Wilhelm sollte, als der Aeltere, die Wahl zwischen den Pferden haben, aber er ließ das Loos entscheiden; Papa meint, Otto habe das muthigste Pferdchen bekommen, und damit ist er gewiß sehr zufrieden. Die Brüder haben täglich Unterricht im Reiten bei dem alten Heinrich, der früher Bereiter war, und sehr strenge ist, denn Otto möchte eigentlich am liebsten toll und wild feldein reiten. Papa will das aber durchaus nicht, und sagt, Otto soll seine gute Anlagen, ein vortrefflicher Reiter zu werden, mit Geduld ausbilden.

Hier in der Nähe ist ein großes Unglück geschehen; das Dorf Neuendorf ist fast gänzlich abgebrannt. Es war während der Nacht, und man konnte das Feuer hier ganz deutlich gewahren. Der Himmel war ganz geröthet; bald sank das Feuer, bald schlug es wieder hoch empor. Wir gingen ängstlich umher und beklagten die armen Bewohner, während Papa mit seinen Leuten sich nach dem Dorfe begeben hatte, löschen zu helfen. Er kehrte erst gegen den Morgen zurück, und nun wurde sogleich ein Wagen mit Betten, Kleidungsstücken und Lebensmitteln bepackt und nach dem Dorfe abgeschickt. Herr Reward gab auch von seinen Kleidern her, und Papa sagte uns später, er habe ihn ersucht, den armen Abgebrannten ein Quartal seines Gehalts zu geben, was man wohl eine ausgezeichnete Großmuth nennen könne. — Otto, Wilhelm und ich gaben her, was wir zu unserem Vergnügen bestimmt hatten, aber das war nicht viel.

Tante Susanne lernt jetzt eifrig kochen; besonderen Spaß hat sie am Einkochen von Früchten, und setzt jedesmal, wenn dies geschieht, ein kleines Töpfchen für mich bei Seite. „Du hast doch auch einen Hausstand," sagt Tante;

„alle Deine Puppenkinder essen zwar nicht, aber die kleinen Mädchen, welche Dich besuchen, um mit jenen zu spielen, werden so gute Dinge nicht verschmähen. Stelle nun Alles ordentlich in Dein Schränkchen und bewahre es bis zu gelegener Zeit. Ist dann einmal ein großes Fest, so backe ich kleine Schichtkuchen, Du legst eingemachte Früchte dazwischen, und hast eine prächtige Wienertorte, welche wir dann gemeinschaftlich aufputzen, mit einem rosa Zuckerguß, buntem Streuzucker und einem Kranz von Citronat." Ich war so vergnügt, daß ich Tantens Küchenschürze küßte, denn in der einen Hand hielt sie eine silberne Schaumkelle, und in der andern das mir bestimmte Töpfchen. Kochen will ich später gewiß lernen, das ist zu hübsch! — Jetzt habe ich keine Zeit mehr, ich soll für Tante Kochrecepte abschreiben.

Marie.

Zweiunddreizigster Sonntag.

In der verflossenen Woche hatten wir einen großen Spaß. Einige Meilen von hier wohnt ein alter Musikant, der schon über siebzig Jahre alt ist, aber mit seiner Violine noch rüstig von Dorf zu Dorf wandert, um sich seinen Unterhalt zu erwerben. Er hat schneeweißes Haar und ein so gutes, freundliches Gesicht; alle Welt hat ihn gern.

Am vorigen Donnerstag, als wir eben unser zweites Frühstück bekamen, stürzte Marie ins Zimmer: „Mama, Mama, der alte Musikant ist da! Nun darf er doch spielen, nicht wahr, liebe Mama? O, wie will ich tanzen!" Mama nickte lächelnd, und wir liefen alle hinunter, denn wenn der Alte einmal kommt, spielt er stets in der großen Ge-

sindestube neben der Küche. Wir hatten ihn in einem Jahre nicht gesehen und fanden ihn gar nicht verändert; auch denselben Anzug behält er bei, eine Jacke mit großen Knöpfen, kurze Beinkleider und Schuhe und Strümpfe. Unsere Freude und die Freude der Leute über seine Ankunft machte ihn sehr glücklich. Die Haushälterin brachte ihm allerlei Erfrischungen, und er nickte lächelnd dazu, nahm aber doch zuerst seine Violine zur Hand und spielte ein lustiges Stückchen. Tante Susanne erschien jetzt, und von allen Seiten kamen Leute herbei. Wir baten den Alten, zuvor etwas zu genießen und dann recht munter zu spielen.

Nicht lange, so war der Tanz im schönsten Schwunge; der alte Musikant sah so glücklich zu seinem Spiele aus, als sei dies sein Probestück, und trat unablässig den Takt dazu. Die kleine, gute Marie lief fort, Herrn Reward zu benachrichtigen, kam jedoch ohne ihn zurück. „Der arme Herr Reward sagt, er könne nicht tanzen; das ist doch traurig! Ich sagte, ich wolle mit ihm tanzen, wenn er auch nicht könne, aber er wollte nicht.“

Mama, welche einen Augenblick herab kam, um den

Alten zu beschenken, sagte, Otto und ich müßten mit der Haushälterin tanzen, denn sonst werde diese es sehr übel empfinden. Darüber seufzten wir schwer, denn sie ist außerordentlich groß und stark, aber es mußte doch geschehen. Otto sagte: „Laß mich nur zuerst, dann bin ich frei.“ Er tanzte vor und rief dem Musikanten stets zu: „Schneller! schneller!“ Dadurch kam seine Tänzerin sehr bald außer Athem und mußte aufhören. Um es wieder gut zu machen, tanzte ich einen langsamen Walzer mit ihr, und die Haushälterin sagte hernach an Mama: „Es ist doch ein großer Unterschied zwischen den beiden jungen Herren, der Aelteste ist immer so sinnig!“ Tante Susanne sagte zu Otto: „Dein armer Bruder wird viel zu thun bekommen, wenn er alle Deine dummen Streiche wieder gut machen soll.“

Der kleine Gänsebube hatte sich in aller Eile gewaschen, gekämmt und eine andere Jacke angezogen und forderte Marie zum Tanze auf. Sie tanzte freilich mit ihm, fand sich aber mehr geehrt, wenn die großen Leute sie aufforderten, der Verwalter, Jäger und Gärtner. — Am Ende mußte der Tanz aufhören, weil jeder wieder an

sein Geschäft mußte, wir zu unserem Unterricht, die Leute an ihre Arbeit. Der alte Musikant hörte ungern auf; er betrachtete sein Instrument mit herzlichem Wohlgefallen und sagte: „Das ist doch zu hübsch, daß meine Violine die Leute so vergnügt macht! Seit fünfzig Jahren hat Keiner ein saures Gesicht gemacht, wo sie und ich uns blicken ließen."

Tante Susanne sagte hernach: „Die Worte des alten Mannes haben mich ganz bedenklich gemacht; wenn ich ein Knabe wäre, ich würde Musikant. In fünfzig Jahren kein sauer Gesicht gesehen, während fünfzig Jahren überall willkommen gewesen? — Ach, wenn mir das nur während eines einzigen Jahres begegnete, so wäre ich seelenvergnügt!" „Dir wird das so leicht nicht begegnen, Susanne," sagte Mama, „Du redest für Dich, während der alte Musikant größtentheils schweigt und seine Violine für sich reden läßt; auf solche Weise lebt man leichter mit der Welt in Frieden."

Otto und ich fanden einen solchen Lebenslauf freilich sehr hübsch, aber vagirende Musikanten möchten wir doch nicht sein, nicht so ewig gedankenlos aufspielen. Musik ist etwas so Wunderschönes; ein solches Spiel nenne ich gar

nicht Musik. O, wie hübsch kann es sein, wenn Mama spielt und Tante so tief und ernst dazu singt, oder auch so fröhlich und heiter.

Tante Susanne gedachte bei Tische mit Vergnügen eines hübschen Musikstückes „Spielmann's Lied." „Das hat mir ein Stückchen Herz gestohlen," sagte sie, „ich höre es so oft, wenn ich gar nicht daran gedacht habe." Zu unserer Verwunderung sagte Herr Reward, er kenne es auch sehr wohl und es habe auch ihn besonders angesprochen. Dann kam die Rede auf die Macht der Musik und Tante Susanne hob sehr entschieden hervor, daß sie die Violine allen übrigen musikalischen Instrumenten weit vorziehe und fragte dann lächelnd: ob wir wüßten, welcher Unterschied zwischen einem Baum und einer Violine bestehe? — Diese Aufgabe brachte uns Alle in Allarm, aber zu unserm abermaligen Erstaunen war es Herr Reward, der die Aufgabe richtig löste.

Vor einem Jahre saßen wir einmal Alle in der Hoflaube und hörten in der Ferne wunderhübsch singen. Der Gesang kam immer näher, und endlich hörten wir ganz deutlich folgenden Vers:

„Er hat mir's oft gesagt,
Wann ich ihn so geplagt
Du wirst noch einmal um mich weine!
Wenn ich ausgewandert bin,
Ganz weit ins Ausland hin,
Dann wirst Du weine, Du liebe Kleine."

Das war ein Vers aus Tantens Lieblingslied; sie trat aus der Laube heraus und gewahrte eine Gesellschaft wandernder Musici, welche sich die Erlaubniß erbaten, spielen zu dürfen. Unter ihnen war einer, welcher die Harfe sehr schön spielte; er hatte schwarzes Haar, einen schwarzen Bart und sah finster und unheimlich aus. Papa ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und erfuhr, daß er Offizier gewesen sei, und Schulden und eines Duells halber den Dienst habe verlassen müssen und, da er fast alle Instrumente spiele, sich aus Noth dieser umherziehenden Gesellschaft zugesellt habe. Papa beschenkte ihn noch insbesondere, obgleich das Gesicht dieses Mannes ihm kein Vertrauen einflößte. Diesen Lebenslauf konnte man doch zuverlässig einen abenteuerlichen nennen. Wie schade, daß ein Mann, der so wundervoll spielte, nicht ein gutes, offen-

herziges Gesicht hatte! Tante Susanne sagte: „Ich möchte ihm nicht im einsamen Walde begegnen, da würde ich mich gleich nach seinem Messer und seinen Pistolen umsehen.“ Und eigentlich hatte Tante Recht, er sah zum Fürchten aus.

Die Lithauer machen uns die größte Freude, und um so mehr, da Papa uns jetzt mitunter schickt. Letzthin mußten wir Briefe auf die Post besorgen, einmal dem Doctor eine Bestellung überbringen und vorgestern den Hofrath zum Essen einladen. Dieser bestand darauf, daß wir absitzen mußten, zeigte uns Haus und Garten, und gab uns in seinen Treibhäusern von den schönsten Früchten. Mir blutete das Herz, davon nicht an Mama und Tante Susanne mitbringen zu können, aber es ging nicht.

Otto und ich lesen jetzt Sonntags in den Büchern, welche wir der lieben Großmama verdanken. Es sind Gedichte, Reisebeschreibungen und Geschichtbücher. — Herr Reward läßt uns mitunter Gedichte hersagen und mit Gesticulationen begleiten; Otto und ich haben gar keine Liebhaberei dafür, aber es muß doch sein.

Wilhelm.

Dreiunddreißigster Sonntag.

Am vorigen Sonntag sprach ich gegen Papa den Wunsch aus, Forstmann werden zu wollen. Papa hörte mich ruhig an und wiederholte, was er mir schon früher gesagt, erst müsse ich mir tüchtige Schulkenntnisse erwerben, dann möge ich nach meiner Wahl entscheiden. „Du ergreifst, was Dich augenblicklich anspricht, mit großer Lebendigkeit," sagte er, „aber das Leben ist lang, und ein schöner Segen besteht darin, dem Berufe, welchem man sich gewidmet hat, mit Vorliebe anzuhangen; deßhalb besinne Dich wohl. Es war längst meine Absicht, daß Ihr lernen solltet, mit Schießgewehr umzugehen; meine lange Abwesenheit hat diesen Plan verschoben. Jetzt soll er ins Leben treten, und Ihr sollt bei dem Jäger nicht allein schießen, sondern

auch alle diejenige Vorsicht erlernen, welche in meinen Augen Gewissenssache ist. Er ist ein vortrefflicher Schütze und ein sehr ordentlicher Mann; Ihr könnt Euch keinen besseren Lehrmeister wünschen. Kleinere Gewehre befinden sich in meiner Sammlung, und ich werde zwei für Euch auswählen."

Mir schlug das Herz so vor Freude, daß ich kaum zu sprechen vermochte. Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag sollen wir vom Jäger Unterricht erhalten, aber ganz von unten auf dienen, das heißt, zuerst lernen, ein Gewehr auseinander zu legen und wieder zusammen zu setzen, dann laden u. s. w. — Gut schießen und gut reiten können muß doch eigentlich jeder ordentliche Bursche.

Mit meinen Wochentagen komme ich wohl diesmal nicht zu Stande, denn Wilhelm, Marie und ich haben einen langen Brief von Herrn Flohr bekommen, und einen Theil des Inhalts schreibe ich ab.

„Ihr erkundigt Euch nach dem Regimentsknaben, wie Ihr ihn nennt, aber darüber kann ich nur Trauriges berichten. Es war oftmals von ihm die Rede, er kam jedoch nicht wieder; da eines Tages erschien eine Frau im Lager,

welche sich nach der ersten Compagnie unseres Grenadier-Bataillons erkundigte. Es stellte sich heraus, daß sie den Knaben suche; er war am Tage zuvor mit grauendem Morgen nach dem Lager abgegangen, um seine Freunde aufzusuchen. „Diesmal," sagte die Frau, „trieb ihn nicht der Hunger, nur die Dankbarkeit." — Die Grenadiere, welche sich mehr und mehr um die Frau sammelten, versicherten, den Knaben nicht gesehen zu haben. „Ach," sagte sie, „wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! Er wollte den Weg über das Moor einschlagen, des kürzeren Weges halber, aber das Moor ist weit und unsicher, und er doch noch ein Kind." Ein Gemurmel lief durch die Reihen. „Wir wollen ihn suchen," hieß es. Die Erlaubniß dazu ward erbeten und bewilligt; die halbe Compagnie machte sich auf, die Frau, welche den Weg zeigen sollte, an ihrer Spitze.

Die Leute theilten sich in Abtheilungen von drei und vier Mann und gingen in der bezeichneten Richtung überall quer durch das Moor. Man rief, man durchsuchte Gräben und Wasserlachen, vergebens, kein Knabe war zu erspähen, und so mußte man endlich heimkehren, jedoch nicht

ohne der weinenden Frau zu geloben, am folgenden Tage die Nachsuchung fortsetzen zu wollen. Das ganze Lager nahm Theil, und am nächsten Morgen machten sich Hunderte von Suchenden auf den Weg, aber mit geringer Hoffnung auf guten Ausgang.

Wieder blieben die Nachforschungen ohne Erfolg, bis man gegen Abend von denen, welche am weitesten vorgedrungen waren, einen Ruf vernahm, der auf Entscheidendes schließen ließ. Aller Schritte lenkten sich dem Orte zu, von wannen der Ruf erscholl; ich war Einer der Ersten, welche dort anlangten. Die Leute standen schweigend beisammen, kein Laut verkündete Gutes; als ich näher trat, lag der arme, kleine Knabe, das Gesicht ins Haidekraut verborgen, die kleinen abgezehrten Hände gefaltet, kalt und todt vor mir. Mit einem unwillkürlichen Wehlaute bog ich mich zu ihm nieder; alle Anzeichen deuteten darauf, daß er wahrscheinlich erst seit wenigen Stunden geendet habe. Er hatte die Richtung nach dem Lager hin gänzlich verfehlt; ein Schuh war verloren, die Strümpfe zerrissen, die Füße geschwollen und blutig. Mit einem kranken Herzensgefühl hob ich ihn empor; meine Thränen fielen

auf sein bleiches Gesicht. So war er einsam gestorben, umgekommen vor Hunger, Durst und Erschöpfung, und kein Laut hatte ihn getröstet! Der Gedanke, daß er jetzt alles Erdenleid überwunden und ein Engel Gottes sei, beruhigte mich endlich. Seine Freunde nahmen den Knaben aus meinen Armen, sie drängten sich um ihn; in manchen Augen standen Thränen; sie faßten seine Hände und streichelten sie still.

Der Knabe ward in dem nächsten Kirchdorfe bestattet, und zwar auf Kosten der Grenadiere, welche ein Kreuz auf seinem Grabe mit der Inschrift errichten ließen: „Er wird immerdar bei dem Herrn sein.“ Auch den sehr betrübten Pflegeeltern machten diese braven Leute ein ihren Verhältnissen nach ansehnliches Geschenk.

In drei Tagen wird das Lager abgebrochen, dann geht es weiter bis an die östliche Grenze. Ob wir dort aufgestellt bleiben, ob es zum Kampfe kommen wird, darüber ist uns bist jetzt keine Gewißheit geworden. — Nachdem ich das Lagerleben durchgemacht, male ich mir in Gedanken alle Zustände des Krieges aus. Ich habe auf solche Weise schon manches Gefecht, manche Schlacht mit

durchgekämpft; ich war Sieger und Besiegter, gefangen, verwundet, oder ich machte Gefangene, und kämpfte tollkühn, rettete Einem das Leben, oder ward von Kameraden befreit. Es liegt ein wunderbarer Reiz in dem geistigen Durchleben fremdartiger Zustände."

Herrn Flohrs Brief ist diesmal sehr lang und umfassend, und, da er glaubt, sobald nicht wieder schreiben zu können, an uns alle drei gerichtet. Das Schicksal des armen Knaben ist uns sehr zu Herzen gegangen; Marie weinte so bitterlich, während sie las, daß sie die Schriftzüge des Briefes auslöschte.

In dem Theile desselben, der besonders für Marie bestimmt scheint, sagt Herr Flohr, daß er im Lager verschiedenartige Menschen kennen gelernt habe, und wie Einige derselben ihn durch ihre große Heiterkeit angezogen. Einer von diesen, welcher einmal eine kurze Seereise gemacht, habe die lächerlichste Schilderung aller Zustände entworfen, welche eine solche bei bewegter See hervorzurufen pflegt. Sehr komisch sei es namentlich gewesen, daß, als einem jungen Burschen, der seine Probefahrt gemacht, der Sturm

die Mütze vom Kopfe gerissen und in die See entführt habe, dieser mit donnernder Stimme gerufen: „Halt! halt! mein Kapperl! mein Kapperl!“

Eine Stelle in diesem lieben Briefe ist für Wilhelm und mich sehr anziehend. Herr Flohr sagt: „Vorgestern erfuhren wir, daß ein Kürassierregiment am Lager vorüberziehen werde. Alle Offiziere und so viel Mannschaft, als eben unbeschäftigt war, eilten hin, das Regiment zu sehen. Der Führer desselben ritt voran auf einem schönen schwarzen Pferde; es war eine starke, stattliche Gestalt, die mir bekannt vorkam. Er gab die Führung ab und ritt heran, den General und das Offiziercorps zu begrüßen; während er sich mit diesen unterhielt, fiel sein umherschweifender Blick auf die Mannschaft und traf auch mich. Er stutzte, ein Lächeln flog über sein Antlitz; jetzt erkannte auch ich ihn; es war der liebe dicke Herr, wie Ihr ihn nanntet. Ich verstand seinen fast unmerklichen Wink und trat hervor; er ritt an mich heran und sagte freundlich grüßend: „Guten Tag, Herr Kamerad! aber wie sind Sie es geworden? aus Neigung oder aus Pflicht?“ „Aus Pflicht; ich diene mein Jahr ab, aber ich thue es jetzt mit Neigung.“

„Gedenken Sie noch der hübschen Abende am Harze? und wie geht es denn meinen jungen Freunden, dem wilden kleinen Satan und dem Herrn Botaniker?" — Nachdem ich geantwortet, trug er mir herzliche Grüße für Euch auf, reichte mir vom Pferde herab die Hand, strich seinen schönen dunkelbraunen Bart und ritt grüßend fort. Sein Bild blieb mir noch lange in der Seele; einen so schönen Ausdruck männlicher Gutherzigkeit sah ich selten. Im Herzen wünschte ich dem Regimente Glück zu einem solchen Führer."

Wie freut es uns, daß Herr Flohr den freundlichen Mann wiedersah, daß er nach uns fragte, uns Grüße gesandt hat. Jetzt wissen wir auch seinen Namen; Herr Flohr nennt ihn uns als Oberst von Barneck. Ich sah nach Osten hin und gab der Luft Grüße und Segenswünsche für ihn mit. Daß er mich den wilden, kleinen Satan nennt, darüber werde ich mich mein Lebelang freuen, denn ich weiß, daß ich ihm eben deshalb gefiel, weil er mich dafür hielt; und daß er ein schwarzes Pferd ritt, wie sehr stimmt es mit meinem Geschmack überein! Einmal möchte ich ihn noch wiedersehen, oder Herrn Flohr ein zweites Zusammentreffen gönnen.

Wir haben den ersten Unterricht beim Jäger gehabt; er ließ uns ein gebrauchtes Gewehr auseinander legen, putzen und wieder zusammen setzen. Bevor wir dies nicht rasch und fertig können, geht der Unterricht nicht weiter; wir lernen dabei auch die eigentliche Handhabung des Gewehrs, was man vermeiden muß, und welche Vorsicht man anzuwenden hat. Papa will, daß wir eben dies mit der größten Umsicht erlernen, damit nicht einmal durch unsere Schuld Andere beschädigt werden können.

Nun habe ich so viel geschrieben, daß ich nicht mehr kann. Wir gehen heute mit Herrn Reward zur Kirche.

Otto.

Vierunddreißigster Sonntag.

Heute bin ich ganz früh auf den Beinen gewesen; wir frühstückten mit Tante Susanne weit vom Hause ab, und waren ganz bepackt mit Allem, was dazu gehört. Christian war auch mit; an Ort und Stelle ward ein Feuer angefacht, dann mußten die Knaben Wasser aus dem Quell holen, und bekamen den Auftrag, es zum Kochen zu bringen. Tante und ich stellten Alles in Ordnung, packten Alles aus und bereiteten Butterbröde. Ich hatte eine kleine weiße Schürze umgebunden. Nachdem wir unsere Vorbereitungen getroffen hatten und das Wasser kochte, nahmen wir unsere Plätze ein und sangen zuerst ein schönes Morgenlied mit einander.

Nach dem Frühstück baten wir Tante um eine Ge-

schichte; es war so wunderhübsch, wo wir saßen; ringsum schöne grüne Wiesen, prächtige Bäume und ein breiter Bach, der hin und wieder abgedämmt ist und kleine Wasserfälle bildet. — Wo wir uns befanden, war es wie in einem kleinen grünen Hause von Laub und Zweigen. Tante sah auf ihre Uhr und sagte: „Eine Stunde Zeit haben wir noch, dann müssen wir gehen. So hört; meine Geschichte heißt:

Vier Groschen.

In einem Dorfe wohnte ein Mann, Namens Holm, der um Tagelohn arbeitete und durch diesen Erwerb, verbunden mit der Arbeit seiner Frau, eine zahlreiche Familie mühsam, aber redlich ernährte. —

Der Mann hatte einen Bruder, der Krämer in einer kleinen Stadt war, und seine Verwandte mitunter besuchte, wenn er in die Umgegend fuhr, um Käse aufzukaufen. Dieser Krämer, dessen Handel und Umsatz ein sehr bescheidener war, dachte gleichwohl nichts als Geld und Gelderwerb. — Wenn er neben seinem Bruder saß und eine Pfeife rauchte, war sein drittes Wort der Ausruf: „Ich

wollte, daß ich 50,000 Thaler hätte!" Holm, der ein verständiger Mensch war, fühlte sich durch diese Aeußerungen sehr gelangweilt, aber der Bruder stand nicht davon ab.

Holm's jüngster Knabe, Heinrich, hörte den Wünschen des Oheims oft lächelnd zu; er zupfte den Vater am Aermel und flüsterte: „Wenn ich nur vier Groschen hätte!" — Nicht lange, so hatte er unwillkürlich diese Redensart angenommen, und man hörte ihn oftmals am Tage sagen: „Ich wollte, daß ich vier Groschen hätte!" Der Vater befragte ihn einst: „Was sollte denn damit werden?" O, damit wollte ich mich zum reichen Manne machen!" — Holm schwieg; an einem Sonnabend jedoch, wo er eben seinen Wochenlohn empfangen, zählte er vier Groschen davon ab und legte sie in die Hände des erstaunten Knaben. Der Oheim hätte nicht mehr verwundert und entzückt sein können, wenn er auf ähnliche Weise 50,000 Thaler erhalten hätte. „Nun, Heinrich," sagte Holm, „jetzt zeige uns, wie man mit vier Groschen ein reicher Mann wird." Heinrich nickte glückselig dazu, nichts schien ihm leichter; in den Sommermonaten war keine Schule, da konnte er sich seinen Plänen ungestört hingeben.

Zuerst ging er im Dorfe zu älteren Frauen umher, welche Heidelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren pflückten, jedoch zu alt waren, diese selber zur Stadt tragen zu können. Er bot ihnen an, dies für sie thun zu wollen gegen bestimmte Vergütung; sie sollten einen mäßigen Preis für die Früchte begehren, was er mehr bekomme, sei Entschädigung für seine Mühe. Nachdem dies abgemacht war, und er die Einwilligung seiner Eltern erhalten, machte er sich am nächsten Tage auf den Weg, nicht ohne die Früchte mit großer Sauberkeit und zierlich in den Körben zu ordnen. Er wußte die dunkleren Beeren so zwischen den rothen und helleren zu stellen, daß das Ganze dadurch ein lachendes Ansehen gewann. — Unverdrossen ging der kleine Verkäufer von Haus zu Haus; sein freundliches Gesicht, die wohlgewaschene Kleidung, die reinlichen Hände sprachen für ihn; seine Früchte fanden willige Käufer. Nachdem der letzte Handel abgeschlossen war, hatte er für seine Mühe drei Groschen erübrigt; für diese Summe kaufte er Weißbrod ein, in der Absicht, dieses daheim mit Vortheil zu verkaufen.

Sehr ermüdet das Dorf erreichend, begab er sich ge-

wissenhaft zuerst zu denen, welchen er Geld abzuliefern hatte; er ward über den Handel befragt; Alles war auf ehrliche Weise abgemacht, dessen ungeachtet schnürte es ihm die Brust zusammen, als er der gewonnenen drei Groschen gedenken mußte, und es kam ihm vor, als ob bei diesem Theile seines Berichtes die ältlichen Gesichter ihm gegenüber sich verfinsterten. — Er fragte, ob man Semmel wolle? Da nun aber nach dem Preise gefragt ward, konnte er denen, durch welche er drei Groschen gewonnen, doch unmöglich mehr als den Einkaufspreis abnehmen. Ueber diesem Handel kamen mehrere hinzu; das Brod war rasch verkauft, und als Heinrich nach Hause kam, hatte er den Weg nach der Stadt umsonst zurückgelegt, und besaß nur die im Hause zurückgelassenen vier Groschen, denn die drei, welche er aus dem Brodverkauf wieder eingelöst, waren ihm von einer alten Frau abgeborgt worden, und er wußte wohl, sie werde ihm nicht zurück zahlen, da Ehrlichkeit nicht zu ihren Tugenden gehörte.

Dieser erste Erfolg beschämte Heinrich sehr; glücklicherweise ward er von den Seinigen nicht befragt, weil der Vater dies verboten hatte. Gedankenvoll aß er das reich-



liche Abendbrod, welches seine liebevolle Mutter für ihn zurückgestellt, und in der That hatte er Anlaß zum Nachdenken. Er hatte während des Tages aus Sparsamkeit nur das Stück Brod genossen, welches seine Mutter ihm auf den Weg gegeben; hungernd, durstend und ermüdet war er heimgekehrt und mit leeren Taschen; der Weg zum Reichthum war also doch kein ganz leichter, zumal wenn man nicht versteht, eine Bitte abzuschlagen.

Am nächsten Morgen stand Heinrich weniger munter wie gewöhnlich auf, aber sein Tagewerk stand ihm klar vor Augen, und er begab sich pflichtgetreu auf den Weg. In der Stadt angelangt, mußte er zufällig länger umhergehen, wie am Tage vorher, ehe er seine Beeren verkaufte. Als dies abgemacht war, hatte er abermals Ueberschuß, diesmal 3½ Groschen, und ging nun zu seinem Brodhandel über. Im Bäckerladen wollte er dingen, weil er, wie er sagte, mit dem Brode handle und daran verdienen müsse; die Leute lachten ihn aus, aber mehr Brod bekam er nicht.

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag gewesen; der Knabe fühlte sich sehr ermüdet und legte sich, etwas von

der Landstraße abwärts, unter den Schatten einiger Büsche, und schlief sanft ein, sanft, wie das gute Gewissen schlafen läßt. Nicht lange jedoch, so verfiel er in wilde Träume; es war ihm, als werde er von reißenden Thieren verfolgt und angegriffen, als fühle er ihren heißen Athem an seiner Wange, ihre Tatzen auf seiner Brust. Er fuhr keuchend empor — Gottlob, es war ein Traum gewesen! Er strich die Haare aus dem Gesichte, lächelte vergnügt, stand auf und griff nach seinem Korbe. Erstarrt zog er Blick und Hand von demselben zurück. Alles Brod war fort aus demselben, oder lag zertreten und zerbissen auf dem Boden. Ein Laut tiefen Schmerzes rang sich aus des Knaben Brust; er schaute umher, dort, dort am Abhange gingen Bursche mit zwei Hunden; diese hatten ohne Zweifel sein Glück zerstört. „Ach," dachte er, „man sagt wohl, das Glück kommt im Schlaf, aber ich sehe wohl, daß man nicht schlafen darf, wenn man reich werden will!"

Abends war er noch stiller, noch gedankenvoller; überdies hatten die alten Frauen gezankt, daß er keine Semmel mitgebracht, und ihn eine Nachtmütze genannt, was ihn sehr verdroß. Seine Mutter blickte ihn zärtlich

an: „Heinrich," sagte sie, „willst Du Dir nicht einen Tag Ruhe gönnen?" „Nein, Mutter, das kann ich nicht." „Kind, Du bist doch gewiß auf guten, ehrlichen Wegen?" — „O, Mutter!" rief der Knabe, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Die Mutter küßte ihn herzlich. „Ja," sprach sie, „ich zweifle nicht an Dir; wir sind in unserer Familie Alle ehrliche Leute, und dabei erhalte uns Gott!"

Am folgenden Morgen steckte der Knabe die vier Groschen zu sich: „Die sind es ja eigentlich," dachte er, „die sollen das Glück ja bringen, daheim im Kasten werden sie's nicht können. Es war meine Schuld, weshalb bedachte ich das nicht!" Der Handel ging ganz gut; er gewann so viel, wie am Tage zuvor, und hatte allerlei Pläne. Nach einigem Nachsinnen ward er mit sich einig und legte das Geld und auch die vier Glücksgroschen für Zündhölzchen, Zwirn, Seide und Nähnadeln an; mit dem Allen wollte er Handel treiben. — Vergnügt, und das kleine Päckchen unter dem Arme tragend, schritt er rüstig heimwärts; er empfand keine Ermüdung, aber wenn auch, geschlafen hätte er, nach der gemachten traurigen Erfahrung, auf keinen Fall.

Es mochte wohl auf der Hälfte des Weges sein, als sich ein Mann zu dem Knaben gesellte und ihn freundlich begrüßte. Der Name, der Wohnort des Knaben ward zuerst erfragt, dann dessen Geschäft und Vorhaben. Heinrich erzählte Alles mit kindlicher Offenheit, berichtete, was in dem Päckchen enthalten sei, und fragte den Fremden zutraulich, was sich wohl auf diese Gegenstände werde gewinnen lassen? — Der Blick des Mannes ward ein sehr ernster: „Du willst Handel damit treiben?" fragte er finster. Der Knabe stutzte. „Ja," entgegnete er, „das ist nichts Unehrliches." „Aber etwas Unerlaubtes. Weißt Du nicht, junger Bösewicht, daß es strenge verboten ist, auf dem Lande mit Waaren hausiren zu gehen, um den armen Krämern das Brod vor dem Munde wegzunehmen? Weißt Du das nicht? Gut, so sage ich es Dir hiermit, und daß Du es einzig meinem Mitleid mit Deiner Einfalt zu verdanken hast, wenn ich Dir nur das Päckchen abnehme, und Dich nicht obendrein einstecken lasse bei Wasser und Brod." Bei diesen Worten langte er nach dem Päckchen; unwillkürlich hielt Heinrich dasselbe fest, aber ein grimmiger Blick des Fremden besiegte jeden Widerstand;

der Schatz wanderte in die Hand desselben, und der arme Heinrich ging heim wie zerschlagen an allen Gliedern, so sehr hatten Schrecken, Schmerz und anhaltendes Weinen ihn erschöpft.

Seine Gewissenhaftigkeit bewog ihn auch diesmal, zuerst zu denen zu gehen, welchen er Geld abzuliefern hatte; er dankte Gott, daß ihm wenigstens dies nicht genommen sei. Als er zu Hause Alle begrüßt, setzte er sich still in einen Winkel; nach einer Weile verließ sein Vater die Stube, und winkte ihm, daß er folgen solle. Beide gingen in den Garten zu einer Rasenbank. Holm faßte des Knaben Hand und fragte liebreich: „Nun, wie steht's um den Reichthum?“ Heinrich warf sich schluchzend an seines Vaters Brust, der ihn eine Weile weinen ließ, und ihn dann aufforderte, Alles zu berichten, was sich zugetragen. Heinrich erzählte sehr ausführlich; sein Vater unterbrach ihn mit keiner Silbe. Als der Knabe am Schlusse seiner Erzählung sagte: „Vater, ich habe gar nichts mehr, gar nichts: auch die vier Groschen, die Du so mühsam erworben, sind fort; ach, Vater, sei nicht böse auf mich!“ faßte Holm seine Hand und antwortete: „Das Geld ist wohl angelegt,

denn Du kannst durch den Verlust desselben Manches lernen.

Der thörichte Wunsch meines Bruders hat Dich verleitet, zu denken, im Gelde stecke das Glück; Du warst bescheidener als er, oder trautest Dir auch mehr zu, und glaubtest mit der kleinen Summe viel gewinnen zu können. Der Wunsch nach Gewinn brachte Dich auf einen Gedanken, der so nahe lag, und den Du doch niemals noch gehabt, denn hättest Du nicht schon immer für Andere mit Beeren, Besen oder dergleichen zur Stadt gehen können? — Du gingst nun und machtest einen guten Handel, weil man Dir die Früchte zu billigem Preise ließ; dann kauftest Du Brod ein, um daran zu gewinnen. Das war verkehrt; Du hättest das Geld in die Tasche stecken und nach Hause bringen sollen, statt theurer verkaufen zu wollen, als der Bäcker das Brod giebt. Dein ehrliches Herz machte den Handel zu Schanden. Daß Du der alten Liese das Geld borgtest, war eine Einfalt; Du weißt, daß sie es schlecht anwendet, und daß Du es nimmer wirst wieder zu sehen bekommen. Man muß auch Nein sagen können, wenn es richtig ist. — Am zweiten Tage brachte

der Brodhandel Dir abermals Unheil, und endlich am dritten hat Dich ein Gauner betrogen, denn denke doch nicht, daß es Einer von der Polizei war. Was hast Du denn nun bei dem Handel gelernt? Vor Allem, daß man nicht in's Blaue hinein zu wünschen braucht, denn sein klein bescheiden Theilchen kann jeder finden, und wo steht denn, daß wir viel haben sollen? Womit auch verdienen wir's? — Geh' Du morgen munter wieder zur Stadt, versuche den Handel mit fröhlichem Muthe, bringe das Geld heim und bewahre Dir's, so hast Du für den Winter einen warmen Anzug und kannst vielleicht den Brüdern noch abgeben; das ist sicherer Gewinn, und einer, wobei das Herz frisch und gesund bleibt."

Heinrich befolgte den Rath seines Vaters, und für den Winter traf zu, was jener gesagt, auch für die Brüder und zu einer Festfreude blieb noch übrig. — In späterer Zeit bewahrte er sich einen fröhlichen genügsamen Sinn; er sagte oftmals: „Nur drei Tage meines Lebens habe ich dazu angewandt, reich werden zu wollen; es waren traurige, sorgenvolle Tage, aber lehrreich für mich. Von dem Augenblicke an, wo ich nicht mehr reich sein wollte, ward ich

es, und behielt noch für Andere übrig. Mein Oheim sagt noch immer: Ich wollte, daß ich 50,000 Thaler hätte! und ist in seinem Wohlstande ein armer Mann, weil der blinde Wunsch nach Reichthum ihn undankbar gegen das Gute macht, welches er sein nennt. Ach, jagte man dem Guten nach, wie man dem Gelde nachjagt, es würde anders stehen in der Welt, und ein solcher Eifer wurde Keinen gereuen!"

Nachdem Tante ihre Geschichte beendet, gingen wir nach Haus, und es war die höchste Zeit, denn der Wagen hielt schon vor der Thüre, und wir fuhren sogleich zur Kirche. Der Prediger predigte über die Bitte der beiden Apostel Jacobus und Johannes, die zu Jesu kamen und ihn darum ansprachen: Er wolle sie zu seiner Rechten und Linken sitzen lassen in seiner Herrlichkeit. Der erste Theil handelte von der Thorheit der Apostel, der zweite von der Güte und Langmuth Christi. Ich habe Alles gut behalten. Als ich später mit Mama allein war, sagte sie: „Der Pastor sprach so eindringlich darüber, wie Hoffahrt sich am schwersten im Herzen des Menschen überwinden lasse; hat meine Marie das nie an sich selber erfahren?"

Ich schwieg Anfangs, aber hernach überwand ich mich doch und sagte: „Ja, Mama, als die kleine Bertha einmal in der Stadt zu uns kam, und ich nicht mit ihr auf den Markt gehen mochte, weil sie nicht hübsch angezogen war. Ich besann mich aber bald, und faßte sie an der Hand, als wir miteinander auf der Gasse gingen. Aber zuerst, Mama, war ich recht hoffährtig, das ist wahr.“ Mama sah mir ganz tief in die Augen, küßte mich und sagte: „Lerne Demuth von dem Herrn, einen besseren Meister kannst Du nimmer haben.“

Etwas Komisches haben wir auch erlebt. Die jüngste kleine Pastorentochter, Ina, war letzthin hier, und kramte, während Mama sich ankleidete, in dem Schlafzimmer umher. Da sie sich lange ganz ruhig verhielt, sah Mama sich nach ihr um, und gewahrte nun, daß sie eine ganz volle Kruke mit Pomade genommen und völlig verschmiert hatte, über ihr Haar, ihr Gesicht und ihre Kleider. Das kleine Mädchen sah ganz entsetzlich aus, und Mama wußte Anfangs gar nicht, was dabei zu thun sei? Marianne mußte sie lange kämmen, und dann das Haar mit Seife und Branntwein waschen und mit gewärmten Tüchern abtrocknen.

Sie ward tüchtig gewaschen, und Mama schickte einen Boten, um ein anderes Kleid holen zu lassen.

Die gute Marianne wusch das beschmierte Kleidchen und brachte es wieder in Ordnung; die Kleine war ganz verdutzt, aber als wir lachten, lachte sie mit und sagte: „Das Ina nicht wieder thun will!"

Wir erleben immer so viel, daß es oft schwer hält, zu behalten, was nothwendig ist. Tante Susannens Geschichte liegt mir noch so im Sinn; der arme kleine Heinrich — er ist ja lange groß und getröstet, aber immer sehe ich ihn noch vor mir, so beraubt und so traurig. O, ich weiß, wie ich geweint haben würde, und wenn man das so recht fühlt, kann man nicht davon abkommen. Das Stehlen und Verwüsten der Hunde war das kleinste Mißgeschick — ein Hund ist doch kein Mensch, aber einem schlechten Menschen zu begegnen, daß muß doch furchtbar sein. Ich fragte Otto: „Kennst Du einen schlechten Menschen?" „Natürlich, ich kenne Dich und mich." „Wir sind doch wohl nicht schlecht?" „Schlecht ist Jeder, der Gottes Willen kennt und nicht stets befolgt." Mit Otto ist oft nichts anzufangen. Marie.

Fünfunddreißigster Sonntag.

Gestern haben wir zuerst geschossen; das Mechanische hatten wir schon erlernt, und nun schossen wir zuerst nach der Scheibe. Der Jäger hatte den ersten Schuß, mitten ins Schwarze! Dann kamen Otto und ich. Zuerst trafen wir sogar die Scheibe nicht, später ging es besser, aber Otto schoß besser als ich. „Wenn's nicht puffte," sagte er, „hätte ich nicht halb so viel Freude daran." — Da unsere Uebungen kein Ende nahmen, kam Papa zuletzt herzu und sagte: „Denkt nur nicht, daß Ihr so ins Wilde hinein puffen sollt; jedesmal, wenn Ihr übt, halte ich Euch für zwölf Schüsse frei, wollt Ihr mehr schießen, so ist das auf Eure Kosten, und ich vergüte nichts dafür. Alles muß seine Ordnung und Regel haben; jeder, der sich nicht

ernste Mühe giebt, und stets denkt, ich kann ja wieder beginnen, wird nicht weit kommen in der Welt." Das war ein großer Querstrich für Otto. „Wenn ich nicht vernünftig bin," sagte er, „so kann das eine theure Geschichte für mich werden!" Ein Glück nur, daß wir die Flinten außer zu den festgesetzten Stunden nicht anrühren dürfen, denn sonst würde Otto sicherlich bald keinen Schilling mehr haben. Als wir nach Hause kamen, gab er mir vier Groschen aus seiner Kasse und sagte: „Bewahre sie, es ist mein Beitrag zu den neuen Vorzeichnungen für Christian; ich muß ja vor allen Dingen suchen, ein guter Papa zu sein; der gute Schütze kommt dann auch schon!"

Der Krieg ist nun ausgebrochen, und wir denken mit großer Besorgniß an Herrn Flohr. Gott wolle ihn doch gnädig beschützen! Wenn wir jetzt mit den kleinen Pastor's zusammen sind, wird beständig Krieg gespielt. Jeder Hügel stellt eine Festung oder eine Schanze vor, die dann bald mit und ohne Erfolg gestürmt wird. Christian, die Pachterkinder und die Kinder des Jägers verstärken die Armeen in ihren Freistunden. Die Kleinsten sind die Spielleute, und trommeln und pfeifen mit uner-

müdetem Eifer. Alle Flinten, Säbel, Helme und Patrontaschen, die wir noch aus früherer Zeit besitzen, werden wieder hervorgesucht und aufgeputzt, so gut es geht. Tante Susanne und Marie fertigten Fahnen und Bandeliere an. — Otto ist am eifrigsten, er sagte mir letzthin: „Wenn es recht heiß hergeht, und ich fast nicht mehr kann, denke ich, Herr Flohr ist in Gefahr und ich muß ihn befreien, und dann habe ich gleich Löwenkräfte; das sind solche Augenblicke, wo ich Euch Alle über den Haufen renne. O, könnten wir Beide ihm doch in der That beistehen!"

Mit unseren Reitstunden geht es sehr gut, aber wir reiten noch immer in der Reitbahn. Otto ist einmal vom Pferde gefallen; er wehrte sich tapfer, aber herunter mußte er doch; sein Pferd ist wild wie ein kleiner Teufel. Als Otto am Boden lag, sprang er rasch wieder empor und war mit einem Satze wieder auf dem Pferde. Er sah dunkelroth aus im Gesichte, biß die Zähne über einander und würde das kleine tolle Thier gewiß tüchtig geschlagen haben, aber Papa war gegenwärtig und sagte: „Jetzt reitest Du eine halbe Stunde im Schritt in der Bahn, und

klopfst und streichelst Deinem Pferde den Hals, um es durch Sanftmuth zu zähmen." Otto zitterte vor innerlichem Zorn, aber gehorchte schweigend; nachdem er ungefähr zehn Minuten geritten war, legte sich sein Ungestüm, er sah uns an und lachte, und sprach zu dem Pferde, welches nun dem Zügel gehorchte und ruhig im Schritt ging. — Ausgeschickt, um Bestellungen zu machen, werden wir nicht mehr, seit Papa erfahren, daß wir einmal den ganzen Weg bis zur Stadt im Galopp und Carriere zurückgelegt haben. Damals sagte er: „Jetzt kommt Ihr in vier Wochen nicht aus der Reitbahn." Vierzehn Tage sind seitdem erst verflossen.

Der arme Herr Reward muß jetzt auch Soldat werden und in acht Tagen fort. Papa hat sich viel Mühe gegeben, ihn frei zu machen, da er befürchtet, Herr Reward könne durch seine Zerstreuung sich und Anderen Schaden zufügen, aber vergebens, er muß fort.

Während der acht Tage, welche er hier noch zubringt, soll der Jäger ihn lehren, mit dem Gewehre umzugehen, und Otto und ich wollen mit Herrn Reward fechten, wenn er nur will. Er thut uns so leid, denn wenn

Keiner sich seiner annimmt, wird er gewiß oftmals Kummer haben und oftmals Mangel leiden. Mama läßt in aller Eile Alles, was er als Soldat an Wäsche mitnehmen darf, von passender Leinewand für ihn nähen und Strümpfe für ihn stricken; Tante strickt auch ein Paar. Papa läßt heimlich passende Stiefel anfertigen, die dann beim Packen eingelegt werden, und das wird Herr Reward gar nicht bemerken. Marie strickt ihm einen Geldbeutel, und Otto und ich schenken ihm eine Tasche von weichem Leder, worin sich Alles befindet, was er bedarf: Kämme, Bürsten, Scheere, Messer, Korkzieher, Bohrer, Feile, Spiegel u. s. w., auch Alles, was man zum Nähen bedarf, und einige Knöpfe auch. — Wir haben dazu ein Goldstück aus unserer Sparkasse hergegeben, und wollen dies nach und nach wieder ersetzen. Mama ist ganz bekümmert über Herrn Reward; sie sagt: „Ich hatte mich so daran gewöhnt, für ihn zu denken und für ihn zu sorgen; was soll aus ihm werden, wenn er das Alles selber muß! Tante antwortete: „Vielleicht ein vernünftiger Mensch, das Muß hat schon Manchen dazu gemacht."

Auf Otto und mich hat diese Veränderung auch

großen Einfluß; bis Neujahr sollen wir von dem Lehrer des Pastoren Unterricht erhalten, und jeden Morgen hingehen, fahren oder reiten, um gemeinschaftlich mit den älteren Knaben dort unterrichtet zu werden. Wir freuen uns sehr darauf, aber das Schlimme kommt nach. — Von Neujahr an sollen wir eine Schule besuchen und werden dann nur in den Ferien nach Hause kommen. Als Mama zuerst darüber sprach, zog sie uns Beide zu sich hin und sagte: „Ich wußte ja, daß ich Euch früher oder später werde hergeben müssen, und gewiß es ist richtig, weil Papa es nothwendig erachtet, aber denkt nur immer, ich gebe Euch von meinem Herzen, aus demselben nimmer. Ihr, meine Herzenskinder, bewahrt Euch stets die Liebe für die Heimath, die Liebe für das Vaterhaus; irgendwo muß der Mensch festwurzeln mit Herz und Sinn, wohin das Geschick ihn verschlagen mag; dankbare Erinnerung, liebevolle Sehnsucht muß ihn in Gedanken dorthin führen, wo seine Kindheit beschützt und erfreut ward. Habt nun Alles noch lieber während der Zeit, daß Ihr noch hier seid, die Menschen, die Gegend, die Thiere, Feld und Garten, habt und vergeßt es nimmer."

In Mama's Augen standen Thränen und als wir ihre liebe Hand küßten, fielen unsere Thränen auf dieselbe.

Herr Reward hat sich doch zum Fechten entschlossen; er ließ uns rufen und sagte: „Wo ist ein Degen? Wo ist ein Säbel? Ich will doch einen Versuch machen.“ Wir baten ihn in den Garten hinab zu gehen und bei der großen Linde auf uns zu warten. Otto sagte mir: „Wir haben es Herrn Reward vorgeschlagen, aber wenn es Ernst wird, müssen wir Nasen und Ohren assecuriren.“ Ich lief rasch zu Papa und theilte es ihm mit. Papa stellte seine Pfeife bei Seite; „Geht nur voran, ich komme nach.“ Kaum waren wir im Garten, so erschien Papa mit einem Säbel unter dem Arm. „Wenn Sie lernen wollen, muß ich wohl der Lehrmeister sein — vorläufig die Handgriffe — das Fechten kommt später.“ — Dieser Unterricht. — Otto und ich lagen im Grase, krank vor innerlichem Lachen, und doch jammerte es uns. Als Papa rief: „Einen Hieb grad' aus in die Luft, hieb Herr Reward entschieden nach ihm, der seitwärts stand, aber Papa war auf Alles gefaßt. Ich muß schließen, aber ich könnte lange darüber schreiben.

Wilhelm.

Sechsunddreißigster Sonntag.

Herr Reward ist fort; es war anders wie damals, als der liebe, gute Herr Flohr von hier fort ging, aber doch that es uns Allen leid, und er selber war sehr gerührt und dankbar, besonders gegen Mama, die immer so sanft und gütig für ihn gesorgt hat. — Tante Susanne schenkte Herrn Reward ein kleines Taschenbuch: „Damit Sie Alles anschreiben und ein guter Wirth sind," sagte sie; aber ich fürchte, das wird Herr Reward doch nicht, denn das Geld hat gar keinen Werth für ihn. Wilhelm und ich halfen packen, eben wie damals, als unser bester Freund abreiste, und Herr Reward überließ uns eigentlich Alles und war kaum dabei gegenwärtig. Wir sangen, wenn wir allein gelassen wurden, ein altes Lied mit einander, welches so anhebt:

„Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abschied nehmen,
Ach, Du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen!“

Für Herrn Reward paßt es aber nicht recht; als er fortging, gab er uns schweigend die Hand, aber in seinem Blick lag Vieles, was sein Mund nicht sagte. Wir waren bewegt und wünschten ihm Glück auf den neuen Weg; er drückte uns die Hände, schüttelte den Kopf und stieg in den Wagen. Man sah deutlich, daß er von der nächsten Zukunft nicht viel Gutes erwarte, und was auch sollte sie ihm bringen, als Strapazen, Verdruß und Mühseligkeit.

Am Donnerstag reiste Herr Reward, und Freitag hatten wir den ersten Unterricht im Kirchdorfe. Wir sollen stets im Eselwagen hinfahren, weil die Unterbringung des Esels gar keine Schwierigkeit hat. Wir legen ein Gras- oder Heubündel für ihn in den Wagen, und dort wird er im Kuhstall angebunden. Marie hat gnädigst erlaubt, daß wir ihr Fuhrwerk benutzen dürfen. Papa befragte sie zuerst deshalb, und sie erwiederte: „Ja, Papa, wenn Du ihnen

verbieten willst, mit dem armen Esel zu jagen, denn sonst spielen sie bis auf den letzten Augenblick mit den Knaben, und dann soll das arme Thier sie nach Hause carrieren, und ich kann alsdann niemals fahren."

Der erste Morgen fing sehr lustig an; als wir den Grasbündel einlegten und ein kleines Frühstück in einem Körbchen in den Wagen stellten, kamen wir uns vor, wie die Vagabonden, die auf gut Glück in die Welt hinein fahren, und deren höchstes Gut ein Esel zu sein pflegt. Auf dem Wege begegneten uns allerlei Leute, die zum Theil schon mit leeren Körben aus der Stadt heimkehrten und ihre Früchte und ihre Gemüse bereits verkauft hatten. Auch wandernde Burschen zogen vorüber, und baten mit den gewöhnlichen Worten: „Geben Sie einem armen Wanderer einen kleinen Zehrpfennig." Ich hatte kein Geld bei mir und erwiederte dem, der mir seinen Hut hinhielt: „Ich habe keinen Kreuzer in der Tasche." Es war ein Bursche mit einem hellen, aufgeweckten Gesichte; er lächelte und sagte: „Nun, da werd' ich's auch nicht übel nehmen, wenn Sie mir einen Groschen geben!" Wilhelm langte in die

Tasche, und gab ihm eine Kleinigkeit, und dann zog jeder von uns vergnügt seine Straße.

Als wir in Blendorf einfuhren, standen die Knaben schon am Eingange des Dorfes, uns zu erwarten. Wilhelm und ich stiegen aus, und ließen ihnen den Spaß, mit dem Esel zu fahren. Dieser ward nachdem ausgespannt und angebunden; wir holten ihm Wasser, schütteten ihm das Gras vor, und gingen sodann in das Haus und in das Zimmer des Lehrers. Dieser war noch nicht von einem Spaziergange heimgekehrt, und nun begann ein tolles Getreibe. Es hieß alsbald: Wenn die Katze nicht zu Hause ist u. s. w., und damit sprangen wir auf Tische und Stühle, und trieben einen solchen Mordspektakel, daß der Pastor es in seinem Studirzimmer hörte und ganz erstaunt die Thüre öffnete. Er blieb einen Augenblick in derselben stehen, lachte hell auf und sagte: „Nehmt Euch in Acht, Ihr tollen Buben; auf den Stühlen! wenn meine Frau das sieht!“ — Wir sprangen sogleich herab, und umringten den freundlichen Mann; er nickte lächelnd und sagte; „Der alte Pastor soll wohl eingedenk sein, daß er auch einmal ein Wildfang war?“

Kurz darauf kam der Lehrer, Herr Roth; er hatte uns wohl von weitem gehört, denn er lachte, als er eintrat, legte Mütze und Cigarre bei Seite, und sagte: „So, nun hat alles Toben ein Ende; wer unter Euch kann mir einen Spruch Salomons sagen, der auf den Augenblick paßt?" Darauf waren wir nicht gefaßt; wir besannen uns eine Weile, dann sagte Wilhelm: „Dem Thoren ist die Thorheit eine Freude, aber ein verständiger Mann bleibet auf dem rechten Wege."

Herr Roth lächelte: „Das ist eine Lebensregel für Männer; so hoch will ich noch nicht mit Euch hinaus. Nun, Carl, weißt Du mir keinen passenden Spruch zu sagen?"

„Ja. — Wer im Sommer sammelt, der ist klug; wer aber in der Ernte schläft, wird zu Schanden." Herr Roth schüttelte den Kopf: „Nicht der Spruch, an den ich dachte. Cuno kannst Du ihn mir sagen?"

„Nach dem Lachen kommt Trauern, und nach der Freude kommt Leid."

Herr Roth machte abermals eine verneinende Bewegung: „Nun Du, Otto."

„König Salomo sagt: Jegliches zu seiner Zeit."

Damit hatte ich es getroffen, und Herr Roth bemerkte, man fände gar häufig im Leben das Richtige nicht, weil man zu wenig an das Einfachste und Natürlichste dächte, weil man weit suche, was nahe läge. — Sein Unterricht weicht wieder ganz in der Form von dem unserer beiden früheren Lehrer ab; er fragt wie ein Sturmwind, und geht dabei größtentheils im Zimmer auf uud ab, dabei mitunter mit einem Bambusstöckchen auf den Tisch schlagend, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Kinder vertrauten uns an, daß ihre Mama für diese Experimente einen Tisch habe anfertigen lassen, denn der, welchen sie früher gehabt, sei fast ganz davon verdorben. Mir war es jedesmal eine unangenehme Empfindung, wenn der Stock neben mir auf den Tisch sauste; so ungefähr, denke ich mir, muß ein Streifschuß im Kriege sein; man ist nicht getroffen, aber war nahe daran. Dabei rief Herr Roth im Verlauf der vier Stunden, welche wir dort waren, wohl hundertmal: „Munter! munter!“ Es war mir fast zu viel; ich hatte nicht Zeit zu einem lustigen Gedanken.

Als Wilhelm und ich wieder in unserem Fuhrwerke saßen, wischte ich mir erst den Schweiß von der Stirn,

und sagte: „Donner und Doria, das war ein heißer Tag!" Wilhelm lachte: „Für Dich gewiß, denn weil Du schneller begreifst, als ich, hast Du Dir oftmals allerlei Gedanken-Abwesenheiten gestattet, aber damit kommst Du bei Herrn Roth nicht fort." „Höre," sagte ich, „nun will ich Dir gleich zeigen, was dabei heraus kommt, wenn man ein Pedant ist, dann sagt man „Gedanken-Abwesenheiten," ein Wort, welches länger ist als eine Kutsche mit vier Pferden. Werde doch nicht vor der Zeit ein Philister."

Marie stand auf dem Balkon, und schaute nach uns aus; um sie für diese Beobachtung zu bestrafen, fuhren wir in vollem Jagen auf den Hof, so langsam wir auch bis dahin gefahren waren. Nicht lange, so stand sie händeringend neben uns: „So haltet Ihr Wort? Ach, der arme Esel! wie könnt Ihr so jagen, wie könnt Ihr so unbarmherzig sein?" — Ich konnte vor Lachen nicht antworten, Wilhelm faßte jedoch Marie in seine Arme und erklärte ihr den Spaß; sie küßte ihn, während sie mir im Vorübergehen einen kleinen Schlag versetzte, von dem ich für dasmal keine Notiz nahm.

Gestern haben wir zuerst den Jäger auf die Jagd

begleitet, und Wilhelm und ich behaupten Beide, einen und denselben Hasen geschossen zu haben, der aber unglücklicherweise nur einen Schuß aufzuweisen hat. Wir schossen zur selben Zeit, und Einer muß also nothwendig gefehlt haben, aber wer? — Das ist die große Frage, um die es sich handelt. Wilhelm sagt: „Ich zielte so sicher!" und ich dagegen: „Ich faßte ihn so auf's Korn!" Papa sagte: „Tröstet Euch, dieser Hase kann freilich nichts mehr berichten, aber es wird noch mancher davon laufen und von Euren Schützenthaten die erheiterndsten Berichte liefern."

Hart ist es aber doch, wenn der erste Probe- und Meisterschuß bestritten wird. — Heute Nachmittag fahren wir spazieren.

Otto.

Siebenunddreißigster Sonntag.

In der Woche, wo dann später mein Sonntag kommt, denke ich mir stets Allerlei aus, was ich schreiben will von dem, was ich erlebt habe, aber gewöhnlich kommt es doch anders, und eben jetzt auch. Tante Susanne hat eine kleine Geschichte erzählt, und die muß ich doch hersetzen, damit sie aufbewahrt bleibt. Sie heißt:

Die Herbergstochter.

In einer kleinen Stadt befand sich eine Herberge für Schlosser, Tischler, Schmiede u. s. w., welche sehr besucht ward, da der Herbergsvater und die Herbergsmutter beliebte Leute waren. Ihr Fortkommen war freilich von dem abhängig, was die Meister und Gesellen bei ihnen verzehrten und sie hielten darauf, daß Alles, was bei ihnen

genossen ward, von guter Beschaffenheit war, niemals aber forderten sie zum Trinken auf, oder verleiteten dazu; im Gegentheil riethen sie oftmals ab, und nahmen sich derer, die so wohlgemeinte Warnung nicht beachtet hatten, auf sorgliche Weise an. Diese Leute hatten eine Tochter, die sechs Jahre alt war, als sie die Wirthschaft begannen; es war ein sehr hübsches kleines Mädchen, welches Jetta genannt ward. Jetta hatte ein sanftes, furchtsames Gemüth; wenn die Gäste laut sangen oder mit der Faust auf den Tisch schlugen, daß die Gläser klirrten, ging das Kind händeringend umher, und betete still: „Lieber Gott, gieb doch, daß die wilden Leute still und ruhig werden, und nicht solchen entsetzlichen Lärm betreiben." Gab es nun gar eine Schlägerei, so zerfloß Jetta in Thränen, besonders wenn ihr Vater mit dazwischen war und Frieden stiften wollte. Die Mutter hatte keine Freude an dem weichen Gemüthe des Kindes: „Wenn Jetta eine Prinzessin oder eine Gräfin wäre," sagte sie, „da wäre es gut, aber was will sie hier in der Herberge mit ihrem blümeranten Sinn? da kann sie sich zu Tode weinen, wenn sie denkt, über jede Schlägerei heulen zu müssen."

In diesem Sinne suchte die Frau auf das liebliche Gemüth des Kindes erstärkend einzuwirken. Sie hielt dasselbe aus der Schenkstube fern; hatte aber ein Bursche im Faustkampfe eine Brausche oder Wunde bekommen, oder war zu Boden gefallen und hatte sich verletzt, dann ward Jetta gerufen; sie mußte Pflaster streichen, Umschläge auflegen und Arzenei eingeben. Sie that es mit ihren kleinen zitternden Händen, mit ihrem weichen Mitleid, und manche Thräne fiel aus ihren Augen auf ein Gesicht, in welchem die Leidenschaften wütheten. Das war ein seltsamer Gegensatz.

Wenn die rohen Burschen zur Besinnung kamen, gedachten sie wohl des kleinen Mädchens, welches die Umschläge und Pflaster mit so leiser Hand aufgelegt, und sprachen auch wohl mit den Genossen darüber, so daß ein allgemeines Wohlwollen für die Herbergstochter entstand, welche so zart und scheu war, und doch so bereit und tapfer, wo es zu helfen galt.

Auf diese Weise war Jetta zwölf Jahre alt geworden, ihre Hülfsleistungen waren jetzt eine Gewohnheit; sie ward gerufen, weil Keiner so geschickt und anstellig war. Zu

der Zeit kam ein fremder Geselle in die Stadt, den seine Genossen Cunold nannten. Er war ein ansehnlicher Bursche mit einem schönen offenen Gesichte, aber in den dunkeln Augen blitzte es unheimlich, wenn er in Zorn gerieth. War er eben nicht bei Laune, so war Ein Glas hinlänglich, ihn zu berauschen, und nicht lange, so hatte er Streit, und sein Gegner lag am Boden. Jetta betete wieder wie früher: „O, lieber Gott, gieb Du, daß der wilde Mensch sich bessert.“

Eines Tages, als Cunold in übler Laune die Herberge betrat, forderte er zu trinken, stürzte zwei Gläser rasch hinab, und begann nun Hader mit einem Schlosser, den er niemals gut leiden konnte. Dieser, ein kleiner, schmächtiger Mensch, war ebenfalls ein Hitzkopf, der schon öfter von Cunold's Faust getroffen am Boden gelegen hatte, war eben auch besonders aufgeregt, und es entspann sich ein Wortwechsel, welcher bei Beiden die heftigste Leidenschaft hervorrief. Cunold sprang auf, seinen Gegner zu fassen, kein Zureden half, da ergriff jener, von Wuth betäubt, im Bewußtsein, unterliegen zu müssen, ein Messer vom Tische und stieß es dem auf ihn Ein-

dringenden in die Brust. — Cunold sank lautlos zu Boden.

Die Herbergsmutter hatte durch ein Schiebfenster Alles mit angesehen; ihr lauter Aufschrei rief die Tochter herbei: „Jetta, Jetta, hilf, hilf, zieh' ihm das Messer aus der Brust!" Bleich wie der Tod, halb bewußtlos, eilte das Kind ins Zimmer auf den am Boden liegenden Cunold zu, und zog mit dem Muthe der Verzweiflung das Messer aus seiner Brust, dies dann weit von sich werfend. Jetzt sprangen die Umstehenden zu; der Geselle ward emporgehoben und auf ein Bett gelegt; man eilte, einen Arzt herbei zu rufen, und legte feuchte Tücher auf die Wunde. Der Schlosser lag, bewußtlos vor Schrecken über seine entsetzliche That, mit dem Kopfe auf dem Tisch und hörte nicht, daß man ihm zuflüsterte, sich davon zu machen.

Der Arzt schüttelte den Kopf, nachdem er die Wunde untersucht, verordnete Mittel und die höchste Ruhe. Die Herbergsmutter übernahm die Pflege des Verwundeten wie eine rechte Mutter; dem Einen wollte sie das Leben erhalten, dem Anderen die Gewissenspein erleichtern. Während der Stunden am Tage, wo sie abwesend sein mußte,

saß Jetta am Bette des Kranken, der still dalag, ohne ein Wort zu reden; man wußte nicht, ob er nicht reden könne oder nicht wolle; Bewußtsein hatte er jedoch, denn er nahm die Arzenei.

Acht Tage waren auf solche Weise vergangen; der Kranke hatte noch keine Silbe geredet, und Jetta saß an seinem Lager und lernte für die Schule Gesänge, den Catechismus und Bibelsprüche, ganz stille für sich; da deutete er durch Zeichen an, daß er sie bitte, aus der Bibel zu lesen. Das Kind erschrak freudig; sie wollte ein passendes Capitel suchen, aber Cunold deutete ihr durch Zeichen an, fortzufahren, wo sie sei, gleich als ob er damit ausdrücken wolle, man könne die Bibel überall aufschlagen und Erquickung finden. — Jetta las ein Capitel, dann einen Gesang; am nächsten Tage that sie desgleichen, und so fort alle Tage während des langen Krankenlagers des allmählich Genesenden. Wochen vergingen, und dieser redete kein Wort, wollte sie jedoch mehr lesen als ein Capitel, so that er ihr durch Zeichen Einhalt, und versank dann in tiefes Nachdenken; man sah, daß er das Gehörte in seine Seele aufnahm.

Als Cunold ganz genesen war, dankte er seinen Wohlthätern herzlich und hatte eine lange Unterredung mit der Herbergsmutter. „Ich gehe jetzt fort von hier,“ sprach er, „wo ich so viel Anstoß gegeben, ich mag hier die Augen nicht aufschlagen. Nach Jahren kehre ich wieder und will zeigen, daß ich ein ordentlicher Mensch geworden bin. Vorläufig gehe ich nach B —, wo der Schlosser ist, den man von hier ausgewiesen hat; ich will mich herzlich mit ihm aussöhnen.“ Dann bat er die Frau inständig, sie möge Jetta nie mehr zur Pflege und zum Dienste der Kranken dort im Hause verwenden. „Wenn ich denke,“ fuhr er fort, „daß dies arme Kind mir das Messer hat aus der Brust ziehen müssen, fühle ich jedesmal einen heftigen Schmerz, und schäme mich meines sündigen Jähzorns doppelt.“

Cunold war zwei Jahre abwesend; er schrieb der Herbergsmutter mitunter Briefe voll Dankbarkeit und offenherziger Mittheilung. In einem dieser Briefe sagte er unter Anderem: „Mir geht es leidlich; ich bin vielleicht ein geschickter, aber ich kann kein thätiger Arbeiter sein in dem Maße, wie ich dies früher war.“

„Mir ist von jener unglücklichen Begebenheit eine Schwäche zurück geblieben, wohl eine Strafe dafür, daß ich früher von den Kräften der Jugend und Gesundheit einen so schlimmen Gebrauch gemacht habe. Mein langes Krankenlager hat mich zu einem anderen Menschen gemacht. Als ich damals sah, wie das Kind so still und geduldig neben dem Lager des wildfremden Mannes saß und aus ihren heiligen Büchern lernte, als ich später erfuhr, sie sei es gewesen, welche in dem entsetzlichen Augenblicke das Messer aus der Wunde gezogen, dachte ich wieder und wieder, es müsse etwas Gottgesegnetes um ein reines Herz sein, etwas Gottgesegnetes, es wieder zu erwerben, wenn man es verloren hat. — Durch diese Gedanken bin ich wieder auf gute Wege gekommen. Mein Vater pflegte zu sagen: „Wo immer auf unseren Wegen die Bibel uns entgegen tritt, da will sie uns ein Trost und eine Hülfe sein.“ — Die Wahrheit habe ich an mir erfahren.“

Nach zwei Jahren kam Cunold auf einige Tage zum Besuch in die Herberge; fremde Gesellen sagten ihm auf dem Wege: „Passe nur auf, wenn Du nach L— kommen wirst, ich sage Dir, die Herbergstochter ist ein bildhübsches

Kind; die wird einmal nach Jahren eine stattliche Frau Meisterin abgeben! Cunold gab während seines Aufenthalts bei seinen Freunden den Eindruck eines bescheidenen, gutherzigen, fröhlichen Menschen; Alle hatten ihn lieb, und als er Abschied nahm, flüsterte er der Herbergsmutter zu: „Ach, Frau Mutter, ich denke, ich muß noch einmal der Herbergssohn werden, oder es wird mir das Herz brechen."

Zwei Jahre später kehrte Cunold zurück, und ward Tischlermeister in L —; sein Meisterstück, einen kunstvoll gearbeiteten Schrank, mußte Jetta von ihm annehmen. Ein Jahr darauf war große Hochzeit in der Herberge, und nicht allein die Geladenen, auch die neugierig auf der Gasse Gaffenden wurden freigebig bewirthet. Die alten Frauen aber steckten die Köpfe zusammen, und Manche sagte: „Weiß Sie noch, Nachbarin? Der Bräutigam ist der aufsätzige Geselle, der vor fünf Jahren die Geschichte mit dem Messer hatte. Ja, ja, das war ein toller Bursche wenn ich die Mutter wäre, da hätte ich ihm die Tochter nicht gegeben."

Die Herbergsmutter jedoch ging selig und fröhlich

heim, so oft sie ihre Tochter besucht hatte, und pflegte oftmals zu sagen: „Jetta, Du bist allezeit ein gutes Kind gewesen, aber Gott hat Dir dafür auch einen braven Mann bescheert.“ Wohl hatte er Recht, einst zu sagen: „ „Gottgesegnet ist, wer ein reines Herz wieder erwirbt.“ “

Tante Susanne hat mir die Geschichte vorgesagt, denn so hätte ich sie doch aus dem Gedächtniß nicht nachschreiben können. O, die Herbergstochter hätte ich sehen mögen! Ich mag so gerne, wenn in den Geschichten steht, was die Leute für Augen haben, ob sie groß oder klein, schwarz oder blond waren, aber von der Herbergstochter wußte Tante Nichts.

Mittwoch fahre ich mit nach Blendorf, um Unterricht in der Geschichte bei Herrn Roth zu haben, in allem Uebrigen unterrichten Mama und Tante mich. Herr Roth ist erst seit Johanni dort; früher unterrichteten der Pastor und der Schullehrer die Kinder. Recht haben sie sich noch nicht an ihn gewöhnt, weil er so lebendig ist, und so mit dem Stocke auf den Tisch schlägt. Ich fürchte mich

auch ein bischen. Otto sagte: „Gieb Acht, Marie, ich will Dich einüben." Und nun fragte er in einem Athem: „Wann ist Carl der Große geboren? wann Luther? Wann nahm Tilly Magdeburg ein? Wo ward Wallenstein ermordet?" Wenn ich nicht wie der Blitz antwortete, schlug er dann jedesmal mit einem Stocke auf die Gartenbank, auf welcher wir saßen. Das war eigentlich der Spaß, weshalb er fragte.

Wenn Otto stark auf die Gartenbank schlug, war es mir durchaus fatal und doch amüsirte es mich auch. Ach, so ist es immer — bei ihm kann man haben, wie die kleinen Kinder oft sagen, Lachen und Weinen in einem Sack. Ich fiel ihm um den Hals und sagte: „Ich habe Dich so lieb, und meinetwegen kannst Du immer etwas auffahrend und wild sein, denn ich glaube, wenn ich ein Junge wäre, ich wäre eben so.

Marie.

Achtunddreißigster Sonntag.

Heute haben wir eine große Freude gehabt, aber ich will Alles nach der Reihe erzählen. Wir standen vor sechs Uhr auf und gingen mit Tante Susanne in den Wald, dort zu frühstücken. Weil kein Haus in der Nähe ist, mußten wir alles Erforderliche tragen, auch einen kleinen Theekessel, Spiritus und Zündhölzchen, denn Papa war besorgt, wir möchten ein im Walde angefachtes Feuer nicht sorglich genug wieder auslöschen. Tante hat sich einen lackirten kleinen Theekessel für solche Waldfreuden angeschafft. Er war so allerliebst, und Tante hatte zu diesem kleinen Feste eigenhändig einen Schieberkuchen gebacken. Die Hälfte desselben ward in Mama's Frühstückzimmer gestellt, den Rest nahmen wir mit. Marie sprang umher

und rief: „Tante, sind auch recht viele Rosinen darin? Tante, hast Du auch recht große Rosinen ausgesucht?“

Nachdem wir an Ort und Stelle Alles in Ordnung gebracht hatten, sangen wir, unserer Gewohnheit gemäß, ein Lied zum Preise Gottes. Tantens reine, melodische Stimme klang feierlich durch den Wald; Otto singt Tenor und ich Baß, Marie zwitscherte wild dazwischen.

Das Frühstück schmeckte uns prächtig, aber im Walde machte der Herbst sich schon geltend: die Vögel waren so still, nur die Drosseln ließen sich hören, aber ein Blatt nach dem andern fiel von den Bäumen auf uns herab. Nach dem Frühstück sangen wir ein kleines Vogellied, welches Tante uns gelehrt hat:

„Vöglein singt im Walde,
Singt so hell, so rein,
Vögleins Lied im Walde
Muß gar lieblich sein.

„Vöglein liebt im Walde,
Bauet still sein Haus,

Vögleins Lieb' im Walde
Späht kein Neider aus.

„Vöglein stirbt im Walde,
Singet selbst sich ein,
Vögleins Tod im Walde
Muß gar selig sein! —

Marie sagte auch ihr kleines Lieblingsgedicht:

„Zeislein, Zeislein,
Wo ist, wo ist Dein Häuslein?
Hoch oben im Baum,
Aus Reis und Flaum,
Aus zarten Blüthenreislein,
Da ist, da ist mein Häuslein.

„Zeislein, Zeislein,
Wer wohnt, wer wohnt im Häuslein?
Mein Schätzelein hold,

Treu, treu wie Gold,
Das allerliebste Zeislein,
Das wohnt, das wohnt im Häuslein.

Wir sprachen viel über den kommenden Frühling, und daß wir dann nicht hier sein würden, sondern im engen Gymnasium; aber Tante ließ keine Schwermuth aufkommen. „Genießet den schönen Tag, den Gott Euch heute schenkt,“ sagte sie, „und fangt keine Grillen; wir sind ja auch nicht allein zu unserer Freude auf der Welt, sondern müssen früh lernen, uns in unvermeidliche Dinge zu schicken. Schade, daß die kleinen allerliebsten Vögel nicht mehr singen, wie im Frühling! Aber wir wollen ein Lied auf die Vögel und auf den Frühling dichten. Otto, der erste Vers ist für Dich.“

Was nun folgt, wollen wir lieber kein Gedicht nennen, da würden wir wohl in Streit mit den Herren Dichtern gerathen, aber wir haben sehr dabei gelacht. Hier fehlte ein Wort und dort eines, hier war eines zu viel, und dort war der Reim nicht zu finden. Marie fuhr immer

mit sehr spaßhaften Rathschlägen dazwischen, die ihr der höchste Ernst waren. Endlich ließen wir uns genügen, und waren ganz mit unserem Machwerke zufrieden.

Es singen die Finken:
Frühling heraus!
Es fliegen die Störche
In rastlosem Saus.

Es zwitschern die Meisen:
O Frühlingslust!
Es jubeln die Lerchen
Muth in die Brust.

Die Nachtigall klaget:
O Frühlingszeit!
Die Nachtigall ahnet
Vergänglichkeit.

Der Kukuk, der rufet:
Frühling, Kukuku!
Da hört ihn der Sommer
Und weist ihn zur Ruh'.

Die Herbstdrosseln sagen
In eigener Melodei:
Es hilft Euch kein Klagen,
Frühling ist vorbei! —

Tante Susanne sagte, sie wolle das kleine Lied in Musik setzen, und dann sei sie, was man selten antreffe, Dichter und Componist in einer Person. „Ich setze fecit, fecit darunter, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“ „Ja, Tante,“ entgegnete Otto, „das thue nur, dann hast Du Beides, die Ehre und auch die Schande davon.“

Als wir nach Hause kamen, fanden wir einen Brief von Herrn Flohr; das war eine unbeschreibliche Freude! Der Brief war an mich überschrieben, weil ich doch der Aelteste bin, aber er ist für Otto und für mich. Ich schreibe ihn ab.

„Mein guter Wilhelm, mein theurer Otto! Was werdet Ihr sagen, und Du besonders, Herr Brausekopf, wenn ich Euch mittheile, daß ich verwundet und gefangen bin. Verwundet — das wird Otto begreifen, aber gefangen? Wer wird sich fangen lassen! — Eines hängt nicht

selten mit dem Andern zusammen, und so auch erging es mir. Hört nur. Wir hatten mit sechs Bataillonen eine feste Stellung bei D. genommen, Jäger und Husaren waren uns beigegeben; so erwarteten wir den Feind, der nicht auf sich warten ließ. Die leichten Truppen schwärmten aus und wurden geworfen; nun rückten wir vor und war der Kampf allgemein. Wir gingen mit wechselndem Glück vor und zurück, mußten jedoch zuletzt der Uebermacht weichen, im Augenblick des Rückzuges ward ich am Fuße verwundet, und die Unsrigen behielten nicht Zeit, ihre Verwundeten mit sich fort zu nehmen; so fielen wir in Feindeshand.

Wie lange ich unverbunden auf dem Kampfplatze gelegen, weiß ich nicht; ich hatte das Bewußtsein verloren, und erwachte im Lazareth. — Es glückte in den nächsten Tagen, die Kugel aus der Wunde zu ziehen, und ich darf auf völlige Herstellung hoffen. — Liebe Freunde, ein Lazareth ist ein trauriger Aufenthalt; man sieht und hört nur Leid, Seufzer, Klagen, Schmerzenslaute. Mir zunächst lag ein junger, schwer verwundeter Jäger, der in lichten Augenblicken stets von seiner Mutter sprach, wie

sie nach ihm fragen, um ihn sorgen, über ihn trauern werde, und wie nur Gott sie werde trösten können. Da kam nun meine Bibelfestigkeit mir zu Gute; manch schöner Spruch brachte Ruhe in diese junge Seele, die so früh vom Leben scheiden mußte, und sich dessen bewußt war. Er bat einen jungen freundlichen Arzt, von seinen Haaren ihm abzuschneiden und sie mir zu geben; ich sollte sie bewahren und sie seiner Mutter bringen mit seinem letzten Gruße und letzten Dank. — Ich ließ mich so legen, daß ich ihn ansehen konnte; das tröstete ihn. Wenn er sehr litt, mußte ich ganze Gesänge hersagen; das beruhigte ihn, und oftmals schlief er dabei ein, wie ein müdes Kind. Die übrigen Verwundeten hörten still zu und störten uns nicht. — Wieder und wieder trat mir die ewige Wahrheit entgegen, daß der Trost, den Gott gewährt, der einzige ist, der das Herz ruhig macht. Nach zehn Tagen war das Bett neben dem meinigen leer; der junge Jäger war todt. Als man ihn hinweg trug, flossen meine Thränen ihm nach; ich gedachte seiner armen Mutter und kam mir selber einsam vor.

In drei Wochen denke ich meinen Fuß wieder gebrauchen

zu können; bis zu der Zeit hoffen wir ausgewechselt oder von unseren braven Kameraden befreit zu werden. Das Bette neben mir ist wieder besetzt; ein verwundeter feindlicher Jäger hat es eingenommen, und wieder muß ich das Amt des Trösters übernehmen. — Es ist ein junger Freiwilliger, der den Krieg gegen den Willen seiner Eltern mitmacht. Dieser Ungehorsam beunruhigt ihn jetzt sehr, und er sehnt sich nach der Verzeihung und dem Segen seiner Eltern. Auf seinen Wunsch habe ich diesen geschrieben, und ihnen Nachricht von dem Ergehen ihres Sohnes gegeben, der jetzt die Stunden zählt, bis zu welcher Zeit Antwort eintreffen kann. „Ach," sagte er diesen Morgen, „wenn man doch wüßte, was man am Vaterhause hat, während man noch darinnen ist! So gut trifft man es nimmer wieder im Leben. In der Welt da trifft man wohl lustige Kameraden und gute Freunde, und treibt es eine Weile fröhlich mit ihnen, aber am Ende muß doch jeder seinen Weg gehen; da schüttelt man sich die Hände, trinkt ein Glas Wein mit einander, schenkt dem Freunde eine Pfeife und dergleichen, und damit ist's vorbei. Die Eltern dagegen — ach, denen ist man der liebste Herzensschatz! Wenn

der Sohn fortgeht aus dem Vaterhause, dann wird's dort öde und leer, und er nimmt einen Theil des Glückes und der Ruhe mit hinweg. Es fühlt am Ende wohl jeder, daß solche Liebe unersetzlich ist; wohl daher denen, welche dankbar und gehorsam waren und als gute Söhne von den Eltern schieden."

Für heute muß ich schließen; die ganz ruhige Lage, in der ich verharren muß, die Krankenluft, in der ich lebe, der Anblick so vieler schweren Leiden, und endlich doch auch die eigene Wunde, haben meine Kräfte mitgenommen. Man spricht hier viel von einem Reitergefechte und einem glänzenden Angriffe der Kürassiere unter ihrem tapferen Obersten von Barneck. Das werdet Ihr gerne hören! Lebt wohl, Ihr lieben jungen Freunde; sagt Euren Eltern meinen dankbaren, ehrerbietigen Gruß, und allen Uebrigen, insbesondere jedoch Marien die allerbesten Grüße. Ich gedenke Eurer täglich, auch die Thiere vergesse ich nicht. Wann wird die Taube des Friedens mit ihrem Oelblatte bei uns einkehren! Lebt wohl, lebt wohl. F."

Als ich den Brief las, guckte Otto mir über die Schultern, und Marie war auf einen Stuhl gestiegen, um

den Brief anzusehen, denn lesen konnte sie natürlich nicht. In ihrer Lebendigkeit rief sie: „Lebt Herr Flohr? lebt er? das sagt mir doch.“ Otto erwiederte: „Nein, Marie, er hat geschrieben, daß er todt ist.“ Die gute Kleine nahm die Antwort etwas übel auf, aber am Ende mußte sie doch lachen; sie sprang vom Stuhl herab, schwenkte ihr Tuch über dem Kopf und rief: „Dreimal hoch für Alle, die den guten Flohr nicht todtgeschossen haben!“ Das war freilich ein weites Feld für Beifallsbezeugungen. —

Als wir ausgelesen hatten, sagte Marie: „Wenn man eine rechte Freude gehabt hat, muß man auch an Andere denken; hier ist ein Groschen, den soll der erste Arme haben, dem wir heute begegnen.“ Otto und ich legten jeder einen dazu, damit der Glückliche, wie Otto sagte, mit einem Mal ein Crösus werde. Marie flüsterte mir zu: „Christian soll es dem alten Peter sagen, daß er heute nach dem Hofe kommt, dann wird er der reiche Mann.“ Als Herr Flohr noch bei uns war, sagte er manchmal Uhlands schönes Lied: „Ich hatt' einen Kameraden“ u. s. w.; wir wollen ihn fragen, ob er auch einen Kameraden gefunden hat?

Ach, das muß wunderschön sein, einen Freund zu haben, mit dem man steht und fällt. Der ganze Sonntag, so viel wir bereits davon erlebt haben, war so schön. Ein paar Streifchen Tageslicht bleiben mir noch, und so muß ich noch des Spazierganges gedenken, den ich mit Otto machte. Wir gingen einen einsamen Weg, um Alles miteinander bereden zu können, was uns in und auf dem Herzen lag. Zuerst war es Herr Flohr, der uns in Anspruch nahm; dabei gedachten wir immer und immer wieder des schönen Liedes:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern giebt es nicht, u. s. w.

Ich glaube, Herr Flohr könnte einen Freund haben, der für ihn freudig in den Tod ging. Es wurde uns Beiden ganz wehmüthig zu Sinn, daß wir so gar nichts für unsern besten Freund thun können. Ach, käme er doch bald zurück! Es war ein ernster, schöner Spaziergang.

Wilhelm.

Neununddreißigster Sonntag.

Montag. Es war ein schöner Morgen und Wilhelm und ich fuhren lustig auf Blendorf zu. Die Wiesen waren noch prächtig grün, und manche kleine Blume blühte zum zweiten Mal, was den Herrn Botaniker besonders erfreute. — Je näher wir dem Pfarrhause kamen, um so ernster wurden wir; jeder hatte doch noch sein Theil zu bedenken. Wilhelm überhörte sich laut lateinische Sätze und Vocabeln, während ich in der deutschen Sprachlehre umherkutschirte. — Die Esel befanden sich am besten dabei, und blieben am Ende, da wir gar ihr träges Fortschreiten nicht beachteten, ruhig stehen. Das ging denn doch nicht, und ich sah mich genöthigt, einige ernstliche Ermahnungen ergehen zu lassen. — Die Pastorin empfing

uns an der Hausthür, hieß uns die Esel dem Knechte übergeben und lud uns ein, bei ihr einzutreten. Man sah sogleich, daß besondere Dinge vorgingen, Kuchen, Blumen, Kränze und Geschenke deuteten es an; es war der Geburtstag der Pastorin. Sie sagte, daß Herr Roth uns heute nur zwei Stunden geben werde, und daß wir ihr nach demselben wohl das Vergnügen erzeigen würden, bei ihr zu frühstücken. Wir waren natürlich seelenfroh. Die Kinder flüsterten uns zu: „Es kommt Chocolade! Vater hat welche aus der Stadt mitgebracht.“ Bald hieß es: „O, daß Marie nicht hier ist!“ Nach kurzem Besinnen ward ein Knabe aus dem Dorfe mit dem Eselwagen zurück geschickt, Marie zu holen. Als wir mit dem Unterricht fertig waren, langte sie an; sie saß mit vieler Würde in ihrer Equipage, aber ihr verehrlicher Kutscher hatte seine Mütze auf dem Wege vom Kopfe verloren, und nicht den Muth gehabt, stille zu halten, um sie wieder zu holen. — Das Frühstück verging in lustiger Weise; wir tranken die Gesundheit der Pastorin in Chocolade, und es schmeckte uns prächtig. Die Kinder waren seelenfroh, uns so gut bewirthet zu sehen, und nöthigten sehr zu den Kuchen, die

wunderschön waren. Nach dem Frühstück blieb uns noch eine Stunde, die wir mit Spielen hinbrachten. Die Pastorin gab uns Kuchen mit für Tante Susanne, der sehr wohl aufgenommen ward, denn in solchen Dingen ist Tante eigentlich noch ein Kind. — Wir haben niemals so viele süße Gerichte gehabt, als seit der Zeit, wo Tante kochen lernt; sie sagt fast täglich zu Mama: „Nicht wahr, heute darf ich irgend etwas Süßes bereiten? Ich muß doch Alles lernen, siehst Du wohl.“ Mama lacht dann jedesmal herzlich, aber sie schlägt es nicht ab. —

Dienstag. Sehr ernster Arbeitstag; wir mußten Vieles nachholen, und Herr Roth strengte unsere Köpfe tüchtig an. — Abends ritten wir und durften zuerst übersetzen. Papa hatte Barrieren von verschiedener Höhe errichten lassen, und nun probirten wir unsere Kunststücke. Es giebt keinen besseren Spaß! Die Mütze fest auf den Kopf gedrückt, mit den Augen gemessen, und dann hinüber! O, es ist, als ob man flöge! — Einmal fiel ich in den Sand, das kann begegnen, und ist keine Schande dabei, aber ich setzte auch über die höchste Barriere; darauf ließ Wilhelm sich noch nich ein.t — Papa sagte: „Wenn Du

nicht so wild wärst, würdest Du nicht gefallen sein.“ Freilich, aber es war mir in dem Augenblicke, als sei ich ein Vogel, und darüber vergaß ich Zügel und Alles. Die Husaren sind eigentlich glückliche Leute; von denen erwartet man, daß sie wild sind, daß ihnen kein Graben zu breit, kein Wall zu hoch ist. Der gut Oberst hatte Recht, ich hätte Soldat werden müssen.

Mittwoch. Ganz glückseliger Tag! Papa sah unsere Arbeitsbücher nach, war zufrieden, und versprach uns zu Sonntag Nachmittag ein Vogelschießen. „Bittet Mama, daß sie Preise besorgt, ich will sie bezahlen.“ O, wie jubelten wir! und wir dürften einladen, wen wir wollten, setzte Papa hinzu, jedoch setzte er voraus, daß wir uns durch die Aussicht auf dies Fest nicht beim Unterricht zerstreuen ließen. Wilhelm und ich rannten lange in der Allee auf und ab, unsere Freude auszutoben, und als Marie hinzu kam, faßten wir uns an und tanzten auf und nieder; als Tante Susanne dies aus der Ferne gewahrte, kam sie eilfertig an und tanzte mit. Es war ein ganz toller Jubel; Tante und Wilhelm sangen, Marie



und ich pfiffen dazu, denn am Ende kann Marie doch noch besser pfeifen als singen.

Donnerstag theilten wir den Pastorenkindern unsere Freude mit. „Ihr bittet uns doch auch?“ fragten sie. Das war ja Selbstverstand. Da wir so ermahnt waren, ermahnten wir wieder: „Lernt nur gut, und paßt auf, damit es nicht heißt, daß wir nichts als Vogelschießen im Sinne haben.“ Wir gelobten uns gegenseitig, verdoppelt fleißig und aufmerksam sein zu wollen. Herr Roth, dem wir es mittheilten, lachte herzlich und sagte: „O, ich muß mitschießen! das war früher mein Lieblingsvergnügen; ich muß probiren, ob noch etwas von der Kindernatur in mir ist.“

Freitag. Wir haben in aller Eile einen neuen Anzug für Christian bestellt. Es ist ein alter Schneider im Dorfe, der ganz gut arbeitet; die Jacke und die Unaussprechlichen schenken Wilhelm und ich, Marie giebt die Handschuh und Tante Susanne die Weste. Er wird aussehen wie ein Prinz. Marie gab ihm täglich Tanzunterricht in der Allee; man hörte schon immer von Weitem:

„Christian, auf den Fußspitzen! Auswärts! Kopf in die Höhe! Springe nicht mit beiden Füßen zugleich!" u. s. w.; es war sehr spaßhaft. Der viele Tadel machte Christian ganz verwirrt; er sah immer nach allen Seiten um, und tanzte wie ein Tölpel. Zuletzt ward es mir zu viel: „Komm her, Christian, ich will Polka mit Dir tanzen; frisch vorwärts, und halte nur Takt." Marie sah erstaunt zu: „Weshalb kannst Du denn jetzt, Christian? Ich habe es Dir so hübsch gezeigt!" — Einige Instructionen gab ich ihm nachträglich. Sei so gefällig, lieber Sohn, und tritt den Damen, mit denen Du tanzest, die Füße nicht entzwei, denn sie haben keine Stiefeln an, wie ich; falle nicht, wenn Du es vermeiden kannst, und sei so vergnügt, wie Du kannst. Er lachte, und ging hernach Marien ein wenig aus dem Wege.

Sonnabend war ein sehr guter Tag, weil man Zeit hatte, sich zu freuen. Wilhelm und ich haben uns neue Handschuhe angeschafft für den Tanz, der mir eigentlich ziemlich gleichgültig ist; das Schießen ist mir der Hauptspaß. — „Morgen! Hurrahrassassa!" so hieß es zwischen Wilhelm und mir, aber jetzt ist morgen heute. Im

ganzen Hause ist Geschäftigkeit und draußen gleichfalls. Papa läßt die Stange aufrichten und die Distance probiren. Es werden auch Bänke für die Zuschauer hingestellt und eine kleine Tribüne für die Preisvertheiler errichtet.

Mama läßt die Wände des Saals mit Kränzen behängen und überall Lichter anbringen, Tante Susanne hilft Torten und ein kleines Backwerk bereiten, Marie flicht Kränze für sich und die kleinen Mädchen, welche Theil nehmen werden, einige Kinder unserer Gutsnachbarn und die Pastorenkinder. Sie selber will einen Kranz von hochrothen Nelken tragen, und hat es damit außerordentlich wichtig. Ihr weißes Kleid liegt schon bereit; Schuhe, Handschuhe, Gürtel, Alles liegt zum Anziehen fertig, und Marie singt und hüpft unaufhörlich. Mama sagte schon einige Mal: „Ruhig, ruhig, Marie, Du wirst Dich um alle Kräfte freuen.“ Tante Susanne ist fröhlich wie ein Kind, und als Wilhelm und ich vor einer Stunde uns in der Nähe der Küche blicken ließen, um doch ein Auge auf alle guten Dinge zu werfen, eilte sie mit der Feuerzange aus der Backstube heraus und verfolgte Wilhelm und mich mit

derselben bis auf den Hof. — In einem Augenblick, wo Tante besonders mit Wilhelm beschäftigt war, eilte ich durch eine Nebenthür auf den Kriegsschauplatz zurück und entwendete, zur großen Belustigung der Köchin, einen kleinen Kuchen, mit welchem ich mich eilfertig zurück begab. Tante Susanne und Wilhelm standen einander lachend gegenüber, als ich mit meiner Beute anlangte; Tante schrie auf vor Ueberraschung und schwang ihre Waffe; ich faßte den Kuchen mit den Zähnen und kletterte rasch wie ein Eichkätzchen einen Baum hinan. Dahin konnte Tante doch nicht folgen. Sie kehrte sich zu Wilhelm und sagte: „Komm Du jetzt mit mir, Du sollst einen viel schöneren kleinen Kuchen bekommen, als dieser Marodeur da entwendet hat.“ Wilhelm ließ sich das nicht zweimal sagen und kehrte reich beschenkt zurück.

Es ist halb neun Uhr, und in wenig Augenblicken fahren wir zur Kirche. Papa sagte beim Frühstück: „Ich erwarte, daß Ihr während des Gottesdienstes nur mit diesem beschäftigt sein werdet. Vergeßt nicht, daß Gott es ist, dem Ihr alles Gute verdankt, und daß Menschen nur die Mittelspersonen sind, welchen die Austheilung seiner

reichen Gaben zum Nutzen und zur Freude zusteht, so weit dieselben ihnen verliehen sind. Der erste kindliche Dank gehört Gott, der zweite den Menschen." —

Jetzt muß ich schließen. Heute Abend! — ich könnte ein Gedicht machen, so vergnügt bin ich. Otto.

Auf dem Kirchwege gedichtet und niedergeschrieben am Abend, während die Leute tanzten, zur Erinnerung des Tages, den ich mir anders gedacht:

O Sonnenschein, Du schönstes Gut,
Ich preise Dich so sehr;
Du giebst dem Herzen frischen Muth,
Du kommst vom Himmel her. —

O Sonnenschein, Du schönste Freud',
Schenk' lange Deinen Glanz;
Du schaust so vieles tiefe Leid,
Schau hier auf Spiel und Tanz.

O Sonnenschein, wenn Du Dich senkst,
Da schläft die Freude ein;
So lange Du die Lichter schenkst,
Wird's lustig bei uns sein. —

Vierzigster Sonntag.

Heute habe ich so viel zu erzählen und so wenig Zeit! Ich muß meine Bücher abstauben und sie besser im Schranke ordnen, und alle meine Schubfächer nachsehen. Dabei fällt mir stets so viel in die Hände, was ich besehe, und so vergeht die Zeit viel zu schnell. Als ich das letzte Mal meine Bücher in Ordnung brachte, las ich immer ein wenig dazwischen, und zuletzt setzte ich mich an den Boden und las fort und fort, und als ich längst hätte fertig sein sollen, saß ich noch da und nichts war gethan. Mama kürzte mir deshalb etwas von meinem Wochengelde. —

Am vorigen Sonntag früh dachte ich, daß ich von dem Tage werde viel Schönes zu berichten bekommen,

aber das fiel traurig aus! Als wir in Blendorf anlangten, sahen wir eine Bewegung unter den Leuten, die uns auffiel. Der Küster trat auch bald an den Wagen und berichtete, daß kein Gottesdienst stattfinden könne, da der Pastor, im Begriff, sich in die Kirche zu begeben, ausgeglitten und gefallen sei, und sich schwer am Kopfe verletzt habe. Papa fragte, ob zu dem Arzte geschickt sei? „Nein, noch nicht." In einem Nu war Otto vom Wagen: „Papa, darf ich hinreiten auf des Herrn Pastors Pferd?" — Papa nickte: „Das thue, und sei Beides, rasch und verständig." In zwei Minuten saß Otto zu Pferde, auf der Decke nur, er wollte keinen Sattel, und sprengte das Dorf entlang. Papa lächelte, als er ihm nachblickte; Mama sah ein wenig ängstlich aus, Wilhelm und Tante Susanne ernsthaft, und ich rang heimlich die Hände und hätte gerne geweint.

Die Eltern gingen zu dem armen Kranken; wir mußten draußen warten, aber die Kinder kamen zu uns heraus. Anfangs sprachen wir nur von der Verletzung, von dem Schrecken, und wie es wohl enden werde? Hernach sagten sie: „Ach, wir hatten uns so auf das Fest gefreut!

das ist nun Alles vorbei.“ Wir waren ganz traurig mit einander, und ich erzählte von meinen Kränzen, von den Kuchen, und daß Papa drei Musikanten bestellt habe. Mama hat auch für jedes der kleinen Mädchen einen rosa Gürtel gekauft; das war nun Alles vergebens!

Nach einer Stunde kamen die Eltern wieder zu uns; Mama hatte geweint, Papa sah ernsthaft aus. Beide sprachen freundlich mit den Kindern, sagten, daß sie Otto's Pferd nach Blendorf schicken würden, und dann fuhren wir nach Hause zurück. —

Auf dem Wege saßen Wilhelm und ich neben einander und flüsterten uns zu, daß jede wahre Freude jetzt doch hin sei. Der gute Herr Pastor! und wie hätten wir vergnügt sein können, während die armen Kinder so traurig waren. Dann sprachen wir auch über Otto, der stets so wagehalsig ist; Wilhelm sagte: „Der wird reiten! das glaube Du mir.“ Ach, das durfte er mir nicht erst sagen, ich kenne Otto wohl!

Nachdem wir das Haus wieder erreicht hatten, mußte der Reitknecht satteln, Otto's Pferd an die Hand nehmen, und nach Blendorf reiten. Wilhelm wollte das gerne thun,

aber Papa wollte es nicht, weil Otto's Pferd oft so wild ist und ausschlägt. —

Nach drei Stunden kam Otto zurück; er sah sehr erhitzt aus, und sein Pferd war mit Schaum bedeckt; Papa sah es, sagte aber nichts. Er ward nun ausgefragt, und lachte über den Ritt mit dem Doktor, dessen sehr dickes Pferd nicht mit fortgekonnt habe. „Recht reiten kann der Doktor auch nicht," sagte er, „jeden Augenblick kam er seinem Pferde mit den Sporen zu nahe und erschrack dann, wenn dies Sätze machte oder ausgriff. Ich höre ihn noch: „ho! ho! sachte! sachte!" rufen. Ich sauste mit dem Braunen voran, und das dicke Thier hatte doch etwas im Leibe, und ward zuletzt hitzig, und wollte nicht zurück bleiben. Der Doktor ward ganz wüthend und rief mir zu: „Das ist ja ein ganz verwünschter Ritt! wozu auch hat der Pastor die Beine, wenn er nicht fest darauf stehen kann." Als wir in Blendorf ankamen, liefen uns Alle entgegen; man half dem Doktor vom Pferde, und da er sehr gutmüthig ist, ward er wieder freundlich. Ich wartete auf der Hausdiele auf Nachricht. Nach einer halben Stunde kam die Pastorin zu mir; sie hatte geweint, sah aber doch etwas

getröstet aus: „Der gute Doktor hofft, daß die Verletzung nicht gefährlich ist, und sich durch Blutegel und kalte Umschläge wird herstellen lassen," sagte sie freundlich. — Die Hausthürglocke ward festgebunden, den Kindern empfohlen, sich ganz ruhig zu halten, da der Doktor für den Kranken die äußerste Stille begehre. Ich fragte, ob ich noch irgend nützen könne, und als dies verneint ward, jagte ich hierher zurück." Bei dem Worte „jagte" warf Papa einen eigenen Blick auf Otto; dieser erröthete ein wenig, bekam aber keinen weiteren Verweis.

Wilhelm, Otto und ich beriethen uns miteinander, und gingen dann zu Mama, und fragten, ob das Fest nicht könne verschoben werden, da wir nicht gerne fröhlich sein möchten, während die armen kleinen Pastoren so bekümmert zu Hause säßen. Mama sann ein wenig nach und sagte dann, daß sie sich mit Papa bereden wollte. Es ward ausgemacht, daß den Nachbarenkindern abgesagt werde, dagegen aber die Musik, die Kuchen und alles Weitere zu einem Ball für die Pächter und die Leute im Hause verwandt werden sollten. Die freuten sich nicht wenig! — Meinen schönen Nelkenkranz gab ich an Mama's Jungfer; sie hat ganz

schwarzes Haar und sah allerliebst aus. Wir tanzten gar nicht mit, denn wenn wir das gethan, hätten wir ja eben so gut unser Fest haben können. Es war uns bitterlich leid; wir stellten uns so, daß wir die Musik hören konnten, und galoppirten ein wenig im Garten umher. Als wir später gerufen wurden, stand ein kleiner Tisch für uns gedeckt, für uns und Tante Susanne, mit Butterbröden, Kuchen, Früchten und Weinlimonade; das war auch ein kleiner Spaß! Ich habe noch so viel zu erzählen, aber ich habe keine Zeit mehr. Die Leute tanzten bis 12 Uhr; wir gingen um halb zehn Uhr zu Bette, aber vorher tranken die guten Menschen unsere Gesundheit. Als sie riefen: „Das kleine Fräulein auch daneben!" mußte ich lachen vor Vergnügen. Wenn ich eine Königin wäre, ich ließe die Leute jeden Abend tanzen, bei Musik und Kuchen.

Marie.

Einundvierzigster Sonntag.

Die vorige Woche brachte uns viel Gutes, denn der gute Pastor war nach wenigen Tagen außer Gefahr, obgleich die Verletzung wirklich sehr stark war. — Die Pastorin und die Kinder waren Anfangs so betrübt und dann später so seelenfroh. Nach vier Tagen durften wir einen kurzen Krankenbesuch abstatten. Der Pastor saß in seinem Lehnsessel mit verbundenem Kopfe, aber er sah heiter und freundlich aus wie immer, und sagte: „Nun seht einmal, jetzt habe ich Ferien, und Ihr müßt arbeiten; aber Ferien, die Euch nicht gefallen würden, denn ich sitze den ganzen Tag auf demselben Fleck und darf nicht einmal lesen. Da würdet ihr doch am Ende nicht mit mir tauschen.“ — Marie, welche auch zugegen war, fragte den

lieben Kranken, ob er nicht Schaf und Wolf oder Mühlenspiel mit ihr versuchen wolle? — Der gute Pastor lachte herzlich, sagte jedoch freundlich: „Das ist ein sehr guter Einfall; die Uebrigen schicken wir fort, und wir Beide bleiben beisammen und spielen Schaf und Wolf. Da nimm Dich aber in Acht, denn es versteht sich, daß ich den Wolf vorstelle, dazu paßt dein Gesicht nicht, ich kann viel grimmiger aussehen.“ Marie kam nach einer Stunde sehr vergnügt zu uns und sagte: „Das war sehr hübsch! der gute Pastor hat sich prächtig amüsirt.“ Das zweite Gute war ein Brief von Herrn Reward, nach dem uns oft verlangt. Wir wollten doch so gerne wissen, wie er sich in seiner Laufbahn zurecht findet. — Der Brief war für Papa. Herr Reward, den einen Theil des Briefes theilte Papa uns mit, spricht darin sehr viel freundliche Gesinnung für Otto und mich aus. Während Papa las, blickten wir einander an und dachten dasselbe; jede Ungehörigkeit, die wir begangen, that uns innig leid. Man denkt wohl manchmal, daß man einen Vorwurf nicht verdient, aber wenn ein sehr freundlich anerkennendes Wort gesagt wird, hat man dies Gefühl viel tiefer noch. Papa erhob

die Augen nicht, während er las, aber ich konnte doch sehr wohl sehen, was er dachte, und das beschämte mich noch mehr. Von seiner Stellung als Soldat sagte Herr Reward wenig, nur daß er alle Pflichten seines Standes treu erfülle, so schwer ihm dies manchmal auch falle. Die Geschäfte eines Recruten, schreibt er, winden sich, mit geringen Ausnahmen, gleich einem Uhrwerk ab; so gehe ich mechanisch mit den Kameraden vorwärts, wohin die Stunde uns ruft. In den Augenblicken, die mir gehören, eile ich mit den Gefühlen zu meinen Büchern zurück, mit denen man schmerzlich entbehrte, geliebte Freunde wiedersieht. Als Otto und ich uns allein befanden, sagte Otto: „Ich wollte, Herr Reward hätte uns nicht so gelobt, denn ich, für meinen Theil, weiß sehr gut, daß ich oftmals ein Esel gewesen bin.“ Ich erwiederte: „Wenn Du über eine Sache geredet hast, bleibt nichts mehr zu sagen übrig.“ Er lachte und sagte: „Ja, es ist wahr, und mich gereut es, daß ich oftmals gelacht habe, wo es weder gut noch schicklich war.“ Das ging mir eben so. — Papa will Herrn Reward antworten, und wir dürfen Einlagen mitschicken.

Von dem Vogelschießen ist nicht mehr die Rede; die

Stange ist abgenommen, die Bänke sind bei Seite geschafft. Anfangs dachten wir, Papa werde sagen: „Wenn der Pastor wieder gänzlich hergestellt ist, sollt Ihr Euer Fest nachträglich haben.“ Aber bis jetzt war keine Rede davon. Christian hat mit den Leuten getanzt, und hatte folglich seinen Spaß; ihm that es nur leid, daß er um zehn Uhr aufhören und zu Bette mußte. —

Otto und ich haben uns jetzt an Herrn Roth gewöhnt, und nehmen gern Theil an seinem Unterricht. — Anfangs kam uns Alles so überstürzend vor, aber daß er so frisch und rasch ist, hat auch sein Gutes, besonders für mich, weil ich mir manchmal beim Begreifen Zeit lasse, und für Otto, weil er Acht geben muß, denn begreifen kann er viel schneller als ich. Das dritte Gute war, daß wir einen Tag auf die Rebhühnerjagd gehen durften. Es ging dabei recht jägermäßig her. Wir aßen nach den Vormittagsstunden um 12 Uhr, packten etwas Brod, Obst und ein Fläschchen mit Wasser und Wein in unsere Jagdtaschen, und dann ging es vorwärts. Marie stand am Ausgange des Gartens; sie hatte für jeden von uns einen kleinen Kuchen gespart und steckte ihn in die Jagdtaschen. Als wir

dankend weiter gingen, rief sie uns nach: „Ihr glücklichen Buben! Wäre ich nur auch ein Junge! Aber bringt mir Etwas mit, hört Ihr wohl?" —

Die Jagd war sehr belustigend; wenn die Hunde standen, wie schlug uns das Herz! Und wenn dann ein großes Volk Hühner schwirrend aufflog, und der Jäger mit Wort und Mienen Ruhe gebot bis zum rechten Augenblick — das war ein Gefühl, wie Otto und ich es noch nicht gehabt hatten. — Anfangs schossen wir zu hitzig, ich besonders, denn zu meinem Erstaunen war Otto besonnener als ich; er sah nach jeder Ueberwindung ganz dunkelroth aus, aber überwand sich doch, so daß er drei Hühner schoß, und ich dagegen nur eins, und nebenher tobte der Jäger noch über mich und meine Jägerhitze. Ich war nur froh, nicht ganz mit leeren Händen zu kommen. Die Jagd war beschwerlich genug; es ging über Zäune und Gräben hinweg, und da muß man sich mit dem geladenen Gewehr in Acht nehmen, und das ist keine Kleinigkeit. —

Wir kamen erst um neun Uhr nach Hause, herzlich ermüdet und herzlich vergnügt. Papa sagte: „Was Ihr geschossen habt, dürft Ihr Morgen der Frau Pastorin mit-

nehmen." — Ich sagte: „Ja, da wird Otto besonders liebes Kind sein, denn mein Beitrag ist nur gering." Otto entgegnete eifrig: „Wer die Hühner geschossen hat, kann ganz gleich sein; wenn sie da sind, das ist für die Pastorin die Hauptsache." Herr Flohr sagte einmal: „Tüchtige Menschen pflegen sich selten zu rühmen; ihnen erscheint, was sie vollbringen, als naturgemäß, als könnte es nicht anders sein." Ich glaube, so wird es Otto auch einmal erscheinen; er kann, was er auch selber eingesteht, ein recht unverschämter Bursche sein, aber sich dessen zu rühmen, was er versteht, fällt ihm nicht ein; in der Hinsicht ist er durchaus bescheiden.

Ich brachte Marien einen kleinen Strauß mit, Otto ein paar bunte Steine, womit sie ganz zufrieden war. Für mich selber hatte ich auch einige Pflanzen gesammelt, da die saftloseren Spätsommerblumen sich am sichersten trocknen lassen. Spätsommer? Ach, leider schon Herbstblumen! Noch ein Vierteljahr — dann heißt es: „Lebt wohl, ihr schönen Kindheitsfreuden."

Wilhelm.

Zweiundvierzigster Sonntag.

Die Pastorin war sehr erfreut über die Rebhühner, und sagte, daß nur ihr Mann davon essen solle. In dem Hause ist so viel Liebe! — Nun aber zur Sache.

Montag. — Am Sonntage sagte Papa uns, wie er eigentlich nicht gesonnen sei, uns für das aufgegebene Fest zu entschädigen. Erstlich, weil eine schon einmal durchgemachte Vorfreude in ihrer Wiederholung selten gleich lebhaft sei, und ferner, weil er das Geld, welches dies kleine Fest kosten würde, gern anders und besser anwenden wolle. Wilhelm und ich blickten uns schweigend an, und er sagte uns darauf, daß er gesonnen sei, an dem Tage, an welchem der Pastor zuerst wieder predigen werde, den Armen der Dörfer ein Mittagsmahl auszurichten. — Wir

schwiegen noch einen Augenblick, weil wir sehr überrascht waren, dann aber gaben wir aus aufrichtigem Herzen unsere Zustimmung. — Marie war mit ihrem Beifall am ersten bei der Hand: „O, lieber Papa, das thue doch, und laß recht schön für die armen Leute zukochen, damit sie sich recht freuen. Ich will ganz vrrgnügt um den Tisch herum tanzen, eben so vergnügt, als ob ich einen Nelkenkranz auf dem Kopfe hätte und eine Violine dazu spielte." Papa lächelte, küßte Marie und drückte Wilhelm und mir die Hand. Damit war diese Sache abgemacht.

Am Montage sagte Mama: „Aber die armen kleinen Leute, die zu dem Vogelschießen eingeladen waren, was wird aus denen?" „Die," sagte Papa, „werden am nächsten Sonntag gebeten, bekommen Obst, sehr wenig Kuchen (und dabei blickte Papa uns schalkhaft an), Milch, Butterbrod, kurz lauter solche Herrlichkeiten, und belustigen sich mit der Kegelbahn, der Schaukel, mit Wettläufen und solchen hübschen Dingen, wobei die Preise vertheilt werden können, welche einmal angeschafft sind." Das kam unerwartet! Also doch ein Spaß und ein so großer!

Wilhelm und ich haben uns noch einen besonderen

Scherz ausgedacht; wir wollen einige Feuerräder, Schwärmer u. s. w. kommen lassen, und damit ein Feuerwerk veranstalten, und durch geschriebene Karten dazu einladen. Das soll eine Ueberraschung für alle sein, und nur Christian und der Gärtner darum wissen, weil Beide helfen müssen. Wilhelm sagte: „Eigentlich ist es thöricht, in wenig Augenblicken so viel Geld zu verpuffen!“ Er hat wohl Recht, aber man muß doch auch mitunter daran denken, sich und Anderen aus eigenen Mitteln einen Spaß zu machen. Wir sind in der letzten Zeit sehr sparsam gewesen, und nur Christians Anzug hat eine kleine Summe erfordert, doch besteht er aus leichten Sommerzeugen, und ist daher nicht so kostbar.

Dienstag verging ohne besondere Begebenheiten; wir lernten tüchtig, dachten viel über unser Fest nach, sprachen mit den Pastorenkindern darüber, die mit uns jubelten, und arbeiteten Abends im Garten. — Mama bestellte für den nächsten Tag Gemüse bei uns, und namentlich auch Salat. Wir beredeten mit einander, was wir im Herbst, was im Frühling für das Geld anschaffen wollen, welches die liebe Großmama in unsere, durch sie entstandene Garten-

kasse gelegt hat. Alles Geld, welches wir durch den Verkauf von Gartengewächsen gewinnen, legen wir auch hinein. Wilhelm rieth zum Ankauf von Blumen und Obstbäumen, Marie zu Gartenbänken. Dies Gespräch erinnerte uns plötzlich daran, wie wenig wir im nächsten Jahre unseren Garten sehen und desselben froh werden können. Die Sommerferien eignen sich dazu noch am besten. Marie ward ganz traurig: „Ich will wohl für den Garten sorgen," sagte sie, „aber — aber —" und sie weinte bitterlich und konnte nicht ausreden.

Mittwoch. Wilhelm und ich übten uns im Pistolenschießen nach der Scheibe. Papa ist ein berühmter Schütze und leitete diese Uebung; später mußten wir reiten, und namentlich über einen ziemlich breiten Graben setzen. — Das belustigte uns sehr, aber Mama darf von diesen Versuchen nicht viel erfahren, denn sie fühlt sich sehr dadurch beängstigt. Papa ist aber stets dabei zugegen, und eben so ernst als vorsichtig.

Donnerstag. An dem Tage erhielten wir unsere Feuerräder und Schwärmer. Der Gärtner macht ein Lattengestell für uns zurecht, in Form eines Sternes, daran

wird das Feuerwerk befestigt. Einige Frösche habe ich noch besonders aus eigenen Mitteln angeschafft, weil ihr leuchtendes Hüpfen am Boden mich sehr belustigt. Diese werden beim Beginn und beim Schlusse des Feuerwerks erscheinen. Der Gärtner hat auf dem Boden des Gartenhauses einen Kasten mit kleinen farbigen Glaslampen aufgefunden und beredete uns, Mama um Oel zu bitten, um mit denselben einige Büsche oder auch Baumstämme zu erleuchten. Als wir mit Mama darüber redeten, sagte sie, daß sie sich dieser Lampen sehr wohl erinnere, denn mit diesen sei eine Ehrenpforte erleuchtet worden zu der Zeit, als sie zuerst als junge Frau mit Papa ihren Einzug auf dem Gute gehalten. Sie hatte großen Spaß an manchen Erinnerungen und gewährte unsere Bitte sogleich. — Zu Wilhelm sagte Mama scherzend: „Wenn Du uns einmal nach zwanzig Jahren Deine junge Frau bringst, soll eine Ehrenpforte mit denselben Lampen Euch empfangen.“ Das belustigte uns sehr. Wilhelm aber, der doch ein klein wenig von einem Philister hat, sah, glaube ich, die Ehrenpforte schon im Geist. —

Freitag. In unseren Freistunden durften wir in

der Nachbarschaft umher reiten, um zum Sonntage einzuladen. Wilhelm ritt nach Blänken und Nußberg, ich nach Burgthal und Schwanenholm. Acht Kinder, welche Theil nehmen dürfen, waren das Ergebniß dieser Einladungen. Ueberall wurden wir sehr freundlich empfangen und fast zu reichlich bewirthet; man wollte uns durchaus etwas zu gute thun, und alles Protestiren war ziemlich vergeblich. Wein tranken wir jedoch Beide nicht, weil Papa es verboten hatte, aber der Magen mußte für das leiden, was der Kopf entbehrte. Ich bedurfte keines Weins, und war von der Freude hinreichend berauscht. Die Knaben waren entzückt vom meinem kleinen Pferde, und ich ließ sie aufsitzen und etwas umher traben. Rodrick, so heißt es, war eben weniger wild wie gewöhnlich, und ich klopfte seinen Hals und liebkoste ihn, während die Knaben aufstiegen; so ging es eben. — Wilhelm und ich hatten ein Zusammentreffen an einem bestimmten Platze verabredet, und als ich pünktlich dort eintraf, fand ich ihn bereits auf mich wartend. Wir theilten uns unsere kleinen Begebnisse mit, die fast in aller Weise dieselben waren; auch er hatte sein Pferd hergegeben und war gleich mir bewirthet und empfan-

gen. In Blänken hatte er große Freude an den Blumenhäusern gehabt, und sprach darüber so viel und so lange, daß meine Gedanken weit abschweiften. Er bemerkte es zuletzt, und war für eine kurze Zeit etwas empfindlich. Für Mama hat man ihm eine sehr schöne, zwei Pfund schwere Ananas mitgegeben, und das machte ihn ganz glücklich. Ich würde mit leeren Händen gekommen sein, hätte mich nicht am Pachthofe die alte Pächterin angerufen, um mir einen kleinen Korb mit Birnen mitzugeben. „Die Birnen nehmen Sie doch gewiß für die Mama mit," sagte sie. „Auf dem Pferde?" fragte ich etwas verwundert. „Natürlich; Sie würde ich gar nicht bitten, den Korb zu tragen, aber das Pferd kann es gerne." Bei diesen Worten zog sie sehr gelassen einen starken Bindfaden aus der Tasche, und begann den Korb am Sattelzeuge zu befestigen.

Rodrick fand die Sache eben so ungehörig wie ich, und begann aus allen Kräften zu scharren und auszuschlagen; ich fand es nicht ganz in der Ordnung, daß er ungeberdiger sein wollte als ich, sagte daher der Pächterin, daß sie ein wenig zurücktreten solle, und begann nun den Versuch, wer Herr sei, er oder ich. Die Probe fiel zu

meinen Gunsten aus, und als Herr Rodrick sich beruhigt hatte, bat ich die alte Frau, ihr Werk von Neuem zu beginnen. Sie sagte kein Wort, sah jedoch Wilhelm an, als ob sie sagen wolle: „Otto ist doch stets noch derselbe tolle Bursche.“ Wilhelm sagte nichts, dachte jedoch, glaube ich, dasselbe.

Als wir auf den Hof einritten, eilte Marie uns entgegen, klatschte in die Hände und rief: „Oh, oh, Otto sieht aus wie ein alter Postbote!“ — „Ja,“ erwiederte ich, „wenn Du wüßtest, was in dem Korbe ist! Aber weil Du impertinent gewesen bist, bekommst Du nichts.“ — Sie sah sehr niedergeschlagen aus und sagte: „Du mußt doch Scherz verstehen.“ Die Birnen waren wunderschön, und Mama gab uns Allen davon. Die Ananas ward sehr bewundert.

Sonnabend. Verging in Vorfreude und Voranstalten. Heute, am Sonntagmorgen, haben wir Alle ein feierliches Gefühl dankbarer Freude.

Otto.

Dreiundvierzigster Sonntag.

Nun muß ich unser hübsches Fest beschreiben. Es fiel sehr gut aus, besonders auch für die Knaben, die stets mehr Freiheit haben. Herr Roth war auch zugegen und leitete das Kegelspiel, und später das Ballschlagen, wobei Preise vertheilt wurden. Wir Mädchen wollten gerne mit Kegel schieben, aber wir konnten die Kugel nicht recht fassen, unsere Hände waren zu klein, und wir ließen die Kugeln so oft fallen, daß Herr Roth uns rieth aufzuhören, damit wir sie uns nicht auf die Füße würfen. Wir spielten jedoch allerlei Spiele, woran Alle Theil nahmen, und wobei wir auch Preise erlangen konnten. Ich bekam ein kleines hübsches Glas von rubinfarbenem Glase, mit weißen Verzierungen, und einen kleinen Leuchter von Por-

zellan. Wir spielten auch Ringspiel, und Tante Susanne und Herr Roth waren Schiedsrichter und bestimmten, wer durch gutes Werfen und Fangen einen Preis verdient habe; dabei gewann ich eben das hübsche Glas. Den kleinen Leuchter bekam ich für geschicktes Laufen; denn Tante sagt, es ist nicht ausreichend, wie toll fort zu stürmen und Alles über den Haufen zu rennen, man muß auch gewandt und überlegt zu Werke gehen. Alle Spiele waren ein großer Spaß, und die fremden Kinder belustigten sich eben so herrlich wie wir.

Als die Dämmerung einbrach, hatten Wilhelm und besonders Otto es sehr wichtig mit ihrem Feuerwerk. Einladungs- und Einlaßkarten wurden vertheilt und ein großer Bogen mit bunten Lampen erleuchtet; das sah wunderhübsch aus! Man mußte durch den Bogen gehen, und auf der Gartenbrücke stehend, sollte man dem Feuerwerke zusehen. Der Gärtner und der Jäger hatten sich erboten, dies anzünden zu wollen. Otto stand im Vordergrunde und gab das Zeichen durch Schwenken seines Tuches; er schwenkte und schwenkte, und uns schlug das Herz erwartungsvoll, und wir guckten und guckten, aber Alles blieb dunkel.

Otto schwenkte und rief, und war gewiß ganz außer sich, aber nur ein einziges Feuerrad brannte ganz langsam und träge ab. Da stürzte er endlich vorwärts, aber so wie er das that, puffte und paffte und knatterte es an allen Enden und Ecken. An allen Bäumen sausten Feuerräder, Raketen stiegen auf, Frösche hüpften im Grase, und das Ganze ward durch einen wunderhübschen Feuerregen geschlossen. Otto stand wie versteinert, wir alle waren ganz erstaunt; es war ein Scherz, den der liebe Papa sich gemacht hatte, und nachdem Alles vorüber war, bedankte er sich für den hübschen Spaß bei Otto und Wilhelm. Otto besonders lachte ungeheuer, und wir alle sprangen und tanzten lachend umher. Die Brüder sahen jetzt nach ihrem Feuerwerk; es stand noch unversehrt, und dies brannten sie jetzt gemeinschaftlich mit ihren Freunden ab. Es gelang auch sehr gut. —

Nach dem Feuerwerk wurden wir in den Saal gerufen, und dort war für uns gedeckt, und Tante Susanne hatte Alles ganz reizend eingerichtet. Auf jedem Teller lag ein Sträußchen, in der Mitte des Tisches ein prachtvoller Kranz, und die Kuchen waren mit Blumen

verziert. Die Früchte lagen in hübschen Schaalen, und zwischen die Früchte waren gelbe, grüne, rothe und braune Blätter gelegt, die der Herbst schon gefärbt hatte. Wir sagten alle oh! und ach! als wir eintraten, und ich glaube, unsere Bewunderung machte Tante große Freude. — Sie ging um den Tisch und sorgte für Alle, und auch dafür, daß die Kleinen nicht zu viel bekamen, die besonders lustig waren. — Zuletzt gingen wir mit unseren Gläsern zu Papa und Mama und tranken ihre Gesundheit, mit drei mal drei und Hurrah. Der älteste Knabe, Hugo Holm, führte uns an, und brachte die Gesundheit aus; Papa drückte ihm sehr freundlich die Hand und sagte später, er habe sich über seine Freimüthigkeit und guten Anstand gefreut.

Es war Mondschein, als Alle nach Hause fuhren, und da fast in jedem Hause ein Kind oder mehrere Kinder zurückgeblieben waren, ließ Mama für diese Körbchen mit Kuchen und Früchte packen, welche die Geschwister ihnen mitnehmen mußten, die ihre empfangenen Sträußchen mit einlegten. Die Pastorenkinder waren alle da, aber auch diese erhielten von allem Guten für ihre Eltern. Ach, es war hübsch bis ganz zu Ende!

Die übrige Woche verging ruhig. Wir waren sehr fleißig, und ich habe noch vergessen zu sagen, daß ich mich gar nicht mehr vor Herrn Roth fürchte. Gegen die Mädchen ist er viel sanfter, und das Lineal kam gar nicht zum Vorschein. — Wir geben uns auch Alle große Mühe, aber die Knaben machen ihn gewiß oft ganz toll mit ihren Kniffen.

Wenn es einmal so recht wunderschön gewesen ist wie Sonntag, denke ich mehr noch wie sonst daran, wie es sein wird, wenn die Brüder auf Schulen sind? Ach, die lieben, lieben Brüder! So hübsch kann es nie mehr sein, wenn sie fort sind! — Ich denke jetzt bei allem, was begegnet, was sie wohl dazu sagen, bei allem Guten, daß sie es bekommen sollen; was soll ich dann denken? — und sie werden auch so glücklich nicht mehr sein. Es ist doch eigentlich traurig, daß man etwas werden muß in der Welt; wäre das nicht, so könnten sie hier bleiben.

Marie.

Vierundvierzigster Sonntag.

In der verflossenen Woche hatten wir eine für uns neue Beschäftigung; wir mußten in unseren Freistunden Papa helfen, seine Bibliothek zu ordnen. — Die Sache war an sich nicht so schwer, aber der Anblick so vieler Bücher, zum Theil mit Kupferstichen versehen, zerstreute uns sehr, und während wir, Papa seiner Meinung nach, sonderten und aussuchten, betrachteten und bewunderten wir, bis am Ende strenger Befehl erging, uns an das eigentliche Geschäft zu halten. Marie, die Anfangs furchtsam zur Thür hinein guckte, dann näher trat und ihre Hülfe anbot, war uns von wesentlichem Nutzen. Sie sah nicht rechts noch links, sondern war nur pflichtgetreu beschäftigt, und schaffte fast mehr wie wir. — Papa schenkte

uns verschiedene Bücher, mir Schubarts Reise nach dem Orient, mit Ansichten und Karten, und ein schönes botanisches Werk mit colorirten Kupfertafeln. Meine Freude darüber war sehr groß. — Marie bekam ein Werk, welches Abbildungen aller Europäischen Völkerstämme und ihrer Trachten enthält, von denen manche freilich jetzt nicht mehr getragen werden. Das kleine Mädchen war fast beschämt über ein so hübsches Geschenk, und sagte: „O, Papa, ich habe so wenig geholfen!" Otto bekam, was er sich lange so sehr gewünscht, eine Geschichte des Mittelalters, voll Ritterschlachten, Burgen, Fehden und Turnieren.

Als wir am Donnerstag in Blendorf waren, hatten wir in unserer Freistunde ein Beispiel, wie gütig man dort im Hause verfährt. Ein etwas angetrunkener Handwerksbursche hatte von der Pastorin ein Hemd erhalten, weil es ihm gänzlich daran fehlte. Er ging dankend fort; nicht lange jedoch so war er wieder da und redete Herrn Roth an, welcher sich auf der Vordiele befand. „Sehen Sie, mein Herr, jetzt habe ich das Hemd an!" und dabei breitete er seinen Rock wohlgefällig aus einander. Herr

Roth lächelte: „Gut, jetzt aber würde ich an Ihrer Stelle meinen Weg fortsetzen; mir scheint jedoch, lieber Freund, Sie haben etwas zu viel getrunken.“ — „Zu viel? ich trinke niemals zu viel. Aber doch — Sie können Recht haben; man bekommt hier ein Glas, dort eines, so wird es zu viel. Sie sagen, ich solle gehen? Verehrtester Herr, wie kann man gehen ohne Strümpfe? und ich habe keine, wie Sie sehen.“ Eines von den Kindern ging zur Pastorin, ihr dies Gespräch mitzutheilen; sie lachte und sagte: „Nun, da muß ich zusehen, wie ich helfen kann.“ Der Mann bekam auch ein paar Socken und ging erfreut und dankbar fort. Wohl in den meisten Häusern hätte er ein hartes Wort zu hören bekommen über die Unbescheidenheit der zweiten Bitte, dort ging Alles so freundlich und stille ab, und das machte gewiß auf den Burschen einen viel besseren Eindruck, als wenn er gescholten worden wäre. — Mama, der wir das erzählten, war unserer Meinung und sagte: „Ich höre so gern solche Beispiele milder Güte; es ist nicht hinreichend zu geben; in der Art des Gebens, selbst in der des Versagens, liegt Segen oder Unsegen für den Bittenden. Es gehört so viel zum menschlichen

Leben, daß es für Einzelne zeitenweise eine Unmöglichkeit ist, auch in gehöriger Weise für die Kleidung sorgen zu können. Zagend wird eine solche Bitte um Aushülfe fast immer vorgetragen, aber der roh und hart oftmals Abgewiesene verhärtet das eigene Gemüth dann auch, und wird zudringlich und unverschämt, wo er zu Anfang bescheiden und zutrauungsvoll bat." — Wir dachten noch lange darüber nach und gestanden uns gegenseitig, daß etwas Abweisendes, Ablehnendes doch eigentlich in der menschlichen Natur liegt. Marie, die so gerne giebt, konnte das nicht begreifen. „Ihr seid doch wohl nicht so?" fragte sie forschend; „der liebe Gott will ja, daß wir gerne geben sollen." Die liebe kleine Schwester! Gottlob, daß wir sie haben.

Wilhelm.

Fünfundvierzigster Sonntag.

Mein Herr Bruder hat es sich bequem gemacht und sehr wenig geschrieben; dafür kann ich freilich nicht büßen, aber etwas mehr werde ich doch wohl schreiben müssen.

Montag. Tante Susanne, welche es jetzt sehr wichtig mit der Haushaltung hat, beredete uns, am Abend Birnen zum Trocknen schälen zu helfen. Wilhelm und ich erwiederten, daß dies durchaus wider unsere Würde und kein Männergeschäft sei. Tante sagte: „Gut, so ist es ein Knabengeschäft." Marie, die zugegen war, rief: „O, Ihr lieben, herzlieben Jungen, thut es doch, ich bitte Euch fußfällig!" Am Ende gaben wir nach, aber doch etwas bedenklich, denn es ist doch eigentlich eine Frauenarbeit. Wir versammelten uns in Tantens Wohnstube, wo wir

zu unserem Erstaunen die ältesten Pastorenkinder antrafen, die Tante zu sich beschieden hatte, und auch Christian. Der Fußboden war mit weißen Laken belegt, jedes von uns erhielt ein weißes Tuch zum Umstecken, und die Knaben mußten ihre Aermel aufstreifen. Große Birnenvorräthe standen in Körben umher. Wir setzten uns in sehr guter Laune zur Arbeit, und empfingen allerlei Rathschläge und Anweisungen. Wir Knaben, fünf an der Zahl, setzten uns neben einander, uns gegenüber nahmen die Mädchen Platz. Tante Susanne putzte alles geschälte Obst nach, schüttete neuen Vorrath auf und führte die Aufsicht; eigentlich hatte sie es sehr bequem. Zu bequem, und deshalb beschlossen wir, sie um eine Geschichte zu ersuchen. Sie blickte uns an und sagte: Ihr Plagegeister, ist Euch bange, daß ich nicht Noth genug habe? Nun, hört die Geschichte vom

Birnenfritz.

In einer Stadt hier im Lande wohnten ein Mann und eine Frau, welche ein einziges Kind, einen Sohn, hatten. Sie waren unbemittelt, das heißt, sie hatten genug, um

zu leben, aber nicht sehr viel darüber. In dem kleinen Garten neben ihrem Hause stand ein besonders großer Birnbaum, welcher nur in jedem siebenten Jahre nicht zu tragen pflegte, sonst aber jährlich fast überreichlich. Als Fritz sieben Jahre alt war, erhielt er an seinem Geburtstage den Baum zum Geschenk. „Von dem Ertrage seiner Früchte sollst Du Dich kleiden, Fritz," sagte sein Vater, „sei daher sparsam und verschwende nicht." Nachdem die Früchte abgenommen waren, ging Fritz mit seiner Mutter zu Rathe; ihr schenkte er einen großen Korb voll Birnen, und fragte stets: „Ist es auch genug, willst Du auch mehr?" — Dann fragte er weiter: „Wie verkaufe ich die Früchte am besten?" — Es ward ausgemacht, daß ein Theil der Früchte frisch verkauft, ein anderer zu gleichem Zwecke getrocknet werden solle. Fritz war in großer Aufregung, er war zum ersten Mal im Leben ein Handelsmann. Er fragte alle Schulgefährten, ob ihre Eltern nicht Birnen kaufen wollten? Er redete die Nachbarn an und bat sie, Käufer für ihn anzuwerben. Alle hatten ihre Freude an dem hübschen Knaben und der großen Wichtigkeit, womit er seinen Handel betrieb.

Nachdem alle Birnen, und sehr vortheilhaft, verkauft waren, kaufte Fritz gemeinschaftlich mit seiner Mutter, was er zu seinem Anzuge bedurfte. Das Geld, welches übrig blieb, bewahrte ihm seine Mutter für das Bedürfniß kommender Monate. Bei jedem neuen Kleidungsstücke, welches der Knabe trug, pflegte er höchst vergnügt zu sagen: „Das ist von den Birnen, die Birnen kleiden mich!" und da dieselbe Sache sich Jahre lang wiederholte, erhielt er in der Schule den Namen: „Birnenfritz." Seine Mutter war unzufrieden darüber. „Das ist die Folge davon," sagte sie, „wenn man so viel unnöthig schwatzt; wozu braucht man zu wissen, woher das Geld zu Deinen Kleidern kommt?" Fritz schwieg; er war nicht mißvergnügt, und warf im Vorübergehen einen dankbaren Blick auf den lieben Baum, denn obgleich die Früchte desselben stets verkauft worden waren, bildete Fritz sich ein, daß er jetzt seinen Eltern weniger koste, und so oft er diesen Gedanken recht ausdachte, umfaßte er den Baum mit seinen Armen und drückte seine Lippen an den Stamm. Als Fritz zehn Jahre alt war, starb zuerst sein Vater, und wenige Monate später auch seine Mutter. Der Knabe stand einsam und verwaist in

der Welt, ohne Verwandte, und die Obrigkeit bestellte ihm einen Vormund. — Das kleine Haus war schuldenfrei, Alles in bester Ordnung; nachdem es jedoch sammt allem Hausgeräthe verkauft worden, war der Ertrag ein geringer. Am Tage vor dem Verkauf ging der Knabe noch einmal in den Garten, umfaßte noch einmal den Baum, aber diesmal mit heißen Zähren. Seine Lippen bewegten sich, er dankte dem Baum in Gedanken, daß er durch seine Früchte die Sorge der lieben Eltern erleichtert habe. Dann ging er ins Haus; wie war alles so anders! Nichts stand, wie er es stets in höchster Ordnung zu sehen gewohnt gewesen. Das Kind seufzte tief; es drückte einen Kuß auf den Schreibtisch des Vaters, auf den Armstuhl der Mutter, und ging leise schluchzend fort. —

Der Vormund, ein Hebungsbeamter, hatte den Knaben zu sich ins Haus genommen; nachdem Alles geordnet war fragte er diesen, zu welcher Laufbahn er sich, seiner Neigung nach, entschließen würde? — „Ich möchte Prediger werden,“ entgegnete das Kind ruhig. Der Vormund machte große Augen und schüttelte den Kopf: „Das ist ein gutes Vornehmen,“ sagte er, „aber zu dem Zweck mußt Du

studiren, und das kostet Geld; Dein ganzes kleines Vermögen wird dazu nicht ausreichen. Ich glaube, daß Du ein gutes Kind bist, und deshalb habe ich Dich in mein Haus genommen und begehre kein Kostgeld, aber das hilft Alles noch nicht, Du mußt Dir einen Erwerb ausdenken."

„Ich will gerne arbeiten," sagte Fritz. Der Vormund lächelte: „Höre, Du schreibst eine gute Handschrift und kannst damit etwas verdienen. Ich habe einen Freund, der Advokat ist, viel abzuschreiben hat und gut bezahlt; diesem will ich Dich empfehlen. Es versteht sich, daß Du weder Schule, noch Unterricht versäumen darfst; Du mußt sehen, wie Du Zeit erübrigen kannst."

Der Knabe ging mit unendlicher Treue ans Werk; seine Kindheit ward dadurch ärmer an Spiel und Freude, aber sein Herz war ruhig und zufrieden. Wenn er das selber verdiente Schulgeld hintrug, wenn er einen neuen Anzug anlegte, sagte er seelenfroh: „Das verdanke ich alles meine Feder!" Die müßigen Buben in der Schule nannten ihn jetzt lachend den Federfritz; aber es verdroß ihn nicht; sein heiterer Blick war in die Zukunft gerichtet. Nur Eines bekümmerte ihn, der Tod seiner frommen,

vielgeliebten Eltern; wenn ich einst predige, dachte er, und sie hören es nicht! Und bei dem Gedanken rollten Thränen seine Wangen hinab.

Fritz war Liebling im Hause des Vormunds, Liebling in der Schule; er ging ruhig weiter auf dem betretenen Wege. Für eine höhere Schule bekam er später ein Stipendium, noch später eines für die Universität; er war ein lernbegieriger, sehr ordentlicher Schüler, als Student frisch, fröhlich, aber gesetzt, sparsam für sich, aber mitunter darbend, um noch Unbemitteltere unterstützen zu können. Man sagte von ihm, er habe ein goldenes Herz. — Nach den Studienjahren, die für ihn, der unverwöhnt, mit offnem Sinn in die neue Welt eintrat, unendlich beglückend waren, machte er ein ehrenvolles Examen, und ward wenige Jahre darauf zum Prediger erwählt. Nach dieser Entscheidung hob er die Augen und Hände gen Himmel: „Meine Eltern, meine Eltern," seufzte er leise, „o, jetzt könnte ich vergelten!"

Der neue Pastor mußte doch auch eine Pastorin haben, und fand sie in der einzigen liebenswürdigen Tochter seines ehemaligen Vormunds. Die Pfarre ward hübsch

und stattlich eingerichtet, und glückliche Menschen lebten darin. Der neue Pastor pflanzte gleich im ersten Jahre einen Birnbaum von derselben Gattung, wie derjenige, den er im elterlichen Hause so sehr geliebt hatte. Das Pfarrhaus steht da, hell und freundlich, der Birnbaum wächst, der Pastor lebt, und das Kirchdorf heißt — Blendorf."

Dieser Schluß überraschte uns so, daß uns fast die Birnen aus den Händen gefallen wären. Wir sahen die Pastorenkinder an, sie lächelten und nickten. Marie fand zuerst Worte: „Tante, ist das war? Ist das wahr, Tante?" „Natürlich!" Marie küßte die kleinen Mädchen neben sich. „O, nun sehe ich die Birnen mit ganz anderen Augen an, ich hätte nie gedacht, daß aus Birnen eine Geschichte werden könnte! Wo steht denn der Baum in Eurem Garten?" „Links am Eingange, dem Hause zunächst; er hat in diesem Jahre fast eine Tonne Birnen gebracht. Nachdem Papa für den Haushalt davon genommen, verkauft er den Rest, und das Geld bekommen arme Kinder, das heißt, Mama schafft Wolle dafür an, und wir stricken ihnen Winterstrümpfe."

Wir dachten noch viel über die Erzählung nach, und

hätten wir den guten Pastoren nicht schon so lieb gehabt, viel lieber noch wäre er uns geworden. Nach der Arbeit bekamen wir in Tantens Zimmer, welches wir Alle aufräumen helfen mußten, und worin, während wir im Gange umher galoppirten, alle Fenster geöffnet wurden, als besonderes Fest Reisbrei und Pfannkuchen. Wir waren Alle sehr lustig, und es schmeckte uns prächtig. „In vierzehn Tagen kommt derselbe Spaß noch einmal vor; wer will helfen?" fragte Tante. „O, ich, ich! wir, wir!" — „Gut, so bestellt Euch im Voraus Euer Abendessen; was wollt Ihr gerne essen?" — „Dasselbe, dasselbe!" riefen Einige, und „nein, nein, etwas Neues!" Andere; wir riefen und lachten durch einander. Endlich ward beschlossen, Chocoladensuppe und Kartoffeln in der Schale mit kalter Butter. Tante lachte herzlich: „Das sollt Ihr natürlich haben, wenn Mama es billigt, und nun gute Nacht, und ich danke schön." „Tante," sagte Marie, „Du mußt doch Deinen verehrten Gästen nicht die Thür weisen." „Ja, ich kann nicht helfen; ich muß gleich wieder alle Fenster aufsperren, eine Stunde zu Mama gehen und dann zu Bette, und Euch da wird der Nachtwächter gleich jagen, wenn Ihr

nicht hurtig Eure Betten aufsucht. Gute Nacht, gute Nacht.“

Das war Montag; alle übrigen Tage lasse ich stecken, ich würde ja sonst nimmer fertig. Etwas Besonderes fiel nicht vor, nur waren wir Alle zum Besuch in Schwanenholm und dort sehr vergnügt, damit aus — und doch nicht: Wilhelm und ich begleiteten Pastors Montag Abend ein Paar hundert Schritte; eigentlich nur um das Lied anzustimmen:

'Saß ein Eichhorn
Auf'm Birnbaum,
Auf'm Birnbaum
Obendrauf.
Wär's nicht r'auf gestiegen,
Wär's nit r'unter gefallen,
Hätt's meine Schwester geheirathet,
Wär's mein Schwager geworden.

Pastors fielen tapfer ein und wir waren noch bis zum Scheiden vergnügt. Der älteste Pastor sagte: „Otto, wenn wir von Dir und Wilhelm scheiden müssen, dann ist's mit der besten Freude aus — was wir dann verlieren, das weiß ich wohl.“ — Ich sagte nichts dazu, schüttelte seine Hand, aber weiß wohl, was ich dachte. Otto.

Sechsundvierzigster Sonntag.

Die glücklichen Brüder haben Handwerksburschen- und Birnengeschichten gehabt, was soll ich jetzt erzählen? — Ich weiß gar nicht recht, aber es ist doch Allerlei vorgefallen. Zuerst muß ich sagen, daß ich viele Hagebutten zum Trocknen mit Tante Susanne gereinigt habe; wir beide pflückten sie auch selber, und dann waren wir alle fünf aus, Christian auch mit, und pflückten am Rande des Waldes, recht im Schatten, eine sehr große Menge Brombeeren, die kocht Tante ein zu Krankensuppen. Papa hat zehn Thaler an Tante geschenkt, um dafür Zucker und Gefäße einzukaufen damit sie recht ihrer Neigung nach Vorräthe sammeln kann, für Kranke. Darüber ist Tante sehr froh, und wir überlegen jetzt immer, was noch geschehen kann? Tante sagt,

sie wolle von dem Gelde auch Sago, Gries und Puderzucker kaufen, denn von dem Saft oder den Früchten allein koche man keine heilsame Suppe. Den Tag, nachdem wir die Brombeeren gepflückt hatten, fror es so, daß alles Laub wie welk herab fiel; Christian hatte die Früchte noch ausspionirt an einer ganz geschützten, ganz schattigen Stelle, aber sie waren ganz sauer und schmeckten gar nicht schön. — Kranke allein bekommen die guten Sachen aber nicht, auch alte, unbemittelte Leute. Tante kennt Viele, die es bedürfen.

Eben fällt es mir ein; ich habe ja doch Etwas erlebt, was gar keine Kleinigkeit ist. Vor vier Tagen machte Tante Susanne einen Spaziergang mit den Brüdern und mir; Anfangs konnte Tante gar nicht mit sich einig werden, wohin? zuletzt gingen wir einen sehr weiten Weg, und wie die Brasilanischen Ameisen immer gerade aus, über Gräben und Hindernisse hinweg. Eigentlich belustigte uns das sehr; die Brüder baueten Brücken von Zweigen über die Gräben, trugen Steine hin, wo es sehr feucht war, kurz, sie waren in einer lustigen Geschäftigkeit. So gelangten wir bis auf das letzte Feld vor dem Pachthofe und sahen zu unserem Erstaunen die ganze Viehherde draußen. Otto

sagte: „man hat die Heerde sicherlich herausgelassen, um die Ställe besser reinigen zu können; laß uns lieber einen anderen Weg einschlagen, Tante, denn es ist ein sehr böser Stier darunter.“ „Ach,“ entgegnete Tante Susanne, „die Geschichte kenne ich! Es soll überall Gefahren geben, hier einen wüthenden Puterhahn, dort einen bissigen Hund, und eben jetzt einen brüllenden Stier. Das macht mich nicht irre.“ Die Kühe hatten sich schnüffelnd und fressend über das Feld verbreitet, und nicht lange, so ließ der Herr von Stier ein donnerndes Gebrülle vernehmen. „Tante, Tante!“ rief ich ganz kläglich und faßte sie am Kleide. Tante sagte: „Ach, er spricht ein wenig lauter wie wir, das ist Alles.“ Das war aber gar nicht Alles, der Stier senkte den Kopf und warf mit den Hörnern große Rasenstücke in die Höhe; wir machten lange Beine, aber wir hatten noch einen beträchtlichen Weg vor uns. So lange der Stier stille stand, war freilich die Furcht groß, aber nicht die Noth, zuletzt aber setzte er sich brüllend in Bewegung, langsam freilich, aber immer gerade auf uns zu. — Otto war sehr aufgebracht: „Das ist die Folge davon,“ sagte er, „jetzt müssen wir die Flucht ergreifen, wie die

Narren.“ Tante Susanne war sehr bange, aber ich hörte sie doch lachen; sie und ich waren weit voran, Otto und Wilhelm hielten sich etwas zurück, um uns den Rücken zu decken, wie sie sagten. Endlich langten wir bei einem Stege an, welcher überstiegen werden mußte, und dann waren wir in Sicherheit. Ich mußte voran, dann folgte Tante, aber mit solcher Hast, daß sie ihr Kleid gänzlich zerriß. — Als wir Alle jenseits standen, sagte Tante Susanne zu Otto: „Jetzt ist es Zeit, unsere Sache auszumachen! Jetzt erkläre Dich, ob Du mich für eine Närrin hältst, weil ich vor den Hörnern eines wilden Thieres Reißaus genommen?“ Otto mußte wider Willen lachen: „Nein, aber ich würde Deine Weisheit verehrt haben, wenn Du Dich nicht in Gefahr begeben hättest.“ „Liebe Kinder,“ erwiederte Tante, „eigentlich seid Ihr mir vielen Dank schuldig; Ihr waret Alle ermüdet, der Stier hat uns jedoch mit solcher Schnelle über das Feld hinweg gebracht, daß der Heimweg dadurch bedeutend abgekürzt ist; das bedenkt.“

Als wir zu Hause angelangt waren, klagte Tante Susanne sich Mama gegenüber bitterlich an. „Es war so unverständig von mir,“ sagte sie, „und ich habe mich fast

zu Tode geängstigt.“ Mama küßte Tante und sagte: „Möchte nur meine Susanne endlich einmal die Kinderschuhe ganz ablegen!“ „O,“ entgegnete Tante, „es sind keine Schuhe mehr, es sind nur noch Pantöffelchen, und in neunzehn Jahren so vertragen! Es geht leider nicht mehr, ich muß sie ablegen.“ Tante sah ganz traurig dazu aus, und ich küßte sie, bis sie es sich verbat. Eine große Freude haben wir auch gehabt; Papa bekam einen Brief von Herrn Flohr. Er ist noch im Lazareth, geht aber bereits wieder, nur bis jetzt mit einer Krücke. Er giebt seine Briefe unversiegelt einem jungen Unterarzt, welcher sie an uns gelangen läßt, aber leider können wir nicht antworten. Otto ist sehr verstimmt über Herrn Flohrs Lazarethleben: „Wozu kann das führen?“ sagte er ärgerlich, „im Lazareth avancirt man nicht; im Felde wäre er jetzt Offizier.“ — Als ob Herr Flohr sich freiwillig hätte verwunden lassen.

Gestern waren die beiden jüngsten Knaben aus Schwanenholm hier mit ihren Eltern. Eigentlich waren sie Beide recht unartig; der Aelteste aß entsetzlich viel und sprach kein Wort, der Jüngste wollte Alles haben, was er nur von meinen Sachen sah. Er sagte fortwährend:

„Das schenke mir,“ oder: „Das will ich haben.“ Ich wurde immer heißer im Gesichte, weil ich mich ängstigte und auch schämte. Ich gab ihm eine Porzellanfigur und einen ganz großen Bonbon, aber er nahm außerdem drei Sachen mit, die ich ihm gar nicht geschenkt hatte; ich schwieg aber dazu, weil er doch unser Gast war, und damit seine Mama nicht verlegen werden sollte.

Tante Susanne hatte aus der Ferne Alles mit angesehen und als der Junge fort war, lachte sie herzlich: „Das war ein angenehmer Besuch für Dich; erzähle mir doch, was hat er Alles mitgenommen und was sich schenken lassen.“ „Tante, ich schenkte ihm einen großen Bonbon mit dem Bilde der Königin und den Porzellanschuster; ich that es ungern, aber genommen hätte er Beides doch. Sich angeeignet hatte er eine hübsche Muschel, ein Bild und eine kleine Trompete von Glas. Tante schwieg einen Augenblick. „Kleine, Du hast Dich sehr gut dabei benommen — das ist der Gewinn beim Verlust. Sei Du nur wieder fröhlich; Dein kleines gutes Herz hat er Dir gelassen und das lieben wir Alle.“ — Ueber das kleine gute Herz freue ich mich so sehr. Marie.

Siebenundvierzigster Sonntag.

Wir haben in der letzten Woche die große Freude gehabt, von Herrn Flohr einen Brief zu erhalten. Er ist sammt anderen Gefangenen ausgewechselt; da er jedoch nur noch mit Krücke oder Stock zu gehen im Stande ist, einer entfernten Reserve zugewiesen, um dort das Rechnungswesen zu führen. Otto rang förmlich die Hände, als er es vernahm: „Was soll ihm solche Federfechterei!" sagte er heftig; Papa bemerkte dagegen lächelnd, daß Herr Flohr nicht aus Neigung, wenn auch mit Pflichttreue, Soldat sei und jedenfalls dem Kriegsgotte seinen Tribut bezahlt habe. „O," entgegnete Otto, „wenn ich mir denke, daß ich mit dem Degen ausgezogen wäre, und ich müßte mit der Feder endigen!" — „Dann," entgegnete Papa, „würdest Du immer noch Deine Laufbahn

ehrenvoll beschließen, denn zu solchen Posten erwählt man nur Männer von Geschick und Rechtlichkeit." Mama läßt einen Schlafrock für Herrn Flohr anfertigen, den er jetzt, wo es schon kalt wird, Morgens und Abends tragen soll, denn er schreibt, daß er körperlich noch sehr schwach sei. Die gute Mama! wenn Herr Flohr den nur anzieht, denn er konnte alles Bequeme nicht leiden.

Gestern Nachmittag hatten wir einen sehr großen Spaß; die Pastorenkinder brachten ihren Sonnabend Nachmittag hier zu, und unerwartet kamen einige Kinder aus der Nachbarschaft mit ihren Eltern hinzu. Das Wetter war recht schlecht, und um doch mehr Freiheit zu gewinnen, wie im Hause möglich war, machten wir die Wirthschaftsgebäude zu unseren Spielplätzen. Dort tobten besonders die jüngeren Knaben recht ausgelassen. Strohhaufen wurden erklettert und dann wieder rutschend verlassen, Krieg, Verstecken, kurz, alles Aehnliche gespielt. Otto war recht in seinem Elemente; ich hatte auch großen Spaß, gab aber doch ein wenig Acht, damit die Kleinen sich kein Leid thun möchten. Plötzlich vernahm ich ein feines Gequike und sah die kleine Ina und ein kleines Mädchen

von gleichem Alter, Anna Holm, am Boden liegen und sich recht ordentlich durchprügeln. Marie, die jetzt auch herzu kam, trennte Beide, und versteckte sich, da eben Verstecken gespielt ward, mit der kleinen Ina, um Beide besser aus einander zu bringen. — Die kleine Anna, die eben nicht ihren artigen Tag hatte, rief nun laut den Suchenden zu: „Kommt hierher, hier stecken sie!“ Das war für die kleine Ina zu viel; sie sprang aus ihrem Versteck hervor und versetzte ihrer kleinen Gegnerin ein Paar tüchtige Ohrfeigen; diese schrie jetzt Zeter, und die arme Marie wußte vor Angst nicht, was zu sagen, was zu beginnen sei. Wir Uebrigen lachten über die beiden Kampfhähnchen, welche Marie mühsam dahin brachte, sich zu versöhnen und von weiteren Feindseligkeiten abzustehen. — Marie flüsterte mir zu: „Gieb auch mit Acht, Herzensbruder, daß sie nicht wieder an einander gerathen, denn am Ende hören es die Eltern, und dann müssen sie doch Beide bestraft werden.“ Ich ward also zum Gouverneur von zwei unartigen Kindern ernannt und hatte am Ende auch meinen Spaß daran, die beiden Kleinen zu beobachten. Anna sah besonders noch etwas erzürnt aus, und man bemerkte ganz deutlich, daß sie nur

zu gerne die empfangenen Schläge mit Zinsen hätte zurückgeben mögen. — Um meines Aufseheramtes überhoben zu sein, schlug ich ein Spiel vor, wobei die Gesellschaft in zwei Hälften getheilt wird, und theilte jeder Hälfte eines der beiden wüthigen Lämmer zu. — Dies war die einzige, aber freilich sehr spaßhafte Störung. — Marie, die gewiß niemals ein solches Handgemenge bestanden hat, zupfte mich hernach am Aermel und flüsterte: „Hast Du gesehen, wie sie am Boden lagen? wie die kleinen Hunde; das ist doch zu arg!" —

Mama hat in dieser Zeit allerlei Vorräthe an Großmama abgesandt, auch einige Tonnen voll schöner Aepfel, und wir haben jeden einzelnen Apfel in Papier gewickelt und Tante Susanne hingereicht, welche das eigentliche Verpacken besorgte. Marie küßte einzelne besonders hübsche Aepfel und sagte: „Den süßen Apfel nimmt Großmama ganz gewiß in ihre liebe Hand, und da soll sie meinen Kuß fühlen!" Tante schickte eine Rebhühnerpastete, die sie angefertigt, und Oblaten, welche sie selber gebacken, Marie ein gehäkeltes Kissen und Otto und ich allerlei Drechslerarbeiten. Papa fügte eine kleine Kiste mit Wein hinzu, und jedes Geschenk

war von einem Briefe begleitet. Außer den Vorräthen schickte Mama eine sehr warme Fußdecke, welche sie für Großmama gestrickt. —

So oft ich Zeit dazu habe, lese ich in Schuberts orientalischer Reise. O, wie hätte ich mit ihm Muscheln am Meer und Pflanzen auf den Höhen sammeln mögen! und welch ein prächtiger alter Herr muß er sein, und wie gern möchte ich mit ihm reisen und mich belehren lassen! Herr Flohr sagte früher: „Schubert ist überall derselbe, im Leben, wie in seinen Büchern, überall der recht gutherzige, fromme und gelehrte Mann.“ —

Das ist doch ein gar schönes Lob. —

Wilhelm.

Achtundvierzigster Sonntag.

Wilhelm macht es sich jetzt so bequem und schreibt so wenig wie möglich, und so muß ich Manches nachholen und komme darüber aus meiner Tagesordnung. Als wir letzthin Aepfel einwickeln halfen, erzählte Tante Susanne uns ein kleines Märchen, und wenn es nun nicht ganz verloren gehen soll, muß ich es hersetzen. Es heißt:

Der Apfelkern.

Es gab einmal ein hübsches, bildhübsches Mädchen, welches Elina hieß und weit und breit als eine der größten Schönheiten des Landes genannt ward. Zu denen, welche Elina ganz besonders verehrten, gehörte ein alter, vornehmer Herr mit grauen Haaren, der stets zierlich gekleidet

erschien und oftmals in einer prächtigen Kutsche mit sechs rabenschwarzen Pferden spazieren fuhr. Der alte Herr, welcher sich überall benahm, wie andere reiche und vornehme Leute auch und als ein Fremder seit Kurzem erst das Land bewohnte, in welchem Elina lebte, war ein sehr mächtiger Zauberer, aber Keiner wußte darum, weil er es auf die sorgfältigste Weise verbarg. Bald hieß es im Lande, die schöne Elina werde den alten, vornehmen Grafen heirathen, sie selber jedoch lachte darüber, so oft sie es vernahm.

Einst im Frühling, als noch kein Baum belaubt war, ging der Graf mit Elina im Garten spazieren und brach im Gehen ein Zweiglein von einem Apfelbaum, welches weder Blättchen noch Blüthen, nur erst braune Keime zeigte. Der alte Herr betrachtete den Zweig und sagte: „Seht, meine schöne Dame, aus diesem Reislein wird sich Euer Ebenbild entwickeln, Ihr seid rosig, leuchtend und zart, gleich einer Apfelblüthe.“ Die Schöne lachte: „Vielleicht,“ entgegnete sie, „aber die Jugendzeit ist kurz, und nicht lange, so werde ich grau und gelb und unansehnlich sein, in der Art, wie die braunen Knospen hier am Zweige.“

„O,“ entgegnete der Graf, „Ihr seid ein Muster von Vernunft und Schönheit, und weil Ihr das seid, halte ich Euch der hohen Ehre würdig, meine Gemahlin zu werden, und biete Euch hiermit mein Herz und meine Hand.“ „Ihr scherzet,“ lächelte Elina, „redet Ihr jedoch im Ernst, da würde ich gar Manches lieber sein, als Eure Gräfin.“ „Nun darf ich sagen, Ihr scherzet, Schönste, denn was könntet Ihr lieber sein wollen, als die Gemahlin eines reichen, vornehmen, mächtigen Herrn?“ „Vieles, o Vieles, fast Alles, lieber ein braunes Knöspchen hier am Zweige.“ — Der Graf richtete seine zornfunkelnden Augen auf seine Begleiterin, aber er lächelte.

„Euer anmuthiger Scherz,“ sprach er, „ruft mir ein Märchen zurück, welches ich einst in meiner Jugend vernahm. Es lautet so: „Ein alter, vornehmer Herr, und das paßt auf mich, ging einst mit einer reizenden Dame im Garten spazieren, und das paßt auf Euch, meine Schönheit; er bot ihr Herz und Hand, sie aber schlug Beides aus, und das trifft abermals zu. Im lachenden Uebermuthe sprach sie sogar: „Viel lieber wollt ich ein braunes, gering geschätztes Knöspchen an diesem Apfelbaum sein,

denn Eure Gemahlin.“ Der alte Herr entgegnete: „Seht Euch wohl vor, bedenkt, was ihr redet! — Ich hoffe, Ihr beharret nicht auf Eurem Ausspruche?“ „Ei, freilich!“ sprach lachend die Dame; da aber zog jener, der ein Zauberer war, ein Stäbchen hervor, zog mit demselben Kreise in der Luft und rief feierlich: „Werde zur braunen Knospe am Apfelbaum, werde ferner zur Blüthe, dann zum Kern in der Frucht, und nicht eher soll Deine Erlösung erfolgen, bis dieser Kern abermals zum Apfelbaume geworden ist. Behalte als Knospe, als Blüthe, als Kern eine Seele, und finde darin Deine Strafe.“ So sprach der Zauberer, und was er sagte, kam in Vollziehung; ob die Schöne jemals erlöst worden ist, davon schweigt mein seltsames Märchen. Nun, was sagt Ihr dazu, grauet Euch nicht vor solchem Ausgange übermüthiger Mädchenlaune?“

„Ja,“ sprach das Mädchen, „mir grauet, aber doch, müßte ich entscheiden, hätte ich nur diese Wahl, ich entschied wie Jene.“ Da zog der alte Herr ein Stäbchen aus dem Busen und zog Kreise in der Luft; Elina nahm es für Scherz, erschrack aber dennoch, und fühlte ihre Lippen erkalten. Er aber sprach mit furchtbarer Stimme:

„Werde zur braunen Knospe am Apfelbaum, werde zur Blüthe, dann zum Kern in der Frucht, und nicht eher erfolge Deine Erlösung, als bis dieser Kern zum Apfelbaum geworden ist. Behalte Deine Seele und finde darin Deine Strafe.“

Elina verlor das Bewußtsein, und fand dieses erst wieder in ihrer kleinen, engen Behausung, am Apfelbaum, wo sie braune Knospe war. Die Sonne schien, und ihre Strahlen erwärmten Elina's braunes Gewand und drangen bis in ihre Seele; sie dachte: „Es giebt noch eine Sonne, so giebt es auch noch eine Rettung; ihr milder Strahl will mich ermuthigen, so will ich diesen Trost nicht von mir weisen, sondern mit allen Kräften mich ihr zuwenden. Ach, es ist traurig, gefangen und eine braune Knospe zu sein, aber ich werde zur Blüthe werden, und darin liegt wenigstens ein Fortschritt. Vielleicht wäre ich im Uebermuth meiner Jugend verloren gegangen, und mein hartes Loos soll mir zur Besserung dienen.“

Der Abendwind kam und schüttelte den Apfelbaum, und schaukelte Zweige und Aeste; so hin und her gewiegt, gedachte die braune Knospe, welche wir kennen, eines

Liedes, welches ihre Wärterin oftmals gesungen und so lautete:

„O Sonnenstrahl, o Sonnenstrahl,
Fleuch' meiner Liebsten zu,
Und küsse rasch ihr weißes Kleid,
Und küss' auch ihren Schuh.

O Sonnenstrahl, o Sonnenstrahl,
O sag' ihr, wenn sie weint,
Es ist noch Trost und Hülfe nah',
So lang die Sonne scheint."

Später kam der Nachtthau und benetzte die Zweige des Baumes; da dachte Elina: „Das sind Thränen; es sind die Thränen der Engel um verlorene Seelen, sie suchen auch die meinige." In den nächsten Tagen hörte die Knospe oftmals die Stimme des Zauberes; er sang und pfiff im Garten, gleich einem Jüngling, und dieser Gesang that ihrer Seele weh; wie ängstlicher ward ihr jedoch, als ein paar nervenschwache Damen durch den

Garten schwankten, braune Apfelknospen pflückten und in den Mund steckten, weil, wie sie sagten, der Saft dieser Knospen nervenstärkend sei. „O," dachte Elina, „ so als Opfer zu fallen, das wäre ein trauriges Loos!"

Diesem Schicksal entging sie glücklich und da der Frühling die Zeit des Lichtes und der Wärme ist, warf sie bald ihr braunes Oberkleid ab, ward zuerst eine rosenfarbige Knospe, dann eine reizende Apfelblüthe. Der Zauberer ging unter dem Baume hin und sang:

„Unter entlaubten Apfelbäumen
Sucht ich einst das schönste Glück,
Und es ruft ein süßes Träumen
Jene Zeit mir stets zurück.

Auf dem blühenden Apfelbaume
Denkt die Schönste jetzt auch mein;
Ich erschein ihr wie im Traume,
Und sie wünschet, mein zu sein."

Ein Schnee von Blüthen fiel mit säuselndem Bei-

fall auf den Sänger herab, nur die schönste Blüthe von allen hob ihr hübsches Haupt stolzer empor und verschmähte es, Beifall zu spenden; ihr klang dies Lied wie tiefer Spott. — Vögel flohen rasch vorüber; wie im neckenden Spiel raubten sie einzelne Blüthen und schwangen sich damit, wie mit Siegeszeichen, hoch in die Luft empor. Elina entging auch diesem Geschicke; die Blüthenblätter fielen, die Frucht war da. Viele Früchte unter ihr, neben ihr, über ihr, fielen ab; sie wuchs, färbte sich und reifte als schwarzer Kern.

Der Apfel, in welchem dieser Kern enthalten war, prangte in besonderer Schönheit, und Keiner blickte zu den Früchten auf, der nicht geäußert hätte: „Der rothe Apfel dort oben ist zu allerliebst, ganz roth und goldig!“ Knaben warfen wohl mit Steinen nach demselben, dann aber schien die Sonne ihnen in's Gesicht, oder der Wind bewegte den Zweig, und husch! flog der Stein vorbei, oder traf einen andern Apfel, der zerstoßen und zerschellt zur Erde fiel.

Endlich kam die Zeit der Ernte, die schönsten Aepfel wurden mit großer Sorgfalt gepflückt, und als der Gärtner vom Baume herab stieg, legte er den allerschönsten oben-

auf im Korbe. Die kleine Tochter des Gärtners stand unter dem Baume; sie erfaßte den schönen Apfel, küßte denselben und sagte: „Vater, o lieber Vater, den schenke mir!“ „Ho! ho!“ entgegnete Jener, „das wäre mir recht! das allerschönste ist stets für die Herrschaft; hier hast Du ein Aepfelchen, da beiße ein.“

Der schöne Apfel wanderte mit seinen Genossen in eine hübsche Vorrathskammer, und später half er eine Vase mit Obst schmücken, welche bei einem Feste auf den Tisch gestellt ward. — Unter den Gästen befand sich, zu Elina's Seelenschrecken, auch der Zauberer. Als das Obst umher gereicht ward, nahm der Graf, denn dafür hielt man ihn, rasch den schönen Apfel und zerschnitt ihn. Der Apfel enthielt nur Einen Kern, und der Graf, welcher mit seinen grünen Augen darauf hin schielte, wußte, welche Seele er darin gebannt hatte. „Bemerken Sie,“ redete er seine Nachbarin an, „daß dieser wahrhaft prächtige Apfel nur Einen Kern umfaßt, eben wie der Mensch nur Eine Seele hat. Das ist seltsam, in Wahrheit.“ Die Dame lächelte: „Was grübeln Sie nun da heraus? Uebrigens aber hat der Mensch doch auch ein Herz.“ „Freilich,“ entgegnete der



Graf, „und hätte diese Seele ein Herz zur Begleitung gehabt, so wäre manches anders gekommen.“ Die Dame verstand ihn nicht: „Sie sollten den Kern pflanzen,“ sagte sie. Jetzt lächelte der Graf: „Ich pflege alle Apfelkerne zu zerbeißen,“ erwiederte er; „kaum weiß ich weshalb, aber es gewährt mir Scherz.“ In demselben Augenblick haschte ein junges Mädchen den Kern von des Grafen Teller. „Verzeihen Sie gütigst,“ rief sie lachend, „aber alle Munition ist verbraucht. Jetzt gieb acht! jetzt schieße ich Dich mausetodt!“ und so redend, schnippte sie den Kern gegen ein junges, ihr gegenüber sitzendes Mädchen; der Schuß traf edoch nicht, sondern die Kugel flog durch ein geöffnetes Fenster in den Garten. Der Graf war roth vor Zorn, aber er sagte kein Wort.

Im folgenden Sommer redete der Gärtner die Tochter des Hauses an; eben diejenige, welche ihre Freundin mit der Apfelkernbombe hatte mausetodt schießen wollen. „Fräulein, haben Sie vielleicht das Apfelbäumchen hier unter dem Fenster gezogen? denn wenn es Ihres ist, da reiße ich's nicht aus.“ Das Fräulein blickte verwundert umher: „Ich? — Wo ist denn das Bäumchen?“ Sie sah dieses,

sie sah das Fenster an, unter welchem es stand, dann lachte sie hell auf und klatschte fröhlich in die Hände: „O, das ist prächtig! dies Bäumchen ist am Ende aus dem Kern entstanden, welchen ich damals dem alten Grafen weg diebte. Guter Witte, ja, das Bäumchen habe ich lieb, binde es an ein Stöckchen und hege und pflege es; jetzt zähle ich funzehn Jahre: wenn ich dreißig Jahre alt bin, dann reicht er schon zu meinem Fenster auf, und ich pflücke die Früchte von dort aus."

Fünfzehn Jahre waren verflossen, das Fräulein hatte geheirathet und war Wittwe geworden. Nach dem Tode ihres Mannes zog sie wieder in ihrer Mutter Haus ein; sie brachte zwei kleine Töchter mit und einen Käfig mit einer Nachtigall, das letzte Geschenk ihres Gemahls.

Es war Herbst, als die junge Frau heimkehrte; sie bewohnte wie ehemals das Zimmer, unter dessen Fenstern der Apfelbaum stand, ein Zimmer im zweiten Stock, über dem Eßsaal belegen. Es war ein rauher, unfreundlicher Tag, Wind und Regen wirrten die Blätter des Apfelbaumes durch einander. Die junge Wittwe saß am Fenster und sah diesem wüsten Spiele zu, das jüngste Mädchen

auf den Knieen haltend, während das ältere neben ihr stand. „O, Mama," rief die Aeltere, „wenn nur der Wind die wunderhübschen Aepfel nicht abschlägt! Ein, zwei, drei, sieben, zehn — zwanzig Aepfel sitzen an dem Bäumchen; o, und wie sind sie allerliebst! Mama, wenn nur der Regen das Rothgoldige nicht abwäscht? Sieh nur, wie es strömt; klatsch, klitsch, so geht das in einem fort. Die armen Aepfel! ich möchte nicht draußen sein!"

„Hört," begann die Mutter, „nun will ich Euch erzählen, wie der Apfelbaum entstanden ist." Sie erzählte nun, und sagte ferner: „Daß Mama den Kern von des fremden Herrn Teller stiepitzte, war sehr unbescheiden, und Mama fand es später sehr unverzeihlich und schämte sich. Thut Ihr nur späterhin nichts dergleichen, denn ich sage Euch, es ist höchst fatal, wenn man sich schämen muß." „Mama, wem gehört der Baum, gehört er Dir, Mama?" „Einst war er mein, und deshalb wird Großmama Euch sicherlich seine schönen Früchte schenken." So geschah es auch. —

Es ward Frühling; der Baum hatte Sturm, Schnee Regen und Reif ertragen, jetzt beschien ihn die Sonne

wieder. — Die junge Frau hatte oftmals dem Allen gedankenvoll zugeschaut; da jetzt die belebende Sonne wieder leuchtete, sagte sie: „O, der Baum kommt durch's Leben, wie wir Menschen auch, aber er übt größere Treue. Alles läßt er über sich ergehen, und wurzelt nur fester und fester an derselben Stelle, bis er abstirbt, oder Gewalt ihn fortreißt oder vernichtet. Alles Ungemach stürmt auf ihn ein, und dennoch breitet er dem ersten Strahl der Sonne die Zweige wie hoffend und glaubend entgegen." Die Kinder verstanden nicht, was die Mutter sagte; sie blickten sie an mit großen Augen und sagten: „Mama, soll die Nachtigall nicht einmal im Apfelbaum hängen, wenn er blüht? Dann haben sie Beide eine Freude, der Vogel und der Baum." Die Mutter nickte, und als der Baum in Blüthe stand, ward der Käfig hinein gehangen; röthliche Knospen verdeckten die Nachtigall. Diese schwieg bis zum Abend; als Alles still ward in der Natur, hob sich ihre kleine Brust zu einem Jubel- und Klageliede. Sie jubelte über die Schönheit der Erde, aber klagte über ihre Gefangenschaft. Das klang wunderbar schön.

Am nächsten Morgen, als der Tag anbrach, lag ein

junges, schönes Mädchen schlafend unter dem Apfelbaum. Der erste Sonnenstrahl erweckte es; sich aufrichtend, wischte es den Thau vom Gesichte, der auf den Wangen lag, wie auf Rosenblättern. Verwundert blickte es um sich, hier war es eingeschlafen? — Ein schmelzender Ton der Nachtigall rief das Mädchen zum vollen Bewußtsein; es sank in die Knie: „Ich bin erlöst!" flüsterte es, „meine Verzauberung hat ein Ende; aber, ach! werde ich jetzt nicht einsam stehen auf Erden? Meine Mutter, meine Geschwister, werde ich sie wiederfinden?" —

Zitternd betrat sie das Haus; eine wohlbekannte Gestalt trat ihr entgegen; es war das Mädchen, welches sie ehemals bedient hatte, eben so jung und blühend, wie zu jener Zeit; verwundert rief sie: „Wie? Fräulein sind schon auf? Die gnädige Frau hat mir befohlen, nicht zu wecken, Fräulein sollten recht ausschlafen an ihrem Geburtstage, und nicht beim Frühstück erscheinen, bevor nicht die sechszehn Lichter um den Kuchen angezündet sind." Elina legte betäubt die Hand an die Stirn; sechszehn Jahre! und sie war während fünfzehn Jahren ein Apfelbaum gewesen: wie war es möglich? —

Die Frühstücksglocke ertönte; Elina schwankte in das Gemach, wo ihre Mutter, ihre Geschwister sie erwarteten. Laut weinend sank sie in die Arme derselben; Alle waren erstaunt. „Was ist Dir, Elina? was betrübt Dich? Bist Du traurig, sechszehn Jahre alt zu sein?" — Elina erhob das Haupt; ihr Blick fiel auf den Grafen, der am Frühstückstische stand; sie ward bleich wie der Tod. Der Graf näherte sich und ergriff ihre Hand: „Ich wünsche Ihnen Glück," sagte er, „man sieht Ihnen noch den Schlaf, den Traum dieser Nacht an. Vielleicht war es ein seltsamer Traum, vielleicht spiegelte sich Erlebtes und Nichterlebtes darin ab; es giebt Menschen, über deren ganzes Geschick Ein Augenblick entscheidet; so kann ja auch Ein Traum eine lange oder kurze Vergangenheit durchleben lassen. — In meiner Jugend erzählte man mir von einem Zauberer, der öfter junge Mädchen in Blumen oder Bäume verwandelte, und sie, während er sie nur ein paar Stunden in Gefangenschaft hielt, geistig Jahre voll Erkentnisse durchleben ließ. War der Bann gehoben, dann beschenkte er sie mit künstlich nachgebildeten Blumen, in der Weise,

wie ich Ihnen diesen Zweig mit Apfelblüthen anzubieten wage."

„Ei, Graf," rief Elina's älteste Schwester, „reden Sie die Blumensprache? Was bedeutet denn Apfelblüthe?" „Ich glaube Bescheidenheit," entgegnete er lächelnd. Elina lächelte jetzt ebenfalls: „Ich nehme Ihr Geschenk dankbar an," rief sie, „man sagt ja: Bescheidenheit, das schönste Kleid, und ich glaube, dies habe ich erst aus Ihrer Hand empfangen." Ein lauter Donnerschlag erfolgte; statt des alten Zauberers stand ein junger Mann vor den bestürzten Frauen; dieser sprach: „Dank', schöne Elina, ich bin erlöst! Ein Mächtigerer, denn ich bin, hatte mich in die Gestalt eines alten Mannes verzaubert, und meine Erlösung davon abhängig gemacht, daß eine Frau aus freiem Antriebe sich zu einem Unrechte bekenne. Das wird den Frauen schwer, ich habe es erfahren; viele Jahre bin ich als alter Mann gewandert, viele Jahre, bis heute. Lebe wohl, Schöne, lebe wohl, suche nicht vollkommen zu scheinen, bestrebe Dich, es zu sein." Bei diesen Worten verschwand der Zauberer.

„Tante," sagte Marie, „das Märchen ist doch nicht zu Ende? Das wäre ja gar nicht hübsch; der Zauberer hat doch Elina geheirathet, nicht war?"

„Nein, lieber Schatz; in Zauberpaläste gehören nur Feen und Prinzessinnen, aber sage Du nichts zum Nachtheil des Zauberers, sondern sieh Dir die Aepfel an und schweige."

Eins muß ich noch hinzufügen: Es belustigt mich so sehr, wie Wilhelm eigentlich bei diesen häuslichen Freuden, Aepfelschälen und als Beschluß ein kleines, fröhliches Abendessen, so recht in seinem Elemente ist. Ihm geht das Familienleben mit Allem, was daran hängt, über Alles. So tief, als er, interessire ich mich nicht für häusliche Geschäfte, doch das Haus, die Eltern, die Geschwister — o, daran hänge ich mit Herz und Seele. — Papa sagte letzthin: „Das Elterliche Haus steht über Alles. Noch als Mann von vierzig Jahren schlug mir das Herz, sobald ich die Hand auf die Thürklinke des Vaterhauses legte; wenn die Thür sich hinter mir schloß, mußte ich einen Augenblick stille stehen, um den Gedanken auszudenken — Du bist im Vaterhause!" So wird es Wilhelm und mir auch wohl einmal ergehen. — Otto.

Neunundvierzigster Sonntag.

Der arme Otto hat das lange Märchen abgeschrieben; er hätte es nur für mich lassen sollen, denn ich habe doch mehr Geduld und er mag es nicht gern. — Wenn Tante es erzählt, da klingt Alles viel hübscher, als wenn es niedergeschrieben wird: Tante Susanne macht so große Augen dabei, und ist so lebendig, daß man sie immer ansehen muß. — Ich dachte, der Zauberer würde später in einem Wolkenwagen kommen und Elina in sein Zauberschloß abholen, denn wie er ein alter Herr war, wollte er sie doch heirathen. Als ich das später noch einmal an Tante sagte, antwortete sie: „Denkst Du denn, es sei ein so großes Glück, mit einem Zauberer in seinem Schlosse zu sitzen, wenn man weder eine Fee noch eine vornehme Prinzessin

ist? — Der Zauberer hatte wohl die Schöne schon öfter unbescheiden und übermüthig gesehen, so wollte er sie durch seinen Antrag auf die Probe stellen; daß sie ihn ausschlagen würde, wußte er, und wollte sich nur überzeugen, wie weit ihr Uebermuth sie führen werde. Siehst Du, das ist die Geschichte!" Ich weiß nicht, mir wäre mein Schluß lieber gewesen, und ich hätte mich gefreut, wenn Elina in ein Schloß von lauter Diamanten, Rubinen und Smaragden gekommen wäre, in ein Schloß voll bunter Vögel und Blumen, voll Gold- und Silbergeräthe.

Der gute, liebe Herr Flohr hat uns geschrieben; er ist schon bei der Reserve angelangt, und jetzt können wir ihm schreiben. Er sagt in seinem Briefe: „Fast in allen Städten, durch alle Dörfer, welche ich auf der Reise berührte, hörte ich die Leute sagen: „Ach, der arme Mensch ist schon ein Krüppel und so jung noch!" Ich hätte dann immer sagen mögen: „So schlimm ist's nicht, denn das Herz ist gesund." Einige Mal wandelte mich wider Willen unwiderstehliches Lachen an, als ich die Leute so reden hörte, das aber nahmen sie sehr übel und sagten: „Ei, seht einmal! das ist ein leichtsinniger Bursch', lacht sogar

über sein Unglück; da hat er's am Ende wohl verdient!" Bei solchen Reden dankte ich dann im Stillen Gott, der mich so gnädig beschützt hat; käme ich jetzt heim mit einem Fuß, daß würde meine Laufbahn gar sehr verrücken. Wenn wir uns wiedersehen, da werde ich wieder auf zwei Füßen gehen, und zwei Arme haben, sie Euch entgegen zu breiten, Ihr lieben Knaben!" Eigentlich hat Herr Flohr an Otto und Wilhelm geschrieben, aber ich sage uns, denn ich gehöre doch auch mit dazu. Wenn ich einmal Kuchen geschenkt bekomme, sagen die Brüder gleich: „Ach! haben wir Kuchen bekommen?" So mache ich es jetzt auch so mit ihrem Briefe.

In der vorigen Woche besuchte uns Tante Tannenried mit ihren Kindern; das war eine große Freude. Wilhelm und Otto schossen mit den älteren Knaben nach der Scheibe, um ihnen einen Spaß zu machen, aber der jüngste, ein Knabe von fünf Jahren, fürchtete sich sehr, und schrie, davon laufend: „Piff, paff, puff kann ich nicht hören!" Seine kleine Schwester Lore, die kaum drei Jahre alt ist, trat ganz muthig herzu und sagte: „Das ich kann! ich will Soldat werden." Darüber lachten wir sehr. Tante Tan-

nenried ist in Amerika geboren, und als sie ganz klein war, ist sie einmal, als ihre Wärterin sie nur auf kurze Zeit verlassen, von Indianern geraubt worden, und ihre Eltern haben sie theils durch List, theils durch große Geldopfer wieder erlangt. Ich höre es immer so gerne, wenn sie es erzählt. Tante lernte ihren Mann in Amerika kennen, wo er sich angekauft hatte, und sie blieben zehn Jahre dort mit einander; jetzt haben sie einen Landbesitz zwanzig Meilen von hier. Die älteste Tochter heißt Florida und die zweite Amerika, aber sie wird Ameri genannt, und die Schwester Flori; Tante Susanne sagte, Flori klingt so blumig. Tante hat uns früher viele hübsche Dinge aus Amerika geschickt, und bei sich zu Hause hat sie ganze Kasten voll schöner großer Schmetterlinge, voll bunter Steine und Muscheln. Wilhelm bedauerte sehr, daß nicht auch Pflanzensammlungen vorhanden sind.

Bei dem alten Holzwärter ward der Honig aus den Stücken genommen, und wir gingen mit den Kindern hin um diese kleine Wirthschaft zu sehen. Der alte Berner, der sehr groß und hager ist und ganz weißes Haar hat, stand in seiner grünen Jacke bei der Honigpresse und hatte

eine Schürze von seiner Tochter vorgebunden. Seine Frau ist todt, und seine Tochter Marie führt den Haushalt; diese stand am Heerde und rührte und quetschte die Honigscheiben, die später gepreßt werden sollten. Die Küche ist sehr klein, aber Alles sah darin so hübsch und sauber aus. Daneben ist eine kleine Speisekammer, wo auch die Milch in Schalen stand; o, wie gerne hätten die Cousinen und ich einen Löffel genommen, um sie abzurahmen! Das muß doch zu hübsch sein, wenn man eine kleine Milchwirthschaft hat. Schöne Butter stand auch dort, die Marie am Morgen gebuttert hatte. Wir besahen Alles im Hause und im Nebengebäude. Die Wohnstube ist groß, aber nicht freundlich, weil so hohe Bäume vor den Fenstern stehen. Es ist Alles auch so wunderlich gemalt, Thür und Fenster blau, und Tisch und Bänke braunroth. In der Stube sind zwei Wandbetten; in einer zweiten Stube sind diese ebenfalls angebracht, und dort stehen Koffer und Schränke. Im Nebengebäude standen die ausgenommenen Bienenkörbe und ein großes Faß mit Wachsscheiben, die am nächsten Tage ausgeschmolzen werden sollten. Wie wunderbar sahen diese aus! wie künstlich bereitet und ganz verschieden von

Farbe, vom hellsten Weiß bis zum dunkelsten Braun. Wir betrachteten Alles recht, und der alte Berner erklärte uns Alles, was wir nicht kannten. Sie haben dort auch vier wunderhübsche Hühner; Marie erzählte, sie hätten niemals früher Hühner gehabt, aber ein Soldat, welcher vierzehn Tage bei ihnen in Quartier gelegen, habe nicht geruht, bis ihr Vater ihm alte Bretter angewiesen, aus denen er eine Art Schrank zusammen gefügt und an die Stallwand befestigt hat; eine ganz schmale Stiege führte hinan; das ist jetzt das Nachtquartier der Hühner, die Marie nun angeschafft hat, der sogenannte Hühnerstall. An derselben Wand sind Körbe angebracht, worin die Hühner ihre Eier legen. In den Wandbetten möchte ich nicht schlafen, aber solche kleine Wirthschaft möchte ich haben.

Vorgestern hatten wir auch einen Spaß; die Schullehrer aus den Dörfern kamen mit ihrer ganzen Schuljugend, und baten um Erlaubniß, den Garten besehen zu dürfen; Christian war auch mit, aber er sah ganz schelmisch aus, wie einer, der schon Alles kennt, was den Anderen neu ist. — Tante Susanne kam ganz in Bewegung. „O," sagte sie zu Mama, „wir müssen sie bewirthen, bitte, laß

uns ihnen einen Spaß machen.“ Mama lächelte: „Aber Susanne, womit denn! In der Stadt kann man zum Bäcker schicken, aber hier —“ „Laß mich nur machen; wir lassen Butterbröde schneiden, und ich helfe und koche Kaffee in großen Kesseln; darf ich die Schlüssel nehmen, darf ich?“ Wir plagten Alle mit, und Mama lachte und sagte: „Ja.“

Nachdem die Kinder Alles besehen hatten, stellten die Lehrer sie im Halbkreise unter dem Balkon auf, und sich in die Mitte und ließen sie singen. Sie sangen allerlei ganz hübsche Lieder, und ein Schullehrer stand mit einem Stöckchen vor ihnen, welches er hin und her schwang und Takt! Takt! rief. Hernach kam die Bewirthung: die Kinder lagerten sich in der Scheuer, wohin ganze Körbe mit Butterbröden gesandt wurden, und nun das Kaffeeschenken, das war zu spaßhaft! Tassen, kleine Kummen, Gläser, Alles war zu Hülfe genommen, und wir Kinder reichten mit umher. Das war ein Gesumme und Gelächter in der Scheuer, und jeder lachte mit, ohne zu wissen weshalb? eben weil Alle so vergnügt waren. Nun habe ich doch so viel Hübsches geschrieben! Marie.

Funfzigster Sonntag.

Jetzt noch drei Wochen, dann heißt es:

Ade, Ade, Ade,
Ach, Scheiden, ach, Scheiden
Thut weh! —

Ja wohl wird es wehe thun! der Herbst ist uns freundlich gesinnt, denn wir haben noch jetzt zwischen 9 und 10 Grad Wärme, und können das Hiersein recht genießen. Die Eltern ziehen erst nach unserer Abreise zur Stadt, sie wollen uns den Aufenthalt auf dem Lande noch gönnen. —

Marie hat geschrieben, daß unsere Verwandten hier

waren; der älteste Vetter, Leonhard, ist bereits auf Schulen; er war nur jetzt mit den Seinigen, weil er lange Zeit das Fieber gehabt und der Doctor ihm eine Luftveränderung anempfohlen hatte. Wir fragten ihn sehr aus. Er erzählte, daß er bei seiner Aufnahme im Pädagogium außerordentlich von den Knaben gemißhandelt worden sei; er habe sich jedoch weder Weichlichkeit noch Verstimmung anmerken lassen, und das habe ihnen Respect eingeflößt und ihm schnell Freunde erworben. Sein Zimmer theilte er mit zwei anderen Knaben, von denen der Eine Stubensenior war; dieser hat ein Stehpult zum Arbeiten, führt das Regiment und verwendet die jüngeren Knaben zu seinem Dienst. Leonhard sagte, der Herr Senior habe ihn tüchtig geschickt, er habe einheizen müssen, das Licht putzen und hundert Dinge mehr.

Jetzt ist Leonhard Senior, und ein jüngerer Bruder seines ehemaligen Gebieters steht unter ihm; aber Leonhard macht keinen Gebrauch von seiner Befugniß. „Ich schicke die Kleinen gar nicht," sagte er, „ihnen wird das Arbeiten schwerer wie mir, weshalb sollte ich ihnen Zeit rauben; was ich bedarf, hole ich mir selber." Otto sah nachdenklich

dazu aus; „Wilhelm wird es auch einmal so machen; ob ich das aber thue?" — Leonhard sagte nichts dazu, aber lachte; ich schwieg gleichfalls, denn beurtheilen, was Otto eben thun oder lassen wird, ist sehr schwer. —

Der arme Herr Reward ist lange krank gewesen und für untüchtig zum Dienst erklärt. Er schreibt dies an Papa und fügt hinzu, daß er jetzt versuchen werde, Vorlesungen zu halten, um seinen Unterhalt zu sichern, bevor er eine Anstellung erhalte. Papa antwortete sogleich, und wir sahen zufällig, daß der Brief sehe umfangreich war. Otto und ich stießen einander an und freuten uns, denn gewiß war Papiergeld darin; Papa ist viel zu gut, er wird nicht wollen, daß Herr Reward Noth leidet, und das könnte er so leicht, bevor er mit seinem neuen Lebensplane im Reinen ist. Papa hat uns versprochen, daß wir auf der Hinreise zur Schule Herrn Flohr besuchen sollen. Wir müssen deshalb einen Umweg von zehn Meilen machen, aber welche Freude wird das sein! Marie häkelt einen Geldbeutel, den wir ihm mitnehmen sollen, und die gute Pastorin, welche ihn auch lieb hatte, strickt Strümpfe für ihn, und die Kinder wollen ihm Weinachtskuchen schicken.

Unser Weihnachtsfest feiern wir diesmal auf Schwanenholm, wohin wir für einige Tage eingeladen sind. Es geschieht wohl Mama's wegen, damit sie am heiligen Abend nicht zu traurig sein möge, der nahen Trennung wegen. Sie hat die Einladung ungern angenommen: „Solche Tage muß man häuslich mit den Seinen feiern," sagte sie, „und auch die Leute entbehren so viel, wenn sie die Bescheerung nicht sehen, und nicht aus den Händen ihrer Herrschaft die ihrige empfangen. An diesem Abend geht, mehr als sonst wohl, ein einigendes Liebesband durch die Welt." Als Papa in sie drang, nachzugeben, fragte Mama: „Werde ich außerhalb des Hauses weniger betrübt sein?" „Nein," entgegnete Papa, „aber Du wirst weniger weinen." Mama lächelte und sagte zu. Otto und ich wissen selber nicht, ob es uns lieb ist; daß wir mit vielen Kindern sein werden, ist prächtig für die Festtage, aber dieser Weihnachtabend hier im Hause kam uns so besonders feierlich vor. Wir ahen in Gedanken die grünen Bäume stehen, sahen die Lichter funkeln, und nahmen uns vor, uns alle Eindrücke recht einzuprägen. Wir kommen, so Gott will, nächste Weihnacht wieder, aber dann ist doch Vieles anders, und

wir sind nicht so recht mehr, wie Otto sagt, Bürger des Hauses. Da es nun einmal ist, wollen wir so froh und dankbar sein, wie wir können.

Es ist jetzt ausgemacht worden, daß Christian und die Leute ihre Bescheerung am Abend vor unserer Abreise haben sollen. Tante Susanne, Otto, Marie und ich wollen einen großen, großen Baum für Alle anputzen, mit goldenen und silbernen Netzen, mit bunten Papiertaschen und Zuckerwerk, ganz wie für Kinder, das wird sie freuen. Mama hat erlaubt, daß Tante Lebkuchen und Pfeffernüsse backen darf, und als Großmama für die Sendung dankte, welche sie von hier bekam, sandte sie eine Geldsumme für Tante, mit der Aufschrift: „Für meine wirthliche, geschickte, fleißige Susanne.“ Tante sprang damit in der Stube umher und rief: „Die Pastete muß also doch gut gewesen sein!“ Dies Geld ist ihr jetzt eine große Stütze. Als Mama die Aufschrift betrachtete, las sie „wirthlich?“ und blickte Tante fragend an. Diese rief: „Ach! Du denkst unwirthlich, weil ich deine Vorräthe so oft plündere, aber Du hast es ja so reichlich, und wenn ich einmal nichts habe in der

Welt, verspreche ich Dir, sparsam sein zu wollen.“ Mama lachte und schwieg. —

Mama hat sich ausgedacht, daß die Pastorenkinder an dem Tage auch kommen sollen; sie würden uns zu sehr entbehren, denn sie kamen sonst in den Festtagen zu uns, auch wenn wir in der Stadt waren, und was mittheilbar war, davon bekamen sie ihr Theilchen. Otto sagte: „Wir wollen unsern letzten Schilling ausgeben, und wie die armen Wanderratten in die Fremde ziehen; mehr können wir nicht thun.“

Papa sprach mit uns über Christian: „Jetzt, da Ihr fortgeht, übernehme ich es, für ihn zu sorgen, aber der eingegangenen Verpflichtung seid Ihr damit nicht entbunden. Ihr mögt selber bestimmen, wie viel ich künftig von Eurem Taschengelde zurückbehalten und für Christian auflegen soll; diese Summe wird den Zehrpfennig ausmachen, mit dem er einst in die Fremde wandert. Wird er später Meister und Ihr habt, wovon Ihr geben könnt, so müßt Ihr für seine Einrichtung mit Sorge tragen; Ihr müßt ihm die ersten so wichtigen Vorräthe an Holz und anderem Material anschaffen, ihn nie aus den Augen verlieren, selber

ein gutes Beispiel geben durch rechtlichen Wandel, und ihm beistehen mit Rath und That, wenn er Eurer bedarf. Handelt so, daß Ihr nie vor dem einfachen, redlichen Tischler die Augen niederzuschlagen braucht, aber seht auch darauf, so weit an Euch ist, daß er die seinigen ruhig zu Euch aufschlagen mag.“ Das Versprechen gaben wir.

Als Papa ging, dachte ich noch über Christian nach: Eigentlich gingen wir leichtsinnig in die Verpflichtung gegen ihn ein. Vorwärts hätten wir darin gemußt, auch, wenn nicht gewollt; aber Gott sei Dank, haben wir auch stets gewollt. Es mag wohl gut sein, denke ich, wenn man von früh an einer Pflicht nachkommen muß, die Opfer fordert, Opfer an Geld namentlich, welche das eigene Vergnügen beeinträchtigen. Ich glaube, die frühe Gewöhnung des Müssens ist eine sehr heilsame; Mancher würde wohl theilnehmender bei der Noth Anderer sein, wäre dies Gefühl ihm mehr anerzogen. Der Pastor sagte einmal: Wo der Egoismus zu viel genährt wird, verschrumpft das Herz.

Wilhelm.

Einundfünfzigster Sonntag.

Ich habe einmal von herumziehenden Musikanten ein recht dummes Lied gehört, welches so begann:

Sonntag, Montag,
Dienstag, Mittwoch,
Donnerstag, Freitag,
Sonnabend, Sonntag.
Ach, ich wollte, daß alle Tage Sonntag wär'
Und ich bei meiner Herzliebsten wär'!

Und so alle Tage durch, dasselbe; ich kann aber weder Sonntag, Montag, noch so weiter diesmal sagen, denn ich muß nicht meine Sachen, sondern meine Gedanken zusammenpacken und Alles in Kürze beschreiben. Am Tage vor unserer Abreise nach Schwanenholm waren wir unge-

heuer geschäftig; wir rannten und sprangen und flüsterten, trugen und schmückten den ganzen Tag. Vorbereitungen sind doch eine sehr große Freude; Mama hatte uns den Eßsaal zugestanden, und darin wirthschafteten wir. Es war kein kleiner Spaß, als Alle herein kamen, die Haushälterin an der Spitze, und Alle in ihren besten Kleidern. Sie freuten sich ganz unbefangen, und Christian war besonders seelenvergnügt. Während wir damit beschäftigt waren, hatte Mama unvermerkt die Thüren des anstoßenden Zimmers aufmachen lassen, und plötzlich blickten wir in dies erleuchtete Kabinet, in dessen Hintergrunde eine kleine Bescheerung für Wilhelm und mich aufgeputzt war. Dies ist Mama's Blumenkabinet, und man kann es in Wahrheit so nennen, denn es enthält auf Tischen, auf Gestellen, in Körben und Vasen Blumen aller Arten, und ist wunderhübsch. Hübsch erleuchtet, war zwischen Mama's lieben Blumen für uns bescheert; keine große Dinge, lauter liebe nützliche Kleinigkeiten, wie man sie so gerne hat; dann aber auch schöne Bücher, eine getreue Abbildung des Hauses mit den nächsten Gartenanlagen, und eine eben so getreue von Mama's Wohnzimmer; beides von ihr entworfen und

in Aquarel ausgeführt. Das freute uns über alle Worte; Marie sprang umher und rief: „Und ich habe Alles gewußt und kein Wort verrathen! Aber die beiden Geldbeutel sind von mir, und Ihr müßt Euch bedanken, Ihr undankbaren Jungen, und Ihr sollt Euer Reisegeld hineinstecken. Seht Ihr wohl, es ist eine Knippe daran; aber ich habe es dem Geldbeutel gesagt, wenn Ihr zum Conditor geht, soll er sein kleines Maul fest zuhalten und keinen Pfennig herausgeben." Darüber lachten Alle. — Als wir uns bei Mama bedanken wollten, versagten uns die Worte und ihr auch; sie schloß uns in ihre Arme, küßte uns und schob uns sanft von sich. — Die Leute nahmen den Baum und die Geschenke mit fort, und wir hörten sie noch lange aus der Ferne lachen und jubeln. — Mama hat der Haushälterin Päckchen mit Vorräthen überliefert, welche sie armen Leuten als Weihnachtsgabe giebt. Mama läßt jeden Weihnachtabend drei kleine Mädchen völlig kleiden, Papa desgleichen drei Knaben. Wenn ich einmal erwachsen bin und eigene Einnahme habe, will ich nimmer vergessen, wie die Eltern es machten. An dem Abende wird so manches Herz weit; überall in den Dörfern regt sich der christliche Sinn, und

wenn an dem Tage ein halb hoffendes, halb zagendes Gesicht in ein Bauernhaus hinein guckt, da öffnet der Bauer seine Vorräthe, und der Arme geht erfreut nach Haus.

Als wir in Schwanenholm anlangten, sahen wir nur frohe Gesichter. Die Kinder sagten, sie wären noch niemals so vergnügt gewesen, und das käme, weil wir da wären und mit Theil nehmen würden. Sie vertrauten uns flüsternd, was sie erspäht hatten, und vertrauten uns ferner, indem sie uns die Hände drückten und vor Freude zwickten, daß wir auch beschenkt werden würden. Wir mußten ihnen von den Pastorenkindern, von Christian, von den Leuten, von uns erzählen, und haarklein, was jeder bekommen habe. Wir waren unbeschreiblich lustig mit einander, und der ganze Abend verging in gleicher Weise.

Als die Glocke ertönte, stürmten wir alle in den Saal; dort stand ein Tannenbaum, der bis an die Decke reichte, und neben demselben eine Gestalt, die den Knecht Ruprecht darstellte in Wolfspelz, mit hoher Mütze und schwarzer Flohrmaske; ich weiß noch nicht, wer es war, ich denke jedoch, es war der Herr des Hauses, denn ich erinnere mich, ihn

in dem Augenblick nicht gesehen zu haben. Ruprecht fragte nach dem Betragen der Jugend, und fügte sodann, ohne die Antwort abzuwarten, hinzu, diese möge nachsehen, was sich für dieselbe am Tannenbaum befinde, und schloß, abgehend, mit einer scherzhaften Ermahnung für das nächste Jahr. Sobald er fort war, eilten wir auf den Baum zu; er war mit Zuckerwerk reich behangen, nnd an vielen Stücken hingen Zettelchen mit unseren verschiedenen Namen, und unter denselben standen kleine Verse und Charaden, welche von Dingen redeten, die unsere Augen vergeblich suchten. Nirgend im Saale war ein Gegenstand zu erspähen, die Tische, die Stühle leer; war es damit abgethan? das dachten wir nicht, aber die kahle Gegenwart machte uns etwas verlegen. Plötzlich ertönte eine Glocke von Neuem; die Flügelthüren öffneten sich, und voran schritt Tante Susanne mit einer strahlenden, durch an derselben angebrachte brennende Wachskerzen erhellten Krone auf dem Haupte, mit lang herabhängendem Haar, an rothseidenen Bändern ein hell erleuchtetes Schiff auf Rollen hinter sich herziehend. Es war ein Anblick, der uns augenblicklich verstummen

machte, dann jubelten wir desto lauter. Mama rief: „Susanne! Susanne! ach, nimm Dich doch in Acht!“

Das Schiff war ganz allerliebst und sehr groß. Der Bediente hier im Hause ist der Sohn eines Schiffszimmermeisters, hat selbst in seiner Jugend beim Vater gelernt und das hübsche Schiff zurecht gezimmert. Nichts fehlte an demselben, es war eine wahre Freude, es zu betrachten. Die Segel, das Tauwerk, das Steuer, Alles, Alles, und so hübsch und nett! Es war ein Kauffahrer Namens: „Die Hoffnung.“ Aber es hätte „die Erfüllung“ heißen können, denn es brachte reiche Fracht, Kistchen, Packete, Tönnchen, alle mit den Zeichen versehen, die man an Schiffsgütern wahrnimmt, und nebenbei den Namen dessen tragend, für den sie bestimmt waren. — Dies Besehen und Suchen und Finden war sehr belustigend. Auch der Geheimrath und seine Frau fanden zu ihrer gegenseitigen Ueberraschung Geschenke, welche sie sich einander machten; der Bediente hatte sie im Schiffchen verbergen und Schweigen geloben müssen.

Zuerst langten wir einen Ballen hervor, der an den

Geheimrath überschrieben war; dieser enthielt einen englischen Käse, den seine Frau ihm schenkte, und später fand sich noch ein Fäßchen mit Sardellen vor. Wir lachten sehr über diese soliden Geschenke, die dankbar aufgenommen, aber eilfertig aus dem Raum transportirt wurden. Die Geheimräthin empfing dagegen wunderhübsche Dinge. Alles, was wir erhielten, befand sich ebenfalls im Schiffe; auf des Geheimraths Bitte war es ihm schon früher zugesandt worden. Wir waren Alle sehr, sehr vergnügt und gingen erst gegen elf Uhr zu Bette. Wilhelm und ich wohnten zusammen; als wir allein waren, sagte er: „Ich war sehr vergnügt heute, Du auch?" „Ausnehmend froh," entgegnete ich. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Mir fehlt doch Etwas — das Besinnen; es ging so fort in Lust und Taumel, man kam zu keinem stillen Gedanken. Zu Hause sind wir immer lustig gewesen, aber wir behielten stets Zeit, den grünen Baum zu betrachten und des heiligsten Geburtsfestes zu gedenken. Wer so viel Gutes erhält, soll doch auch des Gebers eingedenk sein. Das fiel hier weg, und das fehlte mir; wir sind einmal daran gewöhnt, und ich kann es nicht recht ent-

behren." Es ging mir eben so, aber ich hätte es vielleicht nicht gesagt; das wird mir oft schwer; Wilhelm kann das so gut in seiner einfachen Weise, und es ist auch gewiß viel besser. Mit seinem guten Herzen fügte er hinzu: „Aber Du mußt nicht denken, daß ich undankbar bin, gewiß, daß bin ich nicht, im Gegentheil, ich möchte allen danken können, die uns so viel Spaß bereitet haben."

Die Festtage vergingen in Saus und Braus; jetzt sind wir wieder hier, und in drei Tagen reisen Wilhelm und ich. In dies Buch schreibe ich nun wohl nicht wieder; wir müssen uns von Allem trennen; aber ein Tagebuch wollen wir ferner führen. Ach, Trennung ist doch schwer!

Otto.

Zweiundfünfzigster Sonntag.

Die Brüder sind fort, und ich habe geweint und geweint, bis ich gar nicht mehr weinen konnte. Sie haben mich auch Alle weinen lassen, und Keiner hat gesagt: „Marie, höre doch auf!“ wie wohl sonst. — Zuerst ging ich in den Garten der Brüder; da war Alles todt und öde, aber Frost und Schnee haben wir noch nicht viel gehabt. Ich ging auf und nieder in den Gängen, und sagte immer vor mich hin: „Wilhelm und Otto sind fort, o ich armes Kind!“ Alte Frauen waren in der Nähe beschäftigt, und als ich vorüber ging, sagten sie: „Das kommt Ihr wohl kurios vor, daß die Brüder fort sind?“ Ich nickte nur mit dem Kopfe, antworten konnte ich nicht; sie sagten: „kurios,“ und ich war so erschrecklich traurig! Tante

Susanne begegnete mir und sagte: „Marie, Du bist hier? ich dachte, Du wärst bei Mama, sie zu trösten.“ Das half; ich lief geschwind hin; Mama saß ganz still, sie hielt ihr Tuch in Händen, und die Hände in den Schooß; ich legte den Kopf auf ihre Knie und schluchzte laut. „Meine arme Marie!“ sagte Mama, und das ging mir durch's Herz. „Mama,“ sagte ich, „ich will Dich trösten.“ Sie legte die Hand auf meinen Kopf nnd sagte: „Thue das! Sei, so viel Du vermagst, ein gutes Kind, dann wird Gott Dich lieb haben, und Du wirst mein Trost sein.“ Ja, ich will Mama trösten.

Marie.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Samenkörner.

Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren.

Preis 2 Mk. 50 Pf.

Lebensbuch.

Für Mädchen von 12—15 Jahren.

2 Theile à 3 Mk.

Ausgabe mit Holzschnitten. Fein geb. 6 Mk. 75 Pf.

Liesbeth.

Erinnerungen an eine kleine Pension für erwachsene Mädchen.

Preis 3 Mk. 75 Pf.

Eleg. geb. ohne Bilder 4 Mk.

Felicia.

Fragmente aus dem Leben eines jungen Mädchens, für die reifere weibl. Jugend.

I. Theil 3 Mk. 50 Pf. II. Theil 3 Mk. 50 Pf. III. Theil 3 Mk.

Eleg. geb. ohne Bilder 9 Mark.

Alte Bekannte.

Ein Nachtrag zu den Tage- und Lebensbüchern.

Preis 2 Mk. 40 Pf.

Geschichten

für Kinder von 10—12 Jahren.

Preis 2 Mk. 25 Pf.

L. D.

Stein

BERLIN

bei

Winckelmann & Söhne.